

FLUCHT AUS SOBIBOR

RICHARD RASHKE

Überarbeitete und aktualisierte Edition



Am 14. Oktober 1943 kam es zum Aufstand im NS-Vernichtungslager Sobibor: Die etwa 600 inhaftierten Juden und Jüdinnen erschlugen ein Dutzend SS-Offiziere und Wächter, rissen den Stacheldrahtzaun nieder und flüchteten über ein vermintes Feld. Gegen alle Wahrscheinlichkeit gelangten mehr als 300 Gefangene in die rettenden Wälder. Etwa 60 jener Männer und Frauen schafften es, bis zum Kriegsende zu überleben.

Dieses Buch beschreibt anschaulich, basierend auf Interviews und in enger Zusammenarbeit mit 18 Überlebenden, die Flucht aus Sobibor: Ein Buch über den erbitterten Willen zu Überleben, um der Welt zu erzählen, was hinter diesem Stacheldraht wirklich geschehen ist.



*Ein einzigartiger, unvergesslicher und tief bewegender
Bericht über ein Vernichtungslager.*

DETROIT JEWISH NEWS

*Dieses bewegende und zornige Buch
verdient es, gelesen zu werden.*

WASHINGTON POST

ISBN 978-3-903022-39-3

bahoe books

Zukunftsfonds

der Republik Österreich



Gefördertes Sonderprojekt der
HochschülerInnenschaft an
der Universität Wien



NATIONALFONDS

DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

RICHARD RSAHKE

Flucht aus Sobibor

Aus dem Amerikanischen von ANNA KAISER.

Die Nutzung der deutschen Übersetzung erfolgt mit
freundlicher Genehmigung des Psychozial-Verlags

© RICHARD RASHKE 1982, 1995, 2013

© Aller abgedruckten Bilder: RICHARD RASHKE

© Der Zeichnungen von JOSEPH RICHTER:
Ghetto Fighters' House Museum

1. Auflage | bahoe books | Wien 2017

ISBN: 978-3-903022-39-3

Inhalt

Einleitung	7
Sobibór, Polen, 14.-19. Oktober 1943	11
Die Häftlinge	13
Kapitel 1-18	
Die Flucht	152
Kapitel 19-31	
Der Wald	242
Kapitel 32-37	
Anhang	
Anmerkungen	315
Danksagung	331
Quellenverzeichnis	333
Nachwort	334
Editorische Notiz	335

Einleitung

Fast jeder kennt die Namen Auschwitz und Dachau. Aber nur wenige haben jemals von Sobibór gehört, obwohl dort am 14. Oktober 1943 einer der grössten Häftlingsausbrüche während des Zweiten Weltkriegs stattfand. Dass die Geschichte darüber schweigt, ist kein Wunder.

1945 beschlagnahmten die Alliierten Berge deutscher Akten und hinterliessen den Historikern damit eine unvergleichliche Kriegsbibliothek. Unter jenen Millionen von Seiten befanden sich allerdings nur drei kurze Dokumente über Sobibór, eines von drei Vernichtungslagern in Ostpolen, das zu Heinrich Himmlers streng geheimer «Aktion Reinhard» gehörte. Sobibór, Belzec und Treblinka waren gigantische Todesfabriken, in denen jeder Jude innerhalb von 24 Stunden nach seiner Ankunft vergast wurde. Ausgenommen hiervon waren zwischen 100-600 Juden, die im Lager als Arbeitskräfte benötigt wurden. Doch auch ihnen war nach Abschluss der «Aktion Reinhard» der Tod gewiss, falls sie so lange durchhielten.

Die polnische Hauptkommission zur Untersuchung der Nazikriegsverbrechen schätzte, dass die Deutschen in jenen drei Vernichtungslagern mindestens 1,65 Millionen Juden vergasteten – etwa ein Viertel aller Holocaust-Opfer. In Sobibór, dem kleinsten der drei Lager, starben mehr als 250.000.¹

Wenn die Deutschen auch kaum schriftliche Dokumente über Sobibór hinterliessen, so hinterliessen sie doch Zeugen – etwa 50, heute über die ganze Welt versprengte Überlebende.² Ich habe 18 von ihnen in den Vereinigten Staaten, der Sowjetunion, Brasilien, Polen und Israel interviewt. Die meisten Befragten hegten meinem Ansinnen gegenüber zwiespältige Gefühle: Einerseits sträubten sie sich dagegen, über Sobibór zu sprechen – wegen des Schmerzes, den ein erneutes Durchleben der persönlichen

Hölle verursacht; andererseits reizte sie der Gedanke, ihre Geschichte von einem professionellen Schriftsteller «für ihre Enkel» erzählen zu lassen. Ich wurde in gewisser Weise überrascht: Ich bin kein Jude und hatte angenommen, dieser Umstand würde eine Atmosphäre des Misstrauens schaffen, die sich hemmend auf Offenheit und Ehrlichkeit auswirkt. Stattdessen gewann ich den deutlichen Eindruck, dass ich als Schriftsteller gerade deswegen willkommen war, weil ich kein Jude war.

Die meisten von mir befragten Überlebenden erinnerten sich lebhaft an einzelne Aspekte von Sobibór – als könnten sie es noch immer sehen, hören und fühlen. Wenngleich alle ihren Teil zu diesem Buch beitrugen, erwiesen sich drei von ihnen als besonders wichtig:

- Alexander (Sascha) Petscherski war Mitankführer der Flucht aus Sobibór. Er schrieb kurz nach dem Krieg einen zusammenfassenden Bericht über den Aufstand. Ich fand und befragte ihn in der Sowjetunion.
- Stanislaw (Shlomo) Szmajzner, einer der Hauptplaner des Ausbruchs, lebte praktisch vom Tag der Inbetriebnahme des Lagers bis zum Tag der Flucht in Sobibór. Er schrieb in portugiesischer Sprache ein Buch über seine Erfahrungen. Ich fand und befragte ihn in Goiania, Brasilien.
- Thomas (Toivi) Blatt machte es sich während seines sechsmonatigen Aufenthalts in Sobibór sowie nach seiner Flucht zum Prinzip, soviel wie möglich über das Lager in Erfahrung zu bringen. Er schrieb ein Tagebuch, das auszugsweise veröffentlicht wurde. Ich fand und befragte ihn in Santa Barbara, Kalifornien.

Meine Recherchen und das Schreiben dieses Buches konfrontierten mich mit zwei vorhersehbaren Problemen. Bekanntermassen weichen Augenzeugenberichte in der Regel im Detail voneinander ab oder widersprechen sich sogar. Sobibór bildet da keine Ausnahme. Die Grundzüge der Geschichte des Lagers, des Aufstands und der Flucht zeichneten sich klar ab. Es tauchten jedoch Widersprüche auf, weil die Überlebenden entweder einzelne Details über die Jahre ausgeschmückt und die Übertreibungen als Fakten akzeptiert hatten, oder weil sie Gerüchte mit Realität verwechselten. Ich habe alle Geschichten sorgfältig analysiert, habe gestrichen, was ich für Ausschmückungen hielt, und die verschiedenen Versionen einer Begebenheit miteinander verglichen, um die mir am genauesten erscheinende Version auszuwählen. Wichtige Entscheidungen werden in den Anmerkungen am Ende des Buches erläutert.

Das zweite Problem war die Verwendung von wörtlicher Rede. Der Leser wird feststellen, dass einige Kapitel des Buches lebendige Dialoge enthalten, andere nicht. Der Grund für diese Unausgewogenheit liegt darin, dass ich mich bei manchen Teilbereichen auf Bücher, Artikel, Tagebücher und Interviews mit Menschen mit ausgezeichnetem Gedächtnis beziehen konnte; bei anderen gelang es mir entweder gar nicht, Augenzeugen für ein bestimmtes Ereignis zu finden, oder meine Gesprächspartner konnten sich kaum erinnern. In den Anmerkungen sind meine Quellen auf das jeweilige Kapitel bezogen verzeichnet.

Es liegt in der Natur der Sache, dass ein Grossteil dieses Buches und seiner Dialoge auf Erinnerungen basiert – eine Sammlung von Erinnerungen an Ereignisse und Gespräche, die sich vor über 50 Jahren zugetragen haben. Die Dialoge können also nur so präzise sein wie das Gedächtnis der Beteilig-

ten. Darüber hinaus wurden mir alle Dialoge durch den Filter der Übersetzung vermittelt. Die Augenzeugen hatten das Original in einer Sprache gehört oder gesprochen und gaben es – oft mit Hilfe eines Dolmetschers – in einer anderen Sprache an mich weiter. In der Regel waren die mündlichen Übersetzungen holprig und grammatikalisch fehlerhaft, da die Dolmetscher willkürlich von direkter zu indirekter Rede wechselten. Ich habe versucht, die Dialoge in Umgangssprache zu übertragen.

Im Wesentlichen bin ich mir sicher, dass die Dialoge in diesem Buch exakt wiedergeben, was wer zu wem gesagt hat, und dass sie dem entsprechen, was mir erzählt wurde.

Tiefe Dankbarkeit schulde ich Thomas Blatt, dem ersten Überlebenden, zu dem ich zu Beginn meiner Arbeit Kontakt aufnahm. Er hat mehr getan, als nur das Eis für mich zu brechen. Während der 16 Monate meiner Recherchen und des Schreibens habe ich ihn mehr als zehn Tage lang interviewt. Er stellte mir sein Tagebuch zur Verfügung, fungierte als mein Jiddisch-Dolmetscher in Brasilien, mein Russisch-Dolmetscher in der Sowjetunion und mein Polnisch-Dolmetscher in Polen. Er führte mich über das Gelände, wo sich einst das Lager Sobibór befand, und er redigierte den ersten Entwurf dieses Buches. Ich kann nur erahnen, unter welchen seelischen Qualen und unter welcher Erschöpfung er gelitten haben muss, wenn ich – keinesfalls immer höflich und sensibel – bohrte, aufwühlte und nachhakte.

Herr Blatt ist einer der wenigen jüdischen Überlebenden der polnischen Stadt Izbica, in der es einst ein blühendes Shtetl mit 4.000 Bewohnern gab. Thomas Blatt widmet seine Arbeit an dem vorliegenden Buch seinen Eltern und seinem Bruder, die in Sobibór ermordet wurden, sowie allen Juden von Izbica, die nicht entkamen.

Richard Rashke

Sobibór, Polen

14.-19. Oktober 1943

Oberscharführer Karl Frenzel wartete, bis kaum noch Schüsse zu hören waren, und versuchte dann, das Hauptquartier der Sicherheitspolizei im etwa 120 Kilometer entfernten Lublin anzurufen – doch die Telefonleitung war tot. Und der für Sobibór verantwortliche Kommandant war abwesend. Frenzel ging durch das Haupttor, überquerte die Geleise zu dem kleinen öffentlichen Bahnhof und übergab dem polnischen Telegrafenebeamten folgende Nachricht:

JUDEN HABEN REBELLIERT ... EINIGE ENTKOMMEN ... EINIGE SS-FÜHRER, UNTERFÜHRER, AUSLÄNDISCHE WACHEN TOT ... EINIGE JUDEN NOCH IM LAGER ... SCHICKT HILFE.³

Die Sicherheitspolizei entsandte SS- und Polizeisondereinheiten nach Sobibór, um die Juden, die noch hinter den Zäunen in der Falle sassen, einzukesseln. Ausserdem wurden Wehrmachtseinheiten zur Verfolgung der Flüchtigen abgestellt, und Maschinen der Luftwaffe kreisten im Tiefflug über dem Nadelwald.

Am nächsten Tag, dem 15. Oktober, schickte die Sicherheitspolizei einen Bericht nach Berlin, in dem die Zahl der entkommenen Juden mit «ungefähr 300», die der getöteten SS-Männer mit neun angegeben wurde.⁴ Die SS spürte die 159 Juden auf, die sich noch innerhalb des Lagers versteckt hielten.⁵ Einige bewaffnete Häftlinge leisteten Widerstand. Nachdem die Juden im Wald erschossen und verscharrt worden waren, demontierte die SS die Gaskammern, riss die Gebäude ab, die nicht anderweitig zu verwenden waren, und pflanzte junge Kiefern an, wo einmal die Baracken gestanden hatten. Die Nazis verliessen Sobibór – den «Eulenwald» – wie sie es vorgefunden hatten. Im einstigen Lagerzentrum stand nur noch der alte, 30 Meter hohe Hochsitz. Und jenseits der Bahngleise befand sich das ehemalige Postamt, in dem der Kommandant von Sobibór gewohnt hatte.

Am 19. Oktober 1943 – fünf Tage nach der Flucht der Juden aus Sobibór – beendete der Reichsführer SS Heinrich Himmler die «Aktion Reinhard».⁶ Die Rote Armee stand nur noch knapp 500 Kilometer östlich von Sobibór,

und Beweise mussten vernichtet werden, bevor sie in die Hände des Feindes fielen. Überdies war die «Aktion Reinhard» ein voller Erfolg gewesen. Innerhalb von 20 Monaten waren allein dabei fast zwei Millionen Juden getötet worden. In den Ghettos von Ostpolen, Lettland, Estland, Litauen, Weissrussland und der Ukraine gab es keine Juden mehr, die man hätte ermorden können.

Aber Himmler konnte nicht alle Zeugnisse vernichten. Als die Russen über den Fluss Bug nach Polen einmarschierten und bis über Sobibór hinaus vorstießen, gehörten die in der Umgebung in Scheunen und Feldern versteckten oder bei den Partisanen kämpfenden Augenzeugen zu den Ersten, die die Rote Armee willkommen hiessen.

Die Häftlinge

Kapitel 1

Frühling 1942

Sich streckend, um grösser zu wirken als er eigentlich war, stand der Bub auf dem weiten, von zwei Meter hohem Stacheldraht umzäunten Platz bei den Männern. Nach der langen Fahrt in einem nach Urin und Tod riechenden Güterwagon empfand er die Luft an diesem sonnigen Nachmittag als einen nach Frühling und Kiefern duftenden Wohlgeruch. Auf das Eingangstor war in grossen schwarzen Buchstaben «SS SONDERKOMMANDO» geschrieben, und auf dem an hohen weissen Pfählen befestigten Schild vor der Bahnhofsbaracke jenseits der Geleise stand «SOBIBÓR». Der Bub hatte noch nie von Sobibór gehört, und er ahnte natürlich auch nicht, um welche spezielle Art von SS-Lager es sich dabei handelte. Er schaute sich um.

Auf einer in den dichten Nadelwald entlang der Hauptbahnlinie geschlagenen Lichtung errichtet, wirkte Sobibór ruhig und friedlich. Zwar trugen die deutschen und ukrainischen Wachen Lederpeitschen, Pistolen und Gewehre, doch der Bub versuchte sich einzureden, dass Sobibór nur ein weiteres Arbeitslager für Juden sei. In der Lagermitte ragte ein Hochsitz 30 Meter in den klaren Frühlingshimmel, und jenseits der Geleise hinter dem Bahnhof konnte man ein halbes Dutzend Holzfällerhütten erkennen. Der Bub war erst 15 Jahre alt, kaum 1.50 Meter gross, mager wie eine streunende Katze und genauso wachsam. Aus Angst, seinen Kopf zu drehen, blickte er aus den Augenwinkeln so weit nach links wie möglich. Er beobachtete, wie Frauen und Kinder in eine Schlange drängelten und in Viererreihen durch ein riesiges Tor marschierten, in das Kiefernzweige eingeflochten waren, so dass niemand hinein- oder hinaussehen konnte. Auf dem Schild neben dem Tor stand «DUSCHEN». Der Bub versuchte, einen flüchtigen Blick auf seine Mutter und seine ältere Schwester zu erhaschen, doch sie waren in der schiebenden Menge verschwunden. Als sich das Tor geschlossen hatte, wandten sich die Nazis den Männern und den Buben zu, die als Männer durchzugehen hofften .

«Antreten!» brüllte ein hochgewachsener SS-Offizier, dessen schlaksige Arme fast bis zu den Knien reichten. «In Viererreihen!»

Der Bub hielt noch einmal verstohlen Ausschau nach seinem Vater, von dem er getrennt worden war, nachdem die Ukrainer sie mit Peitschen aus dem Güterwagon getrieben hatten; doch er konnte ihn in der wogenden, in eine formationsähnliche Aufstellung drängenden Menge nirgendwo entdecken. Er griff nach der Hand seines Bruders, nach der seines Neffen und der seines Vetters, um die Verwandten nicht auch noch zu verlieren und dem undurchsichtigen Tor und dem, was ihn dahinter erwartete, alleine ins Auge sehen zu müssen. Hand in Hand bildeten der Bub und seine Familie eine Reihe in der langen Schlange.

«Bleibt zusammen, was auch geschieht», flüsterte er seinen Verwandten zu. «Versprecht es mir!»

Sie nickten verstört.

Der grosse Nazi schritt mit durchdringendem Blick die Kolonne ab, als suche er nach einem ihm bekannten Gesicht. Mit seiner tadellos gebügelten Uniform, der schwarzen Mütze mit dem silbernen Totenkopf – dem Kennzeichen der SS –, den glänzenden kniehohen schwarzen Lederstiefeln und der sich wie eine Schlange in seiner Hand windenden schwarzen Peitsche wirkte er auf den Buben wie ein schwarzer Riese.

«Schneider, Schuster, Maler raustreten!» rief der grosse Nazi. Der Bub wurde von panischer Angst ergriffen. Was sollte er tun? Wer würde besser behandelt werden? Diejenigen, die vortraten, oder diejenigen, die stehen blieben? Was würde passieren, wenn er log und behauptete, er sei Schneider? Als sich der Nazi ihm näherte, unterdrückte der Bub seine Angst, wie so oft in den letzten drei Jahren, und gehorchte jenem überschäumenden Gefühl, das ihn aus Gründen, die er nicht begriff, Dinge sagen und tun liess. «Ich bin Goldschmied», überschrie er die anderen Stimmen. «Brauchen Sie einen Goldschmied?»

Bevor der SS-Mann antworten konnte, griff der Bub in seinen auf dem Boden liegenden Rucksack und zog eine Brieftasche mit goldenem Monogramm daraus hervor.

«Sehen Sie?» Er hielt dem Nazi die Brieftasche hin. «Das habe ich gemacht.»

Die Initialen des Buben glänzten in der Nachmittagssonne, fein gefertigt und spiegelglatt wie Eis.

«Du hast das gemacht?»

«Ja», stiess der Bub hastig hervor, ängstlich bemüht, nicht eine Sekunde Zeit zwischen Frage und Antwort verstreichen zu lassen. «Hier ist mein Werkzeug.» Er griff wieder in den Rucksack und fischte einen Petroleumbrenner, Holzkohle, Zangen und Meissel heraus.

«Also gut, raustreten», sagte der Nazi. «Da drüben hin. Wir werden sehen.» «Ich habe drei Brüder, die auch Goldschmiede sind», log der Bub. Er war verblüfft über seine eigene Kühnheit, denn sein Bruder, sein Vetter und sein

Neffe kannten kaum den Unterschied zwischen Gold und Messing. Der Nazi warf einen kurzen Blick auf die drei jungen Burschen und nickte ihnen zustimmend zu.

«Mein Vater», fragte der Bub, «was ist mit meinem Vater?»

«Mach dir keine Sorgen.» Eine Spur von Güte schwang in der Stimme des Nazis mit. «Morgen ... Setz dich. Ich bin gleich wieder da.»

Der Bub drückte seine Werkzeuge an sich. Sie hatten ihm schon einmal das Leben gerettet, und wenn er heute die richtige Entscheidung getroffen hatte, dann würden sie ihm erneut helfen. Er hatte gelernt, das gierige Schimmern in den Augen eines Nazis zu erkennen; und der grosse SS-Mann hatte genau dieses Glänzen in den Augen.

Das riesige Tor öffnete sich, und die Männer und Halbwüchsigen marschierten in Viererreihen hindurch, wie zuvor die Frauen und Kinder. Dann schlug das Tor zu. Ein Ukrainer in graugrüner Felduniform und schwarzer Soldatenmütze stand mit über der Brust gekreuztem Gewehr davor Wache. Der Bub war sich nicht sicher, ob der «Schwarze» – wie die ukrainischen Hilfswilligen von den Juden genannt wurden – dort postiert war, um die Leute am Hinein- oder Hinausgehen zu hindern.

Während die «Goldschmiede» auf den grossen Nazi warteten, setzte sich plötzlich ein fremder Bursche zu ihnen. Der Bub wurde nervös; wenn man den Nazis nicht aufs Wort gehorchte, konnten sie sich auf einen stürzen wie deutsche Schäferhunde.

«Verswinde!» zischte er dem Neuankömmling zu. «Wir sollen hier sitzen. Alleine.»

«Nein», erwiderte der Neue. «Ich male Schilder, und der grosse Nazi hat mir gesagt, ich soll mich hier hinsetzen.»

Widerwillig akzeptierte der Bub den Schildermaler. Er bedeutete nur ein zusätzliches Risiko; eine Person mehr, die ein falsches Wort sagen oder etwas tun könnte, das den SS-Mann ärgerte. Aber da der Bub keine andere Wahl hatte, sass er einfach schweigend und so aufrecht wie möglich da und wartete. Nach knapp einer Stunde erschienen einige ukrainische Wachen auf dem Platz und führten die Gruppe der Schuster und Schneider in einen anderen Teil des Lagers ab; doch der grosse Nazi tauchte nicht auf. Während der Bub wartete, nährte seine Angst Phantasien darüber, was sich wohl hinter dem Riesentor verbarg. Als die Dunkelheit bereits die Konturen des Waldes verschwimmen liess, öffnete sich endlich das Tor und der grosse Nazi erschien. Er war allein. Bevor er das Tor schloss, gelang es dem Buben, einen flüchtigen Blick dahinter zu werfen: ein langer Gang, der nirgendwohin zu führen schien; ein Korridor, begrenzt von Stacheldraht, in den Zweige eingeflochten waren.

«Kommt!» forderte der SS-Mann die Buben auf. Er führte sie zu einer Holzbaracke und stiess die Tür mit dem Stiefel auf. «Rein! Drinbleiben!» Er schlug die Tür hinter sich zu und verschwand. Bis auf einen schwachen Lichtschimmer, der durch einen schmalen Fensterschlitz unterhalb der De-

cke drang, war es finster wie in einem Tunnel. Ein Schatten bewegte sich in einer Ecke des langen Raumes.

«Wer ist da?» Der Bub versuchte zu schreien, doch aus seiner trockenen Kehle kam nur ein heiseres Flüstern. «Wer ist da?»

Wieder bewegte sich der Schatten.

«Ich bin auch Jude», wisperte eine schüchterne Stimme zitternd vor Angst.

«Ich bin Schildermaler. Wer seid ihr?»

Sie sassen in der Dunkelheit auf dem nackten Holzfussboden – der Bub, sein Bruder, sein Vetter, sein Neffe und die beiden jungen Schildermaler. Sie waren müde, hungrig und durstig, doch Anspannung und Furcht vertrieben Müdigkeit, Hunger und Durst. Sie kauerten sich in der von der Tür am weitesten entfernten Ecke zusammen und erzählten einander, wo sie herkamen, wie es ihnen auf dem Weg nach Sobibór ergangen war und wie sie aus der langen Menschenschlange aussortiert worden waren. Aber bei welchem Thema sie ihre geflüsterte Unterhaltung auch begannen, sie landeten doch immer wieder bei dem Tor mit dem Schild «DUSCHEN» und dem endlosen Korridor dahinter.

Der Schildermaler mit der schüchternen Stimme berichtete, er sitze bereits den ganzen Tag in der Baracke. Er erzählte, dass eine Gruppe von Juden mit Besen, Rechen und Schubkarren aus dem Tor herausgekommen sei, den Platz von herumliegenden Spielsachen, Mützen und Papierfetzen gesäubert und anschliessend sogar die Fussabdrücke im Sand verwischt habe. Es müsse eine Art Trick sein, meinte er. Die Nazis wollten offensichtlich jede Zugladung glauben machen, sie sei die Erste. Aber warum? Die Frage schwebte über ihnen, aber keiner wagte, sie zu beantworten.

Der grosse Nazi mit den langen Armen stiess die Tür auf. «Goldschmied», befahl er, «nimm einen Kübel und folge mir!»

Halb rennend, wie ein Kind, das sich an die Fersen seines Vaters klemmt, um mit den langen Schritten mitzuhalten, überquerte der Bub an der Seite des SS-Mannes den Platz. Sie betraten eine Vorratskammer, die bis unter die Decke mit Käse, Salami, Sardinenbüchsen und Dosenmilch vollgestopft war.

«Bedien dich!» forderte ihn der Nazi auf.

Der Bub hatte noch nie in seinem 15-jährigen Leben eine solche Menge Lebensmittel gesehen. Der leicht modrige Geruch von Käse und Knoblauch machte ihn ganz wahnsinnig, er widerstand jedoch dem Drang, sich auf den Stapel zu stürzen und ein Stück Weichkäse zu schnappen. Er vermutete, dass der Nazi, der mit breitem österreichischem Akzent eher Worte herausbellte als ganze Sätze, ihn in eine Falle zu locken versuchte. «Nein danke», antwortete der Bub. «Ich habe keinen Hunger.»

«Iss lieber!» Der Nazi grinste. «Viel Arbeit morgen.» Da er in der Stimme die unterschwellige Drohung heraushörte, dass man ihn morgen auf die Probe stellen werde und er sich dann als guter Goldschmied erweisen müs-

se, suchte sich der Bub die grösste Salami aus, die er entdecken konnte. Dann nahm ihn der Nazi in die an den Vorratsraum angrenzende Küche mit, wo ein Koch den Kübel mit Kaffee füllte und ihm ein frisches Brot mitgab. So gut es ihnen in der Finsternis möglich war, teilten der Bub und seine Freunde Brot und Salami. Wären sie im Besitz einer Waage gewesen, hätten sie die Portionen abgewogen, um sicher zu gehen, dass jeder den gleichen Anteil erhält. Das Brot verschlangen sie; die Wurst kauten sie sehr langsam, als ässen sie einen grätenreichen Fisch. Aber keiner konnte den Kaffee trinken. Jemand hatte den Kübel offenbar zum Pinselreinigen benutzt, denn der Kaffee schmeckte nach Terpentin.

Sie unterhielten sich bis tief in die Nacht; und als die anderen endlich in einen unruhigen Schlaf mit Träumen von Güterwagons, Zugfahrten und grossen Nazis gefallen waren, lag der Bub auf dem Holzfussboden und starrte in den vom Fenster eingerahmten Fetzen Mondlicht. Neben ihm schlief zitternd der Schildermaler, der tags zuvor mit ihnen zusammen eingetroffen war.

Fragen rollten wie Murmeln im Kopf des Buben herum, und vor seinen Augen blitzten Bilder von seiner Mutter, seiner Schwester und seinem Vater auf.

Was war hinter jenem Tor?

Was bedeutete «Duschen»?

Wo war sie – seine Familie?

Würde ihn der grosse Nazi am nächsten Morgen durch das Tor abführen?

Als die ersten Lichtstrahlen durchs Fenster fielen, hatte der Bub noch immer keine Antworten gefunden.

Kapitel 2

Frühling 1942

Die Baracke war etwa 20 Meter lang und zwölf Meter breit. An der Decke liefen Balken entlang, die wie das Gerippe eines hölzernen Wals aussahen. Der Raum war leer.

Der Bub, Shlomo Szmajzner, kroch zur Tür und spähte durch die Bretterritzen; dann wagte er einen vorsichtigen Blick aus dem Fenster. Der milde Frühlingmorgen war eingezäunt mit Stacheldraht und umringt von Wachtürmen – winzige Holzhütten auf sechs Meter hohen Pfählen, in denen mit Mauser-Gewehren bewaffnete Ukrainer postiert waren. Mit ihren sanft ansteigenden Leitern und den abgeschrägten Dächern aus Teerpappe wirkten die Wachtürme wie Baumhäuser, in denen sich kleine Buben zum heimlichen Rauchen und zum Klatsch über kleine Mädchen treffen. Der ebenfalls von Ukrainern bewachte Zaun war über zwei Meter hoch, und seine Holzpfosten waren so perfekt platziert, als hätte sie ein Architekt angeordnet.¹

Knapp 200 Meter von Shlomos Beobachtungsposten entfernt schnitten die Bahngleise eine Schneise in den Nadelwald. Von der Hauptlinie zweigte ein Nebengleis ab und von diesem wiederum ein Abstellgleis, das bis ins Lager führte und lang genug für zehn Güterwagons war. In der Nähe des Gleisendes und des Haupttors stand innerhalb des Lagers ein hübsches, zweigeschossiges Försterhaus, das von Primeln und ordentlich gestutzten Sträuchern umgeben war. Shlomo konnte einige mit finnischen Maschinenpistolen bewaffnete Deutsche beim Betreten und Verlassen des Hauses beobachten.

Isoliert im scheinbaren Zentrum des Lagers standen mehrere Schuppen, ein getarnter Zaun und das Tor, durch das seine Mutter, seine Schwester und sein Vater marschiert waren. Der Bub lauschte angestrengt, in der Hoffnung, die «Shlomo, Shlomo»-Rufe seiner Mutter oder das Lachen seiner Schwester in der dünnen Frühlingluft über den Platz schallen zu hören. Doch es blieb totenstill, und wenn der Platz nicht mit Abfall bedeckt gewesen wäre, hätte niemand ahnen können, dass erst am Tag zuvor 2.000 Juden durch jenes Tor gezogen waren. Wie konnten so viele Juden so schweigsam sein?, grübelte Shlomo.

Neben seiner Unterkunft standen noch drei identische Holzbaracken – wie neue Ställe, die auf die Ankunft der Kühe warteten. Bis auf ein paar herumstapfende Ukrainer und gelegentlich einen Deutschen mit Wachhund schien das Lager leer und still zu sein.

Die Wirklichkeit von Sobibór packte Shlomo mit stählernem Griff. Er war in eine Stacheldrahtfalle geraten, aus der es, angesichts all der Zäune, Hunde und Maschinengewehre, für einen 15-jährigen Goldschmied mit einem Petroleumbrenner, Holzkohle, Meissel und Zange kein Entrinnen gab. Verzweifelt blieb er wie angewurzelt am Fenster stehen.

Während er hinausstarrte, öffnete sich plötzlich ohne Pfiff oder Vorankündigung das riesige getarnte Tor, und 50-60 Männer und junge Burschen schlurften heraus und fingen an, den Platz zu reinigen. Shlomos Herz klopfte heftig, als er einen grossen, dünnen Buben erkannte. Er starrte seinen Freund Avi an, in der Hoffnung, mit der Intensität seines Blickes die Augen des Buben auf das Fenster ziehen zu können, hinter dem er lauerte. Avi beugte sich über seinen Rechen wie ein Roboter, doch als er sich von dem ukrainischen Wachposten unbeobachtet fühlte, warf er einen verstohlenen Blick auf die Baracke, als wüsste er, dass sich Shlomo dort aufhielt. Bevor er mit dem Zusammenraffen von Abfall weitermachte, nickte Avi kaum wahrnehmbar. Als der Platz gesäubert und die Fussspuren mit Reisigbesen verwischt waren, verschwand Avi wieder in den nirgendwohin führenden Schlauch.

Die Buben in der Baracke bezogen nun abwechselnd Beobachtungsposten am Fenster, während sie auf den grossen Nazi warteten. Der Anblick der Reinigungsmannschaft hatte ihnen einen Funken Hoffnung verliehen, denn wenn es da draussen 50 oder 60 Juden gab, dann musste es auch noch mehr geben. Aber wo arbeiteten sie alle? Warum war es so still? Warum tauchten nicht mehr Juden auf dem Platz auf?

Um die Mittagszeit stiess der Nazi mit den langen Armen die Barackentür auf. Die Buben standen stramm wie deutsche Soldaten.

«Was braucht ihr zum Arbeiten?» fragte der Nazi den Goldschmied.

«Nur Tische und Sessel», antwortete Shlomo. Die Schildermaler nickten zustimmend, zu ängstlich, um selbst den Mund aufzumachen. Die sechs Buben folgten dem Nazi in einen Schuppen, in dem sich Tische, Sessel, Kleidung, Wäsche und Decken stapelten. Es fiel Shlomo schwer, eine Entscheidung zu treffen und seine gesamte Energie auf diese eine Situation zu konzentrieren, denn er wusste noch immer nicht, wie er vor der SS die Tatsache verheimlichen sollte, dass sein Bruder Moses, sein Neffe Jankus und sein Vetter Nojeth keine Goldschmiede waren. Shlomo suchte einen Tisch und einen Sessel für sich selbst und je einen für die anderen aus. «Unsere Kleidung ist schmutzig», merkte Shlomo an. «Und wir haben keine Betten.»

«Decken und Kleidung so viel ihr wollt», bot der Nazi an. «Keine Betten. Nicht mal für uns.»

Sie trugen ihre Beute zur Baracke.

«Drinbleiben», ermahnte sie der SS-Mann. «Wenn ein Ukrainer ruft, macht nicht auf. Verstanden? Bleibt von den Zäunen weg. Verstanden?» Damit verliess er sie ohne weitere Erklärung.

In den sauberen Hosen und Hemden und den neuen hohen Lederstiefeln fühlten sich die Buben so wohl wie schon lange nicht mehr. Vielleicht waren die Nazis in Sobibór anders. Vielleicht waren sie gar nicht so übel. Nach kurzer Zeit kehrte der SS-Mann mit einem zweiten Deutschen zurück, der eine weisse Jacke trug. «Der Kommandant», verkündete der grosse Nazi und schloss behutsam die Tür hinter seinem Vorgesetzten.

Der andere stellte sich als SS-Obersturmführer Franz Stangl vor, zog sich einen heran und befahl Shlomo, ihm gegenüber am Tisch Platz zu nehmen. Kommandant Stangl war tadellos gekleidet – der weisse Rock von oben bis unten geknöpft, die graue Hose knitterfrei und mit akkurater Bügelfalte, und oberhalb einer dünnen Staubschicht glänzten seine Stiefel. Er war 30 Jahre alt, schlank und drahtig. Unter der SS-Mütze mit dem silbernen Totenkopf schaute über dem Ohransatz geschnittenes hellbraunes Haar hervor, und am Kinn war die Spur eines Grübchens zu erkennen. In der rechten Hand hielt er ein Paar blütenweisse Handschuhe.² In Shlomos Augen besass er die geschliffene Eleganz eines Universitätsprofessors, den der Krieg aus seinem Hörsaal gerissen und in die staubige Erde Ostpolens verpflanzt hatte.

SS-Obersturmführer Stangl erklärte, dass er als Kommandant über uneingeschränkte Autorität verfüge und die Macht über Leben und Tod besitze. Er fragte den Buben, wie er ohne Werkstatt Schmuck anfertigen wolle und wie ein so junger Mann überhaupt schon Kunsthandwerker sein könne. Er stellte seine Fragen freundlich, sogar ausgesprochen höflich, und Shlomo vergass für einen Moment, dass Kommandant Stangl ein Nazi war.

Shlomo breitete sein Werkzeug auf dem Tisch aus. Zum Schmelzen des Goldes, erläuterte er, benutze er einen kleinen Petroleumbrenner und ein Stück Holzkohle. Der Brenner sah mit seinem langen Schnabel, in dem ein Docht steckte, wie Aladins Wunderlampe aus. Den Petroleumbrenner in der einen, die Holzkohle in der anderen Hand haltend, blies Shlomo durch ein Glasröhrchen, das er sich zwischen die Lippen geklemmt hatte, die Holzkohle an, bis ihre Oberfläche zu glühen begann. Danach, erklärte er, lege er das Gold in ein Loch in der Kohle. Sobald das Gold schmelze, giesse er es in die zuvor gefertigte Form. Manchmal, ergänzte Shlomo, wenn er nicht in Eile sei und etwas Kalk besitze, reibe er seine Hände damit ein, um leichter arbeiten zu können. Aber das sei nicht nötig, da seine Hände an die Hitze der Kohle und des geschmolzenen Goldes gewöhnt seien. Shlomo führte Kommandant Stangl vor, wie er aus Draht eine Schablone formte, diese an-

schliessend auf eine gewachste Metallplatte legte und mit einer zweiten bedeckte. Wenn die beiden Metallstücke fest verschraubt seien, fuhr Shlomo fort, könne das Gold in die Form gegossen werden. Nachdem er auf diese Weise die Grundgestalt hergestellt habe, bearbeite er das Schmuckstück mit dem Meissel.

«Es ist ganz einfach», versicherte er dem Kommandanten stolz, «aber es funktioniert.»

Stangl war fasziniert; er fragte Shlomo über jedes Werkzeug aus, fast so, als nehme er dem Buben eine Prüfung ab. Der kleine Goldschmied beantwortete jede Frage mit grosser Sachkenntnis und Souveränität, wobei er inständig hoffte, dass der Nazi keine Frage an seine «Brüder» richten werde. Als Kommandant Stangl zufriedengestellt schien, gab er bei Shlomo ein Monogramm in Auftrag und zeichnete mit dem Finger die Konturen des Modells, das ihm vorschwebte, auf die Tischplatte.

Shlomo hatte etwas Gold in seinem Rucksack versteckt, doch kaum genug für das üppige Monogramm, das Kommandant Stangl wünschte. Er hatte das Gold für den Notfall reserviert, vielleicht sogar, um sein Leben damit zu erkaufen. Er glaubte, dass dies ein solcher Notfall war.

«Ich habe etwas Gold», sagte Shlomo, «aber nicht...»

«Ich schicke so viel rüber, wie du brauchst», unterbrach ihn Stangl.

Der Deutsche wirkte so freundlich und wohlgesonnen, dass Shlomo beschloss, sein Glück zu versuchen. Seit er die Frauen und Kinder durch das riesige Tor hatte marschieren sehen, konnte er an kaum etwas anderes als an seine Eltern und seine Schwester denken. Wenn er sich einzureden versuchte, dass seine Familie wohlauf sei, spürte er jedes Mal einen unbestimmten Schmerz. Doch jetzt, in Gegenwart des freundlichen Deutschen, überfiel ihn plötzlich eine böse Vorahnung, ein nagender Zweifel, der durch nichts begründbar schien.

«Meine Eltern und meine Schwester sind mit mir zusammen hierher gekommen», erzählte Shlomo dem Kommandanten. «Ich vermisse sie. Darf ich sie sehen?»

Stangl hörte Shlomo mit gesenktem Kopf zu, als wolle er dem Buben nicht in die Augen schauen.

«Mach dir keine Sorgen.» Die Stimme des Nazis klang väterlich. «Es geht ihnen gut. Sei nicht traurig. Sie sind nur zum Duschen gegangen. Sie haben frische Kleidung bekommen und arbeiten jetzt auf den Feldern. Sie sind glücklich und zufrieden, wenn sie auch härter arbeiten müssen als du ...»

Nach einer Pause fügte er hinzu: «Ihr Jungs werdet alles bekommen, was ihr braucht; Werkzeug, Material, gutes Essen, Betten. Und ich verspreche bei meinem Wort als Offizier, dass ihr bald mit euren Eltern vereint sein werdet.»

Die Worte von Kommandant Stangl wirkten so beruhigend auf den Buben, dass er ein Gefühl der Erleichterung verspürte. Vielleicht war Sobibór gar kein so schlechter Ort, versuchte er sich einzureden. Die Nazis waren menschlich, und er bekam Kleidung und Essen. Er würde in Ruhe arbeiten

können. Und es gab eine Hoffnung. Bald würde er wieder mit seinen Eltern und Ryka zusammen sein. Hatte Kommandant Stangl dies nicht bei seinem Wort als Offizier versprochen? Shlomo traute ihm, denn der Kommandant wirkte aufrichtig und mitfühlend, und der Bub wollte ihm glauben.

Stangl schickte Shlomo eine Handvoll getragener goldener Ringe, von denen einige wie besonders wertvolle Erbstücke aussahen. Ausserdem erhielt der junge Goldschmied einen kompletten Satz kaum gebrauchter Werkzeuge. Shlomo wagte sich nicht vorzustellen, woher das Gold und die Meissel stammen mochten. Er konzentrierte sich ausschliesslich darauf, die Buchstaben FS. aus einer komplizierten Goldumrahmung herauszuarbeiten.

Shlomo postierte Moses, Jankus und Nojeth an ihren Tischen, gab ihnen die Werkzeuge, die er selbst nicht benötigte, und wies sie an, so zu tun, als seien sie beschäftigt.

Es sei ein Theaterspiel um Leben oder Tod, warnte er. Man müsse mit dem Schlimmsten rechnen, wenn der grosse Nazi entdecken sollte, dass sie keine Goldschmiede waren.

Shlomo arbeitete an Stangls Monogramm mit mehr Eifer als an irgendeinem anderen Schmuckstück, das er jemals hergestellt hatte. Er spürte, dass er sich hier, wie zuvor im Ghetto, unentbehrlich machen musste, um zu überleben – ein so wertvoller kleiner Jude, dass die Deutschen gar nicht auf die Idee kämen, ihn durch einen älteren, erfahreneren Künstler zu ersetzen. Wie benommen von der Arbeit, dem Druck und der inneren Anspannung hämmerte er bis zum Einbruch der Dunkelheit an jenem zweiten Tag in Sobibór.

Nach einem üppigen Mahl – so viel Brot, Käse, Salami, Milch, Kaffee und Sardinen, wie er in sich hineinstopfen konnte – fiel Shlomo, sich an Stangls Versprechen klammernd, in tiefen Schlaf. Bei Morgengrauen sass er wieder an der Arbeit. Wie ein Musiker gab er den ganzen Tag über Vorstellungen für einen Strom neugieriger Nazis, die in der Baracke vorbeischaute, um den kleinen jüdischen Goldschmied zu begutachten. Vor Publikum verlangsamte Shlomo sein Tempo, um seine Arbeit anspruchsvoller erscheinen zu lassen, als sie eigentlich war. Auf diese Weise gelang es ihm, die Nazis von den anderen, an ihren Tischen herumhämmernden Buben abzulenken.

Am Spätvormittag des folgenden Tages – seines dritten in Sobibór – liess Shlomo dem Kommandanten ausrichten, dass sein Monogramm fertig sei. Stangl eilte in die Baracke, und als er das FS. in der komplizierten Einfassung sah, genauso, wie er es in Auftrag gegeben hatte, benahm er sich wie ein gieriges Kind.

«Grossartig! Grossartig!» rief er bewundernd, während er das Schmuckstück von allen Seiten betrachtete. «Einfach wunderschön.»

Shlomo strahlte. Er war nicht nur stolz auf seine Arbeit und froh, dass er

den Entwurf des Kommandanten perfekt verwirklicht hatte, sondern er wusste auch, dass er den Test bestanden hatte. Kein Nazi in Sobibór würde jemals wieder bezweifeln, dass er ein Meister des Goldschmiedehandwerks war.

Der grosse Nazi war der nächste SS-Mann, der ein goldenes Monogramm bestellte: G. W. für Gustav Wagner. Und die anderen Deutschen, die Shlomo bei der Arbeit beobachtet hatten, kamen vorbei, um ihm zu gratulieren und sich von ihm Monogramme und Glücksbringer oder Ringe und Armbänder für Ehefrauen und Freundinnen anfertigen zu lassen.

Die Buben genossen ihre erste Vorstellung. Sie arbeiteten jetzt für Sobibórs Elite. Sie mussten nichts weiter tun, als jeden Nazi so zufriedenzustellen wie den Kommandanten; dann konnte es nur noch aufwärts gehen. Es würde einen stetigen Fluss von Arbeit geben, denn bei Gold, das wussten sie, war die Gier grenzenlos, und alle hatten Frauen und Freundinnen, Brüder und Schwestern, Kinder und Freunde, die man mit einem Schmuckstück erfreuen konnte, das ein kleiner Jude mit einem Petroleumbrenner und Holzkohle gemacht hatte.

Vielleicht würde er sogar seine Eltern und seine Schwester Wiedersehen, dachte Shlomo. Vielleicht würde ihm Kommandant Stangl an einem Schab-
bat einen Spaziergang im Dorf erlauben. Vielleicht würde er bald frei sein. Vielleicht...

Doch zuvor galt es, ein heikles Problem zu lösen. Wessen Schmuck sollte er als nächstes anfertigen? Natürlich musste er den nach dem Kommandanten mächtigsten Nazi als erstes bedienen; doch wer war das? Und was würde passieren, wenn er sich für den Falschen entschied?

Tief in seinem Innern wusste Shlomo, dass er die richtige Wahl treffen würde. Er war ein Überlebenskünstler. Und er hatte genau deshalb so lange und so viele andere überlebt, weil er immer und immer wieder die richtigen Entscheidungen getroffen hatte.

Kapitel 3

Frühling 1942

Shlomo stammte aus dem 80 Kilometer westlich von Sobibór gelegenen Pulawy an der Weichsel. Die Geschichte seiner Familie war kein Einzelfall. Die Juden in Shlomos Shtetl lebten isoliert von der polnisch-katholischen Gemeinde in ihrer Nachbarschaft. Sie sprachen besser Jiddisch als Polnisch. Die Männer trugen Bärte und Kaftane; die Frauen hielten ihr Haupt bedeckt. Juden heirateten Juden, verkauften ihr Brot und ihr Fleisch meist an Juden, ihre Kinder spielten mit jüdischen Kindern und besuchten entweder von der jüdischen Gemeinde betriebene Schulen oder sowohl die städtische als auch die hebräische Schule.

Der Unterricht langweilte Shlomo; es war das Goldschmiedehandwerk, das seine Phantasie beflügelte. Wann immer es ihm gelang, seinem Vater zu entweichen, besuchte er die Werkstatt von Herzl, dem Goldschmiedemeister von Pulawy, und sah dem Künstler stundenlang bei der Arbeit zu. Im Alter von zehn Jahren schloss Shlomo ein Abkommen mit seinem Vater: Wenn er bei Herzl in die Lehre gehen durfte, wollte er sich dafür in der Schule besonders anstrengen. Mit zwölf Jahren war Shlomo bereits gelernter Goldschmied.

Als die Deutschen im September 1939 Polen überfielen und Pulawy besetzten, flehte Shlomo seine Eltern an, nach Russland zu fliehen, wo die Juden weniger litten, wie er gehört hatte. Aber die Eltern weigerten sich, ihre Heimat zu verlassen. Was sollte aus dem Haus werden? Wer würde es in ihrer Abwesenheit bewachen? Und den Familienbetrieb – man konnte ihn doch nicht einfach aufgeben!

Gegen die inständigen Bitten seiner Eltern packte Shlomo ein paar Kleidungsstücke und sein Werkzeug in seinen Rucksack und bestieg einen Zug in Richtung Osten. Er war 13 Jahre alt.

Da Juden das Reisen ohne Sondergenehmigung seit 1939 verboten war, versuchte Shlomo, als Arier durchzugehen. Doch ein polnischer Mitreisender denunzierte ihn, und die Deutschen holten ihn aus dem Zug. Nach wochenlanger Fahrt per Anhalter, gelegentlich auch mit der Bahn, erreichte er den Fluss Bug – die Grenze zwischen Polen und Russland – und schwamm hin-

über. Er fand Arbeit bei einem jüdischen Juwelier und hatte genügend zu Essen. Er war frei.

Noch vor Ende des Winters überfiel Shlomo grosses Heimweh nach seinen Eltern und Geschwistern. Die Russen erwischten ihn bei dem Versuch, den Bug in Richtung Polen zu durchqueren. Nach stundenlangem Verhör liessen sie ihn ziehen. Wenn der verrückte kleine Jude unter den Deutschen leben wollte, meinten sie, sei das sein Problem. Einmal am anderen Flussufer, liess sich Shlomo von einem Pferdewagen bis zum nächsten Bahnhof mitnehmen und bestieg den ersten Zug Richtung Westen, wobei er sich alle Mühe gab, so polnisch wie möglich zu wirken. Noch bevor der Zug jedoch ins Rollen kam, zeigte ein Pole mit dem Finger auf ihn und rief: «Ein Jude! Ein Jude!»

Die Deutschen schleppten ihn zum nächsten Gestapo-Posten.

«Bist du einer?» fragte der Beamte.

«Ja», bestätigte Shlomo. Er konnte seine Herkunft nicht verleugnen, und er wusste nicht, dass die Deutschen während seiner Abwesenheit eine Verordnung erlassen hatten, die alle Juden zum Tragen des Davidsterns zwang.

«Zieh deine Stiefel aus!» Der Deutsche stiess Shlomo durch die Tür ins Freie. «Bleib hier stehen, bis ich wiederkomme.» Mit einem Blick auf die Uhr verschwand er wieder nach drinnen.

Shlomo wusste, er würde sich Frostbeulen holen, vielleicht sogar seine Beine verlieren, wenn er in Schnee und eisigem Wind bewegungslos stehenblieb; also begann er, auf der Stelle zu laufen, wie beim Aufwärmen für ein Fussballspiel. Bald tropfte ihm der Schweiß in die Augen. Nach einer halben Stunde kehrte der Gestapo-Mann zurück und entliess Shlomo mit der strengen Ermahnung, in Zukunft den Stern zu tragen.

Ein jüdischer Schneider nahm Shlomo in seinem Haus auf, badete die Füsse des Buben in kaltem Wasser, rieb sie mit Alkohol ein und gab ihm zu Essen. Shlomo blieb eine Woche – bis er sich etwas erholt hatte und wieder laufen konnte. Er hatte gehört, dass die Nazis die Juden von Pulawy aus dem Ort vertrieben hatten («Umsiedlung» nannten sie das) und dass seine Familie jetzt in Wolwonice lebte.

Als sich Shlomo dem jüdischen Ghetto von Wolwonice näherte, entdeckte er seine Mutter, die vor einer alten Bretterbude Wäsche aufhängte. Als höre sie seine Schritte im Schnee, drehte sie sich um. Zunächst verwundert, dann fassungslos starrte sie den Buben an.

«Mein Sohn!» schluchzte sie tränenüberströmt. «Mein Sohn!»

Shlomo war so glücklich, wieder zu Hause zu sein, dass er gar nicht aufhören konnte, alle zu umarmen und seine Mutter und seine Schwester zu küssen. Sie hatten geglaubt, ihn niemals wiederzusehen, und als die Zeiten immer schlechter geworden waren, hatten sie sich zum Trost gesagt: «Wenigstens Shlomo ist frei.» Sie konnten nicht begreifen, dass er seine Freiheit für eine

zehn Quadratmeter grosse, zugige Hütte mit undichtem Dach aufgegeben hatte, in der es nur einen alten Tonofen gab, um die Familie zu wärmen, falls es ihr überhaupt gelang, Holz oder Sägespäne aufzutreiben.

Shlomo erzählte ihnen, dass er die ganze Zeit in Russland nur an sie gedacht habe, dass die Liebe ihn zurückgetrieben habe und dass er sie nie wieder verlassen werde, selbst wenn dies den Tod bedeute.

Gegen Ende des Winters 1940/41 wurden Nahrungsmittel in Wolwonice so knapp, dass Shlomo und sein Vater den Davidstern von ihren Jacken abschnitten und sich aus dem Ghetto schlichen, um in der Nähe wohnende Verwandte um Essen zu bitten. Unterwegs wurden sie jedoch von einem Polen für ein Kilo Zucker verraten und von den Deutschen verhaftet. Im Gefängnis stritten Vater und Sohn fast die ganze Nacht darüber, was zu tun sei. Shlomo hatte gehört, dass Juden, die ohne Papiere und Davidstern angetroffen wurden, von den Nazis ermordet würden. Deshalb versuchte er, seinen Vater zur Flucht zu überreden.

«Vielleicht werden sie uns nicht morgen töten. Aber sicher übermorgen oder an einem der nächsten Tage», warnte er.

Der Vater glaubte nicht, dass die Nazis mit solcher Brutalität Vorgehen würden.

«Sie werden uns ein paar Tage festhalten, um uns einzuschüchtern», argumentierte er. «Danach werden sie uns laufen lassen.»

«Ich kenne die Deutschen besser als du, Vater», erwiderte Shlomo. «Wir können es nicht darauf ankommen lassen. Wir müssen an die Familie denken.»

Schliesslich stimmte der Vater einem Ausbruch zu. Am nächsten Tag nach dem Mittagessen, als die Häftlinge zur Arbeit antraten und die Deutschen die Wachen wechselten, schlichen Shlomo und sein Vater unauffällig ans Ende der Kolonne, und als der Wachposten ihnen den Rücken zuehrte, rannten sie davon.

Zurück in Wolwonice, trug Shlomo zur Ernährung seiner Familie bei, indem er Silber- und Goldschmiedearbeiten für die Deutschen ausführte; aus Gabeln fertigte er Ringe, aus goldenen Ringen Armbänder. Gestützt auf die Hoffnung, dass es eines Tages wieder aufwärts gehen werde, gelang es der Familie, diese Zeit zu überstehen.

Dann verkleinerten die Deutschen das Ghetto plötzlich um die Hälfte und pferchten die 400 jüdischen Familien von Wolwonice in einen winzigen, geschlossenen Bezirk rund um die Synagoge ein. Innerhalb weniger Wochen verwandelte sich das Ghetto in ein von Läusen wimmelndes Elendsviertel, in dem es kein Wasser gab und wo es nach Kloake stank. Während der Nacht oder am frühen Morgen holten die Deutschen regelmässig Männer aus dem Ghetto ab, die sie zur Zwangsarbeit auf die Bauernhöfe, in die Fabriken und auf die Baustellen der Umgebung schleppten. Jeden Tag kamen weniger von ihnen zurück.

Shlomos Familie, die in der Synagoge wohnte, litt unter so grossem Hunger, dass sich der Bub eines Tages von der Arbeit davonestahl, um bei Verwandten in Westpolen um Lebensmittel und Geld betteln zu gehen. (Zu jener Zeit, im Herbst 1941, hatten die Deutschen bereits verfügt, dass jeder Jude, der ohne Sondergenehmigung oder Davidstern reiste, zu erschossen sei.) Eine Tante bewirtete Shlomo grosszügig und flehte ihn an, aus Sicherheitsgründen vorläufig bei ihr zu bleiben. Doch der Bub lehnte das Angebot mit der Begründung ab, er habe versprochen, seine Familie nie wieder im Stich zu lassen. Eines kühlen Herbstabends kroch er mit ein paar Goldmünzen in der Tasche und etwas Brot unterm Hemd ins Ghetto zurück.

Als Geld und Essen zur Neige gingen, legte Shlomos Vater seinen Davidstern ab, hängte sich eine Tasche über die Schulter und begann, von Dorf zu Dorf, von Tür zu Tür zu wandern, um bei Katholiken im Namen Jesu Nahrung zu erbitten. Sich als Christen auszugeben, weckte bei dem stolzen Juden so tiefe Scham- und Schuldgefühle, dass er nachts oft stundenlang weinend in einer Ecke der Synagoge sass und keinen Bissen von den Kohlblättern und den trockenen Brotresten essen konnte, die er an guten Tagen mitbrachte.

Eines Tages wurde Shlomo vom Judenrat – dem von den Deutschen zur Ausführung ihrer Befehle im Ghetto eingesetzten Gremium – zusammen mit 19 anderen dazu eingeteilt, die letzten Rüben und Kartoffeln auf einem benachbarten Hof abzurnten. Shlomo witterte eine Chance. Der alte deutsche Feldwebel dort, der am Stock ging, schien anständig zu sein. Zumindest schlug er niemanden, liess die Juden von Zeit zu Zeit eine Pause machen und sorgte dafür, dass sie etwas zu essen bekamen. Shlomo erzählte dem Mann, dass er Goldschmied sei und gerne ein Schmuckstück für ihn anfertigen würde – einen Ring vielleicht oder ein Armband für seine Frau –, dass er hierfür jedoch sein Werkzeug von zu Hause holen müsse. Der alte Soldat wollte nicht glauben, dass ein 14-jähriger schon Goldschmied sein konnte; er vermutete, dass der Bub log, um zu fliehen. Shlomo aber liess nicht locker, und schliesslich wurde er unter Aufsicht nach Hause geschickt, um sein Werkzeug zu holen.

Der Deutsche, der einen Ring mit den Insignien seiner Einheit wünschte, quartierte Shlomo in einem gemütlichen Zimmer des Bauernhofs ein. Nachdem der Feldwebel dem kleinen Goldschmied stundenlang bei der Arbeit zugeschaut hatte, begann er, den Buben beim Vornamen zu nennen. Da Shlomo das Gefühl hatte, dass dem alten Soldaten gar nicht bewusst war, was die Nazis den polnischen Juden antaten, erzählte er von seinem Zuhause in Pulawy von seinen Eltern, von Läusen und Schmutz und vom Hunger.

«Während Rüben und Kartoffeln auf den Feldern verfaulen», klagte Shlomo, «verhungern wir in den Ghettos.»

Der alte Deutsche lauschte schweigend. Eines Tages versprach er: «Ich

werde dir eine Wagenladung Kartoffeln schenken.»

Shlomo traute seinen Ohren nicht. Ein Kilo vielleicht; aber gleich eine Tonne?

«Du bekommst den Wagen», versicherte der Deutsche. «Du kannst die ganze Ladung haben.»

Es war nicht leicht, einen Wagen voller Kartoffeln ins Ghetto zu schmuggeln, ohne einen Massenansturm auszulösen, doch Shlomo gelang das Unterfangen im Schutz der Dunkelheit. Seine Familie und er versteckten für sich einen Vorrat, der sie zwei Wochen über Wasser halten würde. Danach verteilten sie den Rest, je nach Bedürftigkeit, unter den übrigen Juden, wobei sie abwechselnd den vor der Synagoge abgestellten Wagen bewachten. Shlomo fertigte noch so lange Schmuck für den alten Deutschen an, bis ihn der Judenrat nach dem ersten Schneefall ins Ghetto zurückbeordnete, weil es auf den Feldern keine Arbeit mehr gab.

Angesichts von Läusen, Fliegen und fehlenden sanitären Anlagen war es unvermeidlich, dass in Wolwonice eine Typhusepidemie ausbrach. Als das passierte, stopften die Nazis alle Juden in die Synagoge, um die Seuche einzudämmen. Zwei jüdische Ärzte waren rund um die Uhr im Einsatz, während sich das Fieber von einer Familie zur nächsten ausbreitete und der Judenrat Geld sammelte, um auf dem Schwarzmarkt von Deutschen und Polen Medikamente zu kaufen. Alte Juden waren die ersten, die von Fieber und Durchfall befallen wurden. Die meisten erlagen der Krankheit. Auch Shlomo, seine Schwester Ryka, Moses und Janku steckten sich an und wurden fast zwei Wochen lang von Fieberanfällen geschüttelt. Doch ihre Jugend, ihre Widerstandskraft und ihr Überlebenswille liessen sie die Krankheit überwinden.

Kaum hatte sich das kleine Ghetto im Frühling 1942 vom Typhus erholt, als es von den Nazis brutal überfallen wurde. Der für die Selektion nichtjüdischer polnischer Zwangsarbeiter für Fabriken im Westen verantwortliche deutsche Offizier war ermordet worden. Die Schuld für diese Tat schoben die Nazis den Juden in die Schuhe. Als Vergeltung erschossen sie den kompletten Judenrat auf dem Marktplatz von Wolwonice und befahlen den übrigen Juden, sich zum Zweck der «Umsiedlung» dort zu versammeln. Es war das erste Mal, dass die Juden aus Shlomos Ghetto mit eigenen Augen gesehen hatten, wie die Nazis kaltblütig Menschen ermordeten. Der Schock löste bei den 400 Familien Todesängste aus. Die Aktion erschien ihnen völlig unlogisch: Es war unwahrscheinlich, dass ein Jude einen Nazi ermordete, der Arier für deutsche Fabriken rekrutierte. Warum also hatten die Deutschen den Judenrat getötet? Und was bedeutete «Umsiedlung»?

Die Juden von Wolwonice weigerten sich zunächst geschlossen, auf dem Marktplatz zu erscheinen; aber ohne Waffen, wenig Kraft und keinerlei Versteckmöglichkeit hatten sie keine Chance gegen die Übermacht der Nazis.

Die Deutschen zerrten sie aus der Synagoge und den wenigen verbliebenen Häusern, trieben sie zum Marktplatz und liessen sie von dort die ganze Nacht hindurch zum 50 Kilometer entfernten Opole Lubelskie marschieren. Verglichen mit Opole war Wolwonice harmlos gewesen. Das Ghetto von Opole war ein versiegeltes Grab mit 4.000 Juden. Die Menschen drängten sich in Parks, Schulen und Synagogen zusammen – überall, wo sie ein Fleckchen zum Sitzen oder Liegen finden konnten. Was Shlomo, der mit seinen 14 Jahren alles übers Leben zu wissen glaubte, am meisten schockierte, war die Skrupellosigkeit, in die Krieg und Armut, Furcht und Hass einige Juden getrieben hatten. Neben dem Judenrat hatten die Nazis in Opole eine Ghetto-Polizei eingesetzt. Beide Gruppen waren bestechlich und boten Gold und Mädchen zum Tausch für Lebensmittel und Arbeitspapiere an. Es gab zwar nur wenige korrupte Juden in Opole, diese jedoch hatten das Ghetto fest im Griff.³

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, galt im täglichen Kampf ums Überleben von nun an die Devise: «Jeder ist sich selbst der Nächste.» Um durchzuhalten, redeten sich die Juden ein, dass es schlimmer nicht mehr kommen könne; dass sie alles ertragen könnten, wenn es ihnen nur gelänge, Opole zu überstehen. Hunderte verendeten wie Hunde vor Hunger auf der Strasse. Ihre Leichen wurden entkleidet, auf Karren gestapelt und in Massengräbern ausserhalb des Ghettos verscharrt.

Shlomo fand schnell heraus, wie er sich und seine Familie retten konnte. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Opole fertigte er bereits Abzeichen und Ringe für die Ghetto-Polizei an, die damit Geschäfte mit der SS machte. Shlomo zwang sogar einen jüdischen Zahnarzt unter Androhung von Gewalt dazu, ihn sein Labor benutzen zu lassen, um schneller Gold schmelzen und mehr Ringe herstellen zu können und auf diese Weise noch mehr Freunde, Privilegien und Lebensmittel zu bekommen. In der ersten Maiwoche 1942 – einen Monat nach Shlomos Umsiedlung nach Opole – führten die Nazis im Ghetto eine Grossrazzia durch und trieben die Hälfte der Juden auf dem Marktplatz zusammen. Gerüchte verbreiteten sich wie eine Seuche, da niemand wusste, was die heimtückischen Deutschen im Schilde führten. Einige Juden argumentierten, jede Umsiedlung sei besser als das Leben in Opole; andere, darunter auch Shlomo, witterten einen Hinterhalt. War nicht durch jeden Schritt, zu dem ihn die Nazis gezwungen hatten, die Lage verschlimmert worden? Shlomo überredete seine Familie dazu, sich zu verstecken. Als sie von einem SS-Offizier entdeckt wurden, bestach Shlomo diesen mit einem goldenen Ring, damit der Deutsche sie stillschweigend übersah.

Die Nazis führten die ersten 2.000 Juden aus Opole ab. Tagelang wartete Shlomo in dem hermetisch abriegelten Ghetto auf Nachrichten. Aber es drangen nicht einmal Gerüchte durch. Am 10. Mai schlugen die Nazis dann ein zweites Mal zu, und dieses Mal schnappten sie sich die restlichen Juden,

einschliesslich Shlomo und seine Familie. Die Deutschen trieben alle auf dem Marktplatz zusammen, luden die Alten, die Kranken und die Kinder auf Karren und liessen die übrigen in Viererreihen antreten. Als die halbverhungerten Juden Richtung Nordosten losmarschierten, hörten sie hinter sich die Gewehrsalven von der Exekution des Judenrats und der jüdischen Ghetto-Polizei.

Shlomo befand sich zusammen mit Moses, Jankus und Nojeth in einer der vorderen Reihen der Kolonne. Von Autos, Pferden und Motorrädern aus hielten die Nazis die Schlange in Bewegung – ein schweigender, im Takt von Hufschlägen, Motoren, schrillen Pfiffen und in Polnisch und Deutsch gebrüllten Befehlen marschierender Zug. Gelegentlich, während die Kolonne in hoffnungsvolles Grün getauchte Bauernhöfe passierte, erschütterten Schüsse den Frieden des Frühlingmorgens. Ein Flüstern lief durch die Reihen: «Sie erschossen Nachzügler. Bleibt in Bewegung!» Ein paar Reihen vor Shlomo konnte ein alter Jude mit dem Marschtempo nicht mehr Schritt halten; er begann, in der Sonne leicht zu schwanken, stolperte dann hin und wieder, bevor er schliesslich strauchelte. Ein Nazi brauste mit dem Motorrad heran, sprang auf den alten Mann zu, presste ihn auf den Boden, drückte ihm eine Pistole in den Nacken, erschoss ihn und schwang sich danach wieder auf sein Motorrad, so, als hätte er gerade einen lahmen Gaul getötet. Instinktiv richtete sich Shlomo kerzengerade auf und schritt energischer vorwärts.

Um die Mittagszeit ertönte ein schriller Pfiff, und ein Deutscher brüllte «Halt!». Während sich die Nazis zum Essen niederliessen, mussten die Juden in der Sonne stehen bleiben. Nach der Mittagspause begannen die Deutschen, ihr Spiel mit ihren Opfern zu treiben. Sie schafften mehrere mit Kindern, Alten und Kranken beladene Wagen in den Wald. Man hörte Schreie und Schüsse. Dann Stille. Entsetzen verbreitete sich in der Menschenschlange. Was geschah dort? Wohin brachte man sie? Warum die Schüsse? Diejenigen in den zurückgebliebenen Wagen schluchzten oder starrten mit vor Furcht oder Wahnsinn stumpfem Blick vor sich hin. Aber die Nazis hatten noch nicht genug. Sie schritten die Kolonne ab, zerrten die bestgekleideten Männer und Frauen heraus und erschossen sie am Strassenrand. Ihre Kleidung versteigerten sie an Polen. Die höchsten Bieter zogen die Toten aus und überliessen die nackten Leichen der Verwesung in der Sonne.

Nach der Mittagspause ertönte wieder ein Pfiff, und der Zug setzte seinen Marsch nach Nordosten fort. Entlang des Weges sah Shlomo Hunderte von Polen, die ihnen neugierige Blicke zuwarfen; einige grinsten sogar. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit marschierte die erschöpfte Kolonne aus Opole in einen Stacheldrahtpfersch neben dem Bahnhof von Naleczow. Die ganze Nacht über suchten Menschen verzweifelt nach Angehörigen, umarmten und küssten die Gefundenen oder weinten, wenn sie erfuhren, dass einer ihrer Lieben unterwegs ermordet worden war.

Shlomo zählte zu den Glücklichen; seine gesamte Familie hatte den Tag überlebt. Die Polen aus Naleczow kamen zu dem Pferch und verkauften für Gold und Schmuck Wasser. Der Stacheldraht vibrierte wie die Saiten eines Cellos von den Klagelauten der Juden, die Kaddisch – das jüdische Totengebet – sprachen.

Es war der schlimmste Tag, den Shlomo je erlebt hatte. Danach musste es einfach wieder besser werden, versuchte er sich einzureden. Den Rest des Weges würde er vermutlich mit dem Zug zurücklegen, wohin dieser ihn auch führen mochte. In ein Arbeitslager wahrscheinlich. Deshalb wurden auch die Alten, die Kranken, die Kinder und diejenigen, die nicht folgen konnten, erschossen. Es steckte eine schreckliche Logik dahinter. Die Deutschen brauchten nur die Arbeitsfähigen. Seine Familie und er waren immer noch kräftig. Sie würden überleben; da war er ganz sicher. Er drückte sich auf dem Boden an sie, suchte Trost in ihrer Nähe und wartete auf den Morgen.

Vor Anbruch der Dämmerung stopften die Nazis die Juden von Opole in auf den Geleisen wartende Viehwagens, die anschliessend versiegelt wurden. Panik brach aus, als die Menschen drinnen um Platz und Luft rangen. Eingeklemmt zwischen Hunderten von Beinen, wurden Kinder, denen es nicht gelang, sich an der Hand oder am Rock der Mutter festzuhalten, zerquetscht. Alte und Kranke, die hinfielen, wurden zu Tode getrampelt. Die Füße von anderen berührten in dem Körperhaufen niemals den Wagonboden.

Nachdem alle 2.000 Juden verladen und eingeschlossen waren, piffte die Lokomotive, als rufe sie zum Einsteigen für die Urlaubsreise an die Ostsee auf. Während die Masse im Rhythmus des Zuges hin- und herschwappte wie Wasser in einem Fass, erleichterten sich die Menschen aus Not oder Angst, wo immer sie sich befanden. Wer dicht bei der Tür oder einer Wand stand, klammerte sich an Schlossriegeln und Brettern fest. Die auf den Wagondachern postierten ukrainischen Wachen versuchten, herausragende Hände, Finger und Nasen abzuschliessen. Shlomo und seine Angehörigen hatten sich eine Ecke erkämpft und verteidigten als Familie geschlossen ihr Terrain. Wenn es ihnen gelang, stehenzubleiben, spekulierte Shlomo, würden sie die Reise auch überleben. Im Takt des Zuges wiederholte er unermüdlich: «Stehenbleiben ... zusammenbleiben ... niemals wieder verlassen.»

Zweimal hielt der Zug unterwegs an – in Lublin und in Chelm. Die Juden warteten sehnsüchtig darauf, dass sich die Türen einen Spaltbreit öffneten und einen Hauch frische Luft hineinliessen, fürchteten sich aber gleichzeitig vor dem, was sie draussen erwartete. Sie beteten, tobten, hüllten sich in Schweigen. Doch bald ertönte wieder das Pfeifen der Lokomotive, und die Räder begannen, sich weiter ostwärts zu drehen.

Am späten Nachmittag stoppte der Zug an einer Weiche, blieb aber nicht, wie zuvor, einfach auf der Strecke stehen, sondern fuhr rückwärts auf ein

Rangiergleis und kam mit einem Ruck zum Halt. Bis auf das Wimmern eines Kindes und das «Schscht, Schscht» einer Mutter war es totenstill. Shlomo lauschte angestrengt, um vielleicht eine Stimme, Hundegebell oder Befehle in deutscher Sprache zu hören. Die Spannung steigerte sich ins fast Unerträgliche, während alle Augen wie gebannt auf die Tür gerichtet waren.

Die Eingepferchten hörten das Schloss knacken und sahen die Tür sich öffnen. Frühlingsluft strömte herein wie eine Welle süssen Parfüms. Shlomo sog sie ein, während seine Augen sich allmählich an das Sonnenlicht gewöhnten. Draussen standen etwa ein Dutzend SS-Offiziere und ebenso viele Ukrainer, alle mit Pistolen der Marken Walther und Nagan, Peitschen und Gummiknüppeln bewaffnet.

«Raus!» wurde auf Deutsch gerufen. «Raus, schnell!»

Derjenige, der das organisierte Chaos von einem Podium aus überwachte und dabei Schüsse in die Luft abgab, war ein Nazi in knitterfreier grauer Hose und weisser Jacke. Er wirkte eigenartig deplatziert an diesem Ort, als hätte er zur Begrüssung der Juden sein Abendessen unterbrochen und sei versessen darauf, zu diesem zurückzukehren, bevor es kalt wurde.

Shlomo war in Sobibór angekommen. Als er in Reih und Glied stand und nach seinen Eltern und seiner Schwester Ausschau hielt, dachte er, nichts könne schlimmer sein als jene Zugfahrt. Absolut nichts.

Kapitel 4

Frühling 1942

Oberscharführer Gustav Wagner wirkte mit seiner Grösse von über 1.90 Meter und seinen 100 Kilo Gewicht wie ein Riese auf Shlomo. Er hatte blondes Haar, ein ausdrucksloses, grossflächiges Gesicht, das wie aus einem Stück Seife geschnitzt aussah, und stechende blaugrüne Augen, die den Buben durchdringend musterten. Im Gegensatz zu Kommandant Stangl war er weder höflich, noch zuvorkommend, noch väterlich. Er hatte Shlomo bisher zwar nicht schlecht behandelt, doch der Bub spürte hinter dem kontrollierten Gesicht eine Wut, die jeden Augenblick auszubrechen drohte.

Shlomo beschloss, Wagners Monogramm zuerst anzufertigen. Es war eine kluge Entscheidung; der 31-jährige Österreicher stand seinem Landsmann Stangl nahe. Als rechte Hand des Kommandanten überwachte Wagner die Abwicklung der Transporte. Er selektierte⁴ einige Juden wie Shlomo für Spezialaufgaben und war für deren Arbeit verantwortlich. Kaum hatte Shlomo Wagners Monogramm angefangen, als SS-Oberscharführer Kurt Bolender hereinschaute, um Shlomos Arbeit zu begutachten. Der hochgewachsene, schlanke Mann mit dem akkurat gestutzten Spitzbart erschien in Begleitung des Hundes Barry, einer zahmen, schwarz-weiss gefleckten Promenadenmischung mit der Stupsnase und den Schlappohren eines Bernhardiners.

«Mach etwas für mich!» forderte Bolender. «Etwas für den Griff meiner Peitsche.»

Der Nazi warf eine Handvoll Gold auf den Tisch – genug, um die ganze Peitsche zu vergolden.

«Ich möchte auch noch eine Goldmünze in das Griffende eingearbeitet haben», ergänzte er. «Schick morgen einen deiner Helfer, um die Münze abzuholen. Gleiche Zeit. Ich werde bei dem Tor zu den Duschen sein.» Bis spät in die Nacht sass Shlomo an der Gestaltung des G.W; er hatte Angst, einen Fehler zu machen, weil er so müde war, gönnte sich aber keine Pause, weil er befürchtete, sonst zwischen Wagner und Bolender zu geraten.

Am nächsten Tag – seinem vierten in Sobibór – traf ein riesiger Transport mit 5.000 Männern, Frauen und Kindern aus dem 50 Kilometer südlich von Sobibór gelegenen Zamosc ein. Shlomo spähte ein paarmal aus dem Fenster und beobachtete, wie die Häftlinge durch das hohe Tor marschierten, während die Lokomotive zehn leere Güterwagons aus dem Lager zog und kurz danach zehn neue, mit Juden vollgestopfte Wagen hineinschob. Doch der kleine Goldschmied war in solcher Eile, das Monogramm fertigzustellen, dass er keine Zeit hatte, über seine Beobachtungen nachzudenken. Wenn seine Konzentration durch gelegentliche Pistolenschüsse oder Schreie gestört wurde, wanderten seine Gedanken zu seiner Mutter und zu seiner Schwester Ryka.

Am frühen Nachmittag schickte Shlomo seinen 13-jährigen Neffen Jankus zum Abholen von Bolenders Münze. Dann beendete er Wagners Monogramm und begann mit dem Entwurf eines Abzeichens für Bolenders Peitschengriff. Als Jankus nach einer halben Stunde noch immer nicht zurück war, wurde Shlomo unruhig. Vielleicht hatte der Kleine den Nazi nicht gefunden, rätselte er. Oder vielleicht war Bolender beschäftigt und liess Jankus warten. Vielleicht hatte ihn der Nazi aber auch zur Reinigung des Platzes eingeteilt.

Die Barackentür öffnete sich im Zeitlupentempo, wie von einem Windhauch berührt, und Jankus stand zitternd, mit vor Angst und Entsetzen geweiteten Augen auf der Schwelle. Er schien einer Ohnmacht nahe und konnte nicht sprechen.

«Was ist los?» brüllte Shlomo ihn an. «Was ist passiert? Warum warst du so lange weg? Hat dich jemand geschlagen? Hast du Bolender gefunden? Hast du etwas gesehen? Was? Was hast du gehört?»

Der Bub versuchte zu sprechen, doch aus seiner Kehle kam nur ein Gurgeln. Shlomo und Nojeth, die beiden Ältesten, brachten Jankus zu Bett. Bis spät in die Nacht redeten sie besänftigend auf ihn ein, kühlten seine Stirn, versuchten, ihn zur Ruhe zu bringen, indem sie ihm versicherten, dass sie ihn liebten und beschützten, dass sie da sein würden, wenn er aufwachte, und dass sie ihn niemals im Stich lassen würden. Sie wiegten ihn in einen von Schreien und Schluchzen gestörten Schlaf. Shlomos 13-jähriger Bruder Moses sass die ganze Nacht regungslos neben dem Bett, zu verwirrt, um reden oder schlafen zu können. Am nächsten Morgen hatte sich Jankus soweit beruhigt, dass er reden konnte, und Shlomo zog die Geschichte Stück für Stück, von Schluchzen und Zittern unterbrochen, aus ihm heraus:

Als Jankus die Baracke verliess, schienen sich alle Deutschen und Ukrainer entweder in der Nähe der Güterwagons oder auf dem Platz vor dem geheimnisvollen Tor aufzuhalten; also lief der Bub über den Platz und suchte nach Bolender. Eine lange Kolonne von Männern wartete vor dem Tor. Frauen und Kinder waren nicht zu sehen. Da Jankus den SS-Offizier nirgendwo ent-

deckte, öffnete er vorsichtig das Tor und betrat den langen Korridor mit den undurchsichtigen Zäunen. Am Ende des Schlauchs stand ein mit einer Mauer bewaffneter Ukrainer, der die Tür zu einem Holzverschlag bewachte, dessen Bretter so eng ineinander gefügt waren, dass man nicht hindurchschauen konnte. Zunächst vernahm Jankus nur ein schwaches Klagen, doch als er sich dem Ukrainer näherte, hörte er deutlich laute Schreie. Jankus wurde von panischer Angst ergriffen. Was sollte er machen? Umkehren oder den Wachposten nach Bolender fragen?

«Herr Oberscharführer Bolender hat mich hierher bestellt», wandte sich Jankus mutig an den Ukrainer. «Er hat gesagt, er würde warten.»

Der Ukrainer grinste, als amüsierte er sich über einen unanständigen Witz, und stiess den Buben in den Brettersverschlag. Jankus fiel aufs Gesicht. Als er wieder auf die Füsse kam, erstarrte er vor Entsetzen. In dem Pferch befanden sich etwa 300-400 Frauen und Kinder; die meisten waren bereits nackt, andere zogen sich gerade aus. Nazis und Ukrainer rissen denjenigen, die sich zu widersetzen versuchten, die Kleider vom Leib, schlugen sie mit Peitschen und Gewehrkolben oder erschossen sie. Die Frauen jammerten, schrien, flehten: «Nein ... Bitte nicht ... Mein Baby! Mein Baby!» Die Nazis und die Ukrainer brüllten: «Los! Ausziehen! Schnell!» Die Nazis zerrten die Kinder von ihren Müttern weg, packten sie an den Füssen, schleuderten sie gegen die Bretterwand und liessen sie auf einem Haufen liegen. Mitten in dieser Höllenszene stand – gross und stattlich – Oberscharführer Bolender, bellte Befehle und schwang seine Peitsche wie im Rausch.

Glücklicherweise entdeckte Bolender Jankus, bevor der Bub einem anderen in die Hände fallen konnte, und rief ihn zu sich. Jankus widerstand dem überwältigenden Drang, seine Augen zu schliessen und sich die Hände vor die Ohren zu halten, und gehorchte dem Nazi.

«Hier!» Bolender drückte dem Buben eine amerikanische 20-Dollar-Goldmünze in die Hand. «Komm nie wieder in diesen Teil des Lagers, wenn ein Transport hier ist! Verstanden? Niemals! Und erzähl bloss keinem, was du hier gesehen hast! Klar?»

Jankus konnte vor Angst nicht einmal nicken.

«Schafft ihn hier raus!» brüllte Bolender.

Shlomo wollte seinem Neffen die Geschichte zunächst nicht glauben. Jankus hatte sicher etwas Schockierendes gesehen; aber danach musste seine Phantasie mit ihm durchgegangen sein. Als der Bub jedoch aufhörte zu weinen und zu zittern und jedes Detail bestätigte, das Shlomo durch wiederholtes Nachhaken zu erschüttern versuchte, um mögliche Widersprüche aufzudecken, da realisierte der kleine Goldschmied, dass Jankus die Wahrheit erzählte.

Shlomo musste sich schliesslich eingestehen, dass er sich an einen Strohhalm geklammert hatte, um nicht verrückt zu werden, dass er sich selbst

betrogen hatte, weil seine Sehnsucht nach Leben, nach Überleben, nach nur einem weiteren Sonnenaufgang, einer Stunde so stark war, dass er die Wahrheit unter Lügen begraben hatte. Er hatte Stangls tröstenden Worten glauben wollen, glauben müssen – «Arbeitslager ... Duschen ... Mach dir keine Sorgen ... du wirst bald mit ihnen vereint sein.» Doch Jankus stiess ihn in die Wirklichkeit zurück, in der eine Frage wie Feuer brannte: Warum schleuderten die Nazis Babys gegen eine Wand?

Shlomo wusste darauf zwar keine Antwort, zog aber seine Schlussfolgerungen. Er war eine Fliege in einem dämonischen, aus Nazi-Lügen gesponnenen Netz. Er kannte nur die halbe Wahrheit, und die Ungewissheit darüber, was mit den Frauen und Kindern geschah, wenn sie den Brettverschluss verliessen und zum Duschen gingen, erschreckte ihn mehr als die volle Wahrheit, wie grausam diese auch sein mochte.

Wagner liess dem kleinen Goldschmied keine Zeit zum Grübeln. Der Nazi polterte in die Baracke, nahm sich ohne ein Wort des Lobes oder der Kritik sein Monogramm und schrie Shlomo an:

«Nie wieder! Keine Arbeit ohne meine Zustimmung! Ich bin dein Vorgesetzter. Ich. Sonst keiner. Hör auf mich, oder du bereust es!»

Shlomo war so erschrocken, dass er kaum sprechen konnte. In seinem Kopf spukten immer noch die Bilder von Nazis herum, die nackte Frauen auspeitschten und mit Gewehrkolben Schädel zertrümmerten.

«Die anderen werden mich schlagen, wenn ...», wandte er schüchtern ein.

«Sag ihnen ‚Wagner‘! Das reicht», unterbrach ihn der Riese, machte auf dem Absatz kehrt, stiess die Tür mit dem Fuss auf und stapfte davon, das Monogramm in der geballten Faust.

Shlomo schlimmste Befürchtungen hatten sich bestätigt. Er war zwischen die Fronten eines Nazi-Machtkampfes geraten. Und solange er diesen nicht durchschaute, befand er sich in grosser Gefahr; denn wenn er sich weigerte, die bestellten Ringe und kleinen Schmuckstücke anzufertigen, drohten ihm Konsequenzen von den enttäuschten Auftraggebern. Würden sie ihn schlagen? Ihn umbringen? Und wenn er für sie arbeitete, würde Oberscharführer Wagner ihn das «bereuen» lassen. Shlomo zweifelte nicht an den Worten des Riesen. Er fühlte sich wie in einem Minenfeld: Er konnte nicht einfach stehenbleiben, wusste aber auch nicht, ob er sich nach rechts oder nach links wenden sollte. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als sich von seinem Instinkt leiten zu lassen und auf sein Glück zu vertrauen.

Minuten nachdem Wagner aus der Baracke gestürmt war, stolzierte Kurt Bolender herein, um seine Peitsche abzuholen. Als er das Werk sah, überschüttete er Shlomo mit Lob, was den Buben noch mehr verwirrte.

«Wunderbar, wunderbar!» jubelte Bolender, während er mit dem Finger über das Emblem strich und den festen Sitz der Goldmünze prüfte. «Du bist ein Künstler. Dieses Stück gehört in eine Ausstellung.»

Am nächsten Tag erlöste Wagner den Goldschmied aus seiner Zwangslage. Der Riese erschien gut gelaunt.

«Habe mit dem Kommandanten gesprochen», sagte er. «Einen Ring für jeden SS-Führer.» Dann setzte er sich Shlomo gegenüber an den Tisch und erklärte genau, was Kommandant Stangl wünschte.

Die Ringe sollten aus Silber mit eingelegerter Totenrunen aus Gold sein. Diese Runen bestanden aus zwei Ypsilons – einem aufrechten, das das Leben symbolisierte, und einem umgedrehten, das für den Tod stand. Die Offiziere würden zum Massnehmen kommen, und später würde er, Wagner, so viel Silber und Gold bringen, wie Shlomo benötigte. Shlomo bereitete ein Brett mit 20 Nägeln vor; einen für jeden Offizier, dessen Finger er gemessen hatte. An die Nägel hängte er die Drahtmuster mit den Ringgrößen, und auf einer Liste neben dem Brett verzeichnete er die dazugehörigen Namen. Shlomo war glücklich; er wusste, er würde zumindest so lange am Leben bleiben, bis die 20 Ringe fertig waren. Ausserdem würde er jeden SS-Offizier persönlich kennenlernen. Dies war ein entscheidender Punkt; über den Feind genau Bescheid zu wissen, könnte eines Tages wichtig sein.

Eines Morgens, als Shlomo an den Ringen arbeitete, stürzte Wagner in die Baracke und verlangte von den beiden Malern Herszel und Moniek die Schilder, die er kurz zuvor bestellt hatte. Die Buben erklärten, dass die Schilder noch nicht fertig seien, dass man ihnen weder einen Abgabetermin genannt, noch sie zur Eile angetrieben habe, dass sie sich besondere Mühe gäben, um die Arbeit zu voller Zufriedenheit zu erledigen. Wagner explodierte mit einem Faustschlag, der Herszel zwei Zähne kostete und ihn zu Boden schleuderte, wo er benommen liegenblieb. Mit hassverzerrtem Gesicht schlug der Riese anschliessend auf Moniek ein. Als auch der zusammenbrach, packte Wagner beide Buben am Kragen und schüttelte sie, in jeder Hand einen, wie Stoffpuppen, bis er merkte, dass sie bewusstlos waren. Dann warf er die leblosen Körper hinaus auf den Platz.

Shlomo beobachtete die brutale Szene in stummer Hilflosigkeit. Nachdem Wagner gegangen war, brachten Shlomo, Moses, Jankus und Nojeth die beiden Schildermaler ins Bett und kühlten deren Wunden mit kalten Kompressen. Augen und Lippen der Buben waren zugeschwollen, Knochen schienen jedoch nicht gebrochen. Am nächsten Morgen zwangen sich die Schildermaler dazu, ihre Augen einen Spaltbreit zu öffnen – gerade genug, um die Pinsel zu erkennen –, und stürzten sich mit einem Eifer in die Arbeit, wie ihn Shlomo noch nie gesehen hatte. Durch die Prügelszene, die nicht einmal drei Minuten gedauert hatte, fühlte er sich in seiner Einschätzung von Wagner bestätigt. Unter dem stahlharten Gesicht verbarg sich eine Wut, die jeden Augenblick aus jedem beliebigen Grund ausbrechen konnte. Wagner war so unberechenbar, wie Shlomo befürchtet hatte. Das machte ihn umso gefährlicher.

In seiner zweiten Woche in Sobibór lief das Leben mit einer gleichmässigen Routine ab, die Shlomo beruhigend fand. Er arbeitete an den SS-Ringen; zwischendurch kamen immer wieder Nazis, die zusätzlich Armbänder oder Ringe bei ihm bestellen wollten; und wenn Shlomo wiederholte, er dürfe nur mit Genehmigung Wagners etwas anfertigen, murrten, fluchten oder drohten sie.

Transporte trafen weiterhin regelmässig ein – manchmal zwei bis drei pro Tag. Frauen nach links; Männer nach rechts. Frauen und Kinder zuerst durch das Tor; die Reinigungsmannschaft zur Beseitigung der Spuren, die die Juden hinterlassen hatten; und wieder ein neuer Transport. Immer mehr Fragen gingen Shlomo durch den Kopf. Woher nahmen die Nazis all die frische Kleidung für die Tausende, die sie zum Duschen schickten? Warum kamen nur Juden zum Arbeiten nach Sobibór? Warum peitschten die Nazis Frauen aus und schlugen sie zusammen, wenn sie sie als Arbeitskräfte brauchten? Warum brachten die Nazis all diese Juden in den Eulenwald, nur einen Steinwurf vom Bug und der russischen Grenze entfernt, obwohl Deutschland doch ganz Polen besetzt hielt? Warum durfte er seinen Vater, seine Mutter und seine Schwester nicht sehen?

Bei einem von Stangls täglichen Besuchen fragte Shlomo den Kommandanten noch einmal nach seiner Familie, und wieder erhielt er die Antwort:

«Sie sind an einem viel besseren Ort. Sie haben alles, was sie brauchen. Du wirst bald bei ihnen sein. Das verspreche ich dir.»

Shlomo versuchte, die quälenden Fragen zu verdrängen, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren und nur daran zu denken, den Nazis gefällig zu sein. Er wusste, wenn er ins Grübeln geriete, würde er verrückt werden, seine Hoffnung verlieren oder sich zu Fehlern verleiten lassen.

Ende Mai lernte Shlomo seinen ersten ukrainischen Wachposten kennen – einen etwa 25-jährigen jungen Mann, der offensichtlich etwas Bildung besass und fliessend Deutsch sprach. Er war Volksdeutscher, das heisst, Ukrainer mit deutschen Vorfahren. Als die Deutschen im Juni 1941 Russland überfielen, rekrutierten sie 250.000 Esten, Letten, Litauer und Ukrainer. Da die Nazis den sogenannten Hilfswilligen – in der Mehrheit Ukrainer – nicht hundertprozentig trauten, übertrugen sie ihnen nichtmilitärische Polizeiaufgaben, unter anderem die Bewachung der Lager unter SS-Führung. Die meisten Ukrainer hassten die Deutschen, und die Nazis wussten dies. Im Allgemeinen hegten die Ukrainer jedoch noch weniger Sympathien für die Polen, die sich nach dem Ersten Weltkrieg ein grosses Stück der Ukraine abgeschnitten hatten, für die Russen, von denen sie nach der Revolution durch Aushungern und Gewalt zur Unterwerfung gezwungen worden waren oder für die Juden, die sie seit dem Mittelalter verfolgten – auch dies eine den Nazis bekannte Tatsache. Und so liessen sich die Ukrainer – in der Regel

arme, ungebildete Bauern – von den Nazis als Hilfwillige verpflichten. Schliesslich waren die Lager ein sicherer Ort, um den Krieg auszusitzen.

Der junge Ukrainer an der Barackentür wirkte nervös, als wisse er genau, dass er mit seinem Besuch bei dem Goldschmied ein Verbot missachtete. «Ich habe eine Nachricht von deinem Freund Avi.» Er hielt Shlomo ein Stück Papier hin.

Shlomo war misstrauisch. Wollte man ihm eine Falle stellen? Hatte ihn Wagner nicht ausdrücklich vor den Ukrainern gewarnt?

Der «Schwarze» spürte Shlomos Zögern und erklärte, als wolle er ihn damit beruhigen: «Ich heisse Klat. Avi hat mir Gold gegeben. Aber ich will noch mehr.»⁵

Da er die Gier des Ukrainers für echt hielt und ausserdem seine Neugier kaum mehr unterdrücken konnte, nahm Shlomo den Zettel an.

«Du bekommst dein Gold morgen», versprach er dem Boten.

Die Nachricht brannte in seiner Tasche, doch Shlomo wagte nicht, sie während des Tages zu lesen, wenn Wagner, Stangl oder Bolender jeden Moment auftauchen konnten.

Gelegentlich berührte er den Zettel, um zu spüren, dass er wirklich existierte, dass es tatsächlich Juden hinter dem Tor gab. Vielleicht wusste Avi etwas über das Schicksal seiner und Rykas Eltern. Vielleicht hatten sie ihn gebeten, die Nachricht zu schreiben.

Mitten in der Nacht, während Moses, Jankus und Nojeth an der Tür und am Fenster Wache schoben, sass Shlomo über eine Petroleumlampe gebeugt und versuchte, die hastig geschriebene Nachricht zu lesen. Doch so sehr er sich auch bemühte, er konnte in dem Gekritzel nur zwei Sätze entziffern: «Niemand lebt... sage Kaddisch.»

Shlomo war so benommen, dass er nicht einmal weinen konnte, als er versuchte, die Nachricht zu deuten. Für wen sollte er das Totengebet sprechen? Für seine Mutter? Für seinen Vater? Für Ryka? Was war mit den anderen Juden aus Opole? Auch für sie das Totengebet? Im Geist hörte er Avi pausenlos rufen: «Niemand lebt... niemand lebt... niemand lebt.»

Während Nojeth leise Kaddisch betete, wiederholte Shlomo für sich wieder und wieder die erste Zeile: «Erhoben und geheiligt werde Sein grosser Name ...» In seiner tiefen Verzweiflung nach einem Sinn suchend, um den letzten Funken Hoffnung kämpfend, um Einsicht bittend, stimmte Shlomo die überlieferten Worte an.

Moses und Jankus lagen schluchzend auf ihren Betten. Nojeth und die beiden Schildermaler schwiegen. Shlomos Gefühle waren wie blockiert. Tränen stiegen in ihm hoch, ohne zu fliessen; Schreie tief in seinem Innern erstarben, bevor sie sich an der Oberfläche entladen konnten. Allmählich wurde er von einem Hass überwältigt, der alle Gefühle der Trauer, des Schmerzes und der Liebe abtötete. An ihrer Stelle hinterliess der Hass einen Abgrund der Leere.

Als die Morgendämmerung Shlomos Arbeitsplatz in diffuses Licht tauchte, war etwas nicht genau Bestimmbares in dem Buben gestorben, und ein leidenschaftlicher Wille zu leben, zu überleben, seine Eltern und Ryka zu rächen, ja sogar zu töten, war geboren. Shlomo konnte das seltsame neue Gefühl weder erklären noch begreifen. Nur eines wusste er: Er musste nach aussen hin ruhig bleiben, damit die Nazis nicht merkten, dass er das schreckliche Geheimnis von Sobibór kannte.

Kapitel 5

Frühling 1942

Als Klat am nächsten Morgen sein Gold abholen kam, gab ihm Shlomo eine Nachricht für Avi mit:

«Sollte ich Kaddisch nur für meine Eltern sprechen oder für alle Juden? Was passiert mit den Juden in deinem Teil des Lagers?»

Wenn seine Mutter, sein Vater und seine Schwester tatsächlich tot waren, dann musste Shlomo unbedingt wissen, wie sie gestorben waren. Hatten sie gelitten? Waren sie geschlagen worden? Erschossen? Seitdem Jankus die Szene in dem Bretterverschlag geschildert hatte, sah Shlomo immer wieder das Bild von Nazis vor Augen, die seiner Mutter und seiner Schwester die Kleider vom Leib rissen und sie auspeitschten, während die Frauen um den letzten Rest menschlicher Würde rangen.

Kaum war Klat verschwunden, torkelte SS-Scharführer Paul stark angetrunken in die Baracke. Falls der Nazi den Ukrainer gesehen hatte, was Shlomo annahm, so schien er sich zum Glück nicht dafür zu interessieren. Paul warf eine Handvoll goldener Ringe auf den Tisch und lallte: «Mach mir einen R-R-Ring.»

«Das darf ich nicht», wandte Shlomo ein. «Nur mit Genehmigung von Herrn Oberscharführer Wagner oder Herrn Kommandanten Stangl. Ausserdem bin ich mit den anderen Ringen noch nicht fertig ...»

«Ich will nichts hören über irgendwelche Befehle von Wagner oder Stangl!», unterbrach Paul mit zornesrotem Gesicht. «Ich will einen Ring. In drei Tagen.»

«Aber ich ...»

Paul versetzte dem Goldschmied einen Faustschlag aufs Auge, und als Shlomo schwankte, folgte ein zweiter Hieb auf den Mund. Zum Glück war Paul so wacklig auf den Beinen, dass er nicht mit voller Wucht traf. Angesichts von Shlomos anschwellendem Auge und der blutigen Lippe beruhigte sich der Nazi einigermassen und wankte schliesslich fluchend aus der Baracke.

Trotz seiner Schmerzen weinte Shlomo nicht. Hass hielt seine Tränen zurück; und im Laufe des Tages gewöhnte er sich allmählich an dieses neue

Gefühl, bis es ihm so vertraut war wie ein Paar eingelaufener Schuhe. «Wer war das?» fragte Wagner nachmittags. Shlomo gab keine Antwort; er hatte Angst, von Paul noch einmal verprügelt zu werden. Doch Wagner bestand auf eine Erklärung, und es lag ein drohender Unterton in seiner Aufforderung.

«Herr Scharführer Paul», gestand Shlomo schliesslich.

Der Goldschmied hoffte insgeheim, Wagner würde ihm versichern, er brauche sich keine Sorgen zu machen, es sei richtig, dass er nur für ihn und für niemand anderen arbeite, er, Wagner, werde mit Paul reden, Shlomo solle sich ganz auf die Ringe mit der Totenrune konzentrieren, es werde ihn nie wieder jemand belästigen. Stattdessen kicherte Wagner vor Vergnügen über den Vorfall.

In seinem verwirrten Zustand glaubte Shlomo immer noch, Wagner sei sein bester Beschützer.

«Ich sitze in der Falle», wandte er sich deshalb ratsuchend an den Nazi. «Sie haben mir verboten, ohne Ihre Erlaubnis für jemand anderen zu arbeiten. Ich habe Ihnen gehorcht, und Sie sehen, was passiert ist. Wie soll ich arbeiten, wenn ich von den anderen geschlagen werde? Wie soll ich die Ringe für den Herrn Kommandanten fertigstellen? Ich kann niemals gewinnen. Was soll ich machen?»

Shlomo schien den richtigen Ton getroffen zu haben, denn Wagner erwiderte beschwichtigend: «Arbeite an diesen Ringen. Überlass den Rest mir.»

Am nächsten Tag kamen Wagner und Paul gemeinsam. Beide grinsten und redeten im Flüsterton miteinander, während sie Shlomo bei der Feinarbeit mit Zange und Meissel beobachteten. Nach einer Weile sagte Wagner: «Wenn du mit denen da fertig bist, mach den Ring für meinen Freund.»

Um sicherzugehen, dass Wagner keinen Verdacht schöpfte, dass er über Sobibór Bescheid wusste, fragte Shlomo nach seinen Eltern. Die Frage fiel ihm schwer, und er befürchtete, seine Stimme werde ihm versagen, doch sein Hass half ihm, sich zu beherrschen. Als ihm Wagner versicherte, er brauche sich keine Sorgen zu machen, er werde bald bei seinen Eltern sein, brachte der Goldschmied nicht den Mut auf, von seiner Arbeit aufzublicken. Stangl hatte ihn nicht einmal belogen, dachte Shlomo. Seinen Eltern und seiner Schwester ging es tatsächlich gut; sie hatten wirklich keine Sorgen mehr; sie waren an einem besseren Ort; und er wusste ganz genau, dass er ihnen folgen würde, sobald ihn Stangl und Wagner nicht mehr brauchten. Hatte ihm Kommandant Stangl nicht sein Ehrenwort als Offizier gegeben, dass er bald wieder mit seiner Familie vereint sein würde? Shlomo war fest entschlossen, den Kommandanten sein Wort brechen zu lassen; denn er würde niemals durch jenes Tor gehen. Er würde überleben.

Gegen Abend tauchte Klat mit einem langen Brief von Avi auf. Er werde sich am nächsten Morgen sein Gold dafür abholen, kündigte der Ukrainer an. Shlomo wartete den Schutz der Nacht ab, um den Brief zu öffnen, vor dessen Inhalt er sich fürchtete. Dann las er ihn laut vor:

Lieber Bruder, Kaddisch war nicht nur für deine Eltern, sondern für alle Juden. Von den Tausenden von Menschen, die hierherkommen, lebt fast niemand mehr. Aus allen bisherigen Transporten ist nur eine kleine Gruppe zum Arbeiten am Leben gelassen worden. Wundersamerweise gehöre ich dazu. Wenn die Juden durch das Tor gegangen sind, kommen sie in einen langen Korridor. An dessen Ende müssen sie sich ausziehen und alle ihre Sachen zurücklassen. Dann betreten sie eine grosse Baracke, unter dem Vorwand, dort eine Dusche zu nehmen. Bei jedem Mal werden Hunderte in die Baracke gestopft. Wenn der Raum voll ist, wird die Tür verriegelt. Ein grosser Motor wird angelassen, dessen Auspuffrohr durch ein Loch in der Wand in die Baracke führt. Drinnen ersticken alle. Während das geschieht, werden riesige Gruben ausgehoben, und wir, ausgesucht aus demselben Transport, mit dem du kamst, ziehen die Leichen aus der Baracke und schleifen sie in die Gruben. Manchmal bewegt sich die Erde über der Masse von Körpern. Dann kommen die Nazis und schiessen.

Ich erzähle dir das, damit du der Welt erzählen kannst, was hier geschieht, sollte dir eines Tages die Flucht gelingen. Ich glaube nicht, dass du mich noch einmal siehst. Wer in diesen Teil des Lagers kommt, verlässt ihn nie wieder.

Ich kann dir nicht im Einzelnen beschreiben, was an diesem schrecklichen Ort passiert; du würdest mir ohnehin nicht glauben. Es ist unbegreiflich für den menschlichen Geist. Ich wünschte, du könntest sehen, wie sich die Nazi-Sadisten aufführen. Sie toben vor Begeisterung, als schauten sie sich eine Oper an.

Avi ging dann zur Schilderung seiner Arbeit über. Er schrieb, es gäbe so viel zu graben und zu begraben, dass man kaum zur Ruhe komme. Viele Juden hätten nicht einmal Zeit, die zugeteilten Rationen zu essen. Den Nazis sei es gleich, ob ihre Arbeiter stark oder schwach, gesund oder verrückt seien. Wer nicht arbeitsfähig sei, werde erschossen und durch einen frischen Juden ersetzt. Avi schloss:

Jetzt weisst du alles. Ich konnte es nicht mehr für mich behalten; mein Ende ist nahe, das weiss ich. Ich stehe bereits mit einem Bein im Grabe, bei meinen jüdischen Brüdern, die mir vorausgegangen sind. Ich schreibe diesen Brief ohne eine Spur von Angst, denn es ist mir egal, ob sie mich erwischen oder nicht. Ich bin in der Hand von Verbrechern und erwarte nur noch den Tod. Aber für dich könnte der Brief sehr gefährlich werden, wenn man ihn bei dir entdeckt. Ich habe mich dazu entschlossen, dich dieser Gefahr aus-

zusetzen, in der Hoffnung, dass du eines Tages aus Sobibór entkommst. Leider werde ich dieses Glück nicht haben. Wenn du kannst, *flieh*».

Dein Freund Avraham.⁶

Tiefes Schweigen herrschte in der Baracke. Avis Brief traf die Buben wie ein Axthieb, der ihre letzten, durch Vermutungen bereits gesunkenen Hoffnungen zerschlug.

Jankus war der erste, der reagierte. Die Vorstellung, dass die Gaskammer seine Mutter und seine Schwester verschlungen hatte, dass beide eines grausigen Todes gestorben waren, war auf den noch frischen Schock, mit eigenen Augen Nazis beim Schlagen von nackten Frauen und Töten von Babys gesehen zu haben, zu viel für den 13-jährigen Buben. Er brach zusammen und wälzte sich auf dem Bett, wobei er pausenlos hysterisch schrie: «Mama, Mama, Mama.»

Shlomo und Nojeth wurden aus ihrem Kummer und ihrer Erstarrung gerissen, als sie versuchten, Jankus den Mund zuzuhalten, damit die Deutschen seine Schreie nicht hörten. Sie redeten auf ihn ein wie auf ein verängstigtes Baby. Besonders Nojeth übte eine beruhigende Wirkung auf Jankus aus, und seine sanfte Stimme schickte den Buben schliesslich in einen von den Schreien eines realen Alptraums unterbrochenen Schlaf. Nojeth nahm die Nachricht vom Tod seiner Familie als Ausdruck von Gottes Willen hin. Er war Chassid, Anhänger jener mystischen Glaubensrichtung, die etwa 200 Jahre vor Sobibór in Polen entstanden war, als Pogrome die Identität des jüdischen Volkes zu zerstören drohten. Zu Hause hatte Nojeth auch äusserlich dem traditionellen Bild chassidischer Männer entsprochen: Er trug den breitkrempigen, flachen schwarzen Hut, Peijes – die langen Schläfenlocken – und den knöchellangen schwarzen Mantel der Chassiden. Als tief religiöser Mensch hatte er Gott zum Mittelpunkt seines Lebens gemacht.

Shlomo dagegen war kein praktizierender Jude, obwohl seine Eltern fromme Menschen gewesen waren. Ausserdem war er sechs Jahre jünger als Nojeth und hatte seinen Glauben noch keiner Prüfung unterzogen; er akzeptierte religiöse Werte als selbstverständlichen Teil seines Erbes, seines Familienlebens und seines Shtetls. Nun war er seines Erbes beraubt worden, seine Familie war tot, das Shtetl zerstört. Gott war das letzte, was ihm in dieser Situation in den Sinn gekommen wäre.

«Was sollen wir machen? Was sollen wir machen?» fragte Shlomo.

«Wir müssen auf den Allmächtigen vertrauen», antwortete Nojeth, «denn alles, was Er tut, ist gut; und wir sollten niemals gegen Ihn kämpfen.»

Shlomo reagierte gereizt darauf, dass Gott überhaupt ins Gespräch gebracht wurde, geschweige denn eine Rolle in ihren Zukunftsplänen spielen sollte.

«Der Allmächtige? Was ist das für ein Gott, der zulässt, dass meine Eltern getötet werden?» fuhr er seinen Vetter an. «Wie kann Er gut sein und nichts für die Juden tun? Wie kann Er zulassen, dass sie abgeschlachtet werden?

Wo ist Er, dass Er ihnen nicht zu Hilfe kommt? Willst du, dass ich zu deinem Gott bete und ihm dafür danke, wie meine Eltern gestorben sind? Nein, Nojeth! Niemals! Mein einziger Wunsch ist Töten. Ich will diese Kriminellen umbringen; nicht zu deinem Gott beten, der mit ihnen zusammenarbeitet.» Shlomo war selbst überrascht über den Zorn in seinen Worten. Er hatte nie zuvor gewagt, solche Gedanken auszusprechen; in diesem Augenblick jedoch waren ihm die Worte mit einer Klarheit aus dem Mund gesprudelt, als seien sie vor langer Zeit in sein Herz geschrieben worden und warteten nur darauf, vorgelesen zu werden. Während er mit seiner Strafpredigt fortfuhr, wurde seine Stimme erregter, seine Gefühle bitterer. «Könnte es sein, Nojeth, dass du vergessen hast, wie schlecht wir Juden vor dem Krieg behandelt wurden, als du und ich noch klein waren? Hast du vergessen, wie wir zu unseren Gottesdiensten gingen, begleitet vom Hohn der Polen, die uns anspuckten und uns mit Steinen bewarfen? Ist dein Gedächtnis so schwach, Nojeth? Du musst dich doch noch daran erinnern, wie sie uns zuriefen: Juden geht nach Palästina. Das ist euer Land.' Ich erinnere mich, wie ich mit blauen Flecken und zerrissener Kleidung nach Hause kam, bloss weil ich deinen Gott verteidigt habe, Nojeth ... Nein, tausendmal nein! Wenn ihr Juden nur ein bisschen radikaler gewesen wäret, wäre all dies vielleicht nicht passiert. Wir hätten uns wenigstens gewehrt und hätten getötet. Wir wären gestorben, aber wir hätten getötet. Wir wurden wie Feiglinge behandelt, weil es sich Juden wie du auf den Bänken der Synagogen bequem gemacht haben. Du vergisst die Makkabäer, die gläubig waren und dennoch zu Legenden des Mutes und der Tapferkeit wurden. Eines steht fest, Nojeth: Sollte einer von uns überleben, wird er die Welt über Sobibór aufklären. Dann wirst du nicht mehr die demütigen Lämmer von heute sehen, sondern die vielen, vielen Makkabäer von morgen. Denk daran, was die Nazis im Namen Gottes tun. Erwinnere dich an die Inschrift auf ihren Gürteln: Gott mit uns. Antworte mir! Welcher Gott? Derjenige, der auf unserer Seite steht, oder der auf ihrer?»

Nojeth liess die Tirade äusserlich unbewegt, ohne Erregung oder Zorn, über sich ergehen.

«Wir Juden bezahlen für unsere Sünden», erwiderte er. «Auch du bezahlst.»
«Und die Kinder, die von den Nazis ermordet werden, haben die auch gesündigt? Antworte mir!»

Die Frage schlug wie ein Blitz in die Baracke ein, und Nojeth wusste keine Antwort darauf. Shlomo zog sich in sich selbst zurück, erschrocken über seinen Hass auf Gott, auf die jüdischen Vorfahren, die Geduld gelehrt hatten, auf die Nazis. Er fühlte sich nicht mehr als unschuldiger, naiver, gutgläubiger Bub von 15 Jahren. Er hatte sich zum Mann gewandelt – einem Mann ohne Liebe und ohne Vertrauen, der von einem Hass erfüllt war, der ihn zu

derselben Grausamkeit befähigte, wie er sie um sich herum erlebte. Die ganze Welt erschien ihm verlogen und verdorben; eine Welt, in der allein die Starken überlebten, in der der Zweck die Mittel heiligte, in der sich ein Übel nur durch ein anderes beseitigen liess. Nojeth brach schliesslich das Schweigen. «Bete, Shlomo, bete!» flehte er. «Wir müssen immer beten.»

Diese Worte brachten den Goldschmied so in Rage, dass er Nojeth eine Antwort entgegenschleuderte, die seinen Bruder Moses in der Ecke zusammenkauern liess.

«Halt den Mund!» schrie Shlomo seinen Vetter an. «Halt den Mund! Wir müssen nur daran denken, was wir morgen tun werden. Wir dürfen unsere Zeit nicht damit verschwenden, deinen Gott anzurufen, der uns ohnehin nicht helfen wird.»

Die Explosion brachte Nojeth zum Schweigen. In den folgenden Stunden verdrängten sie Trauer, Schmerz und Gedanken an den Tod und diskutierten über Fragen des Lebens und des Überlebens. Sie entwickelten eine einfache Strategie – weiterhin so schöne Ringe und Schmuckstücke anzufertigen, wie sie konnten; denn sobald Wagner und Stangl sie für entbehrlich hielten, waren sie tot. Ausserdem wollten sie weiter nach ihren Eltern fragen, damit die Nazis niemals merkten, dass sie das Geheimnis von Sobibór kannten.

Bis Tagesanbruch hatte Shlomo einen kurzen Brief an Avi geschrieben, den er Klat mitgab, als dieser sein Gold abholen kam. Die Nachricht lautete:

Mein Freund Avraham, dein erschreckender Brief traf mich nicht ganz unvorbereitet. Ich habe dies alles schon länger vermutet. Jetzt, da ich die Wahrheit kenne, ist eine unerklärliche Kraft in mir gewachsen. Mit einer Art sechstem Sinn spüre ich tief in meinem Innern, dass die Nazis mich nicht töten werden, dass ich überleben werde. Falls mir dies gelingt, werde ich mich rächen – nicht für alle, das wäre unmöglich, aber für meine Familie und meine Freunde. Ich schwöre bei ihrer Asche, dass ich sie rächen werde, auf welche Weise auch immer.

Schreib mir nur, wenn es unbedingt nötig ist, und geh kein Risiko ein. Gib dir alle Mühe, um noch ein paar Tage zu leben, oder wenigstens noch ein paar Stunden. Wer weiss, vielleicht ist das Glück dir hold, und du entkommst dieser Hölle doch noch.

SS-Scharführer Paul schwankte betrunken wie immer in die Baracke. «Ich will meinen Ring!» forderte er. «Ich will ihn jetzt!» Shlomo erklärte ihm, er habe noch nicht damit begonnen, da er zuerst die Totenrunenringe für Kommandant Stangl fertigstellen müsse. Er erinnerte Paul daran, dass Wagner in seiner Gegenwart angeordnet hatte: als erstes die SS-Ringe, danach den Ring für seinen Freund.

«Ich hatte noch keine Zeit für Ihren», entschuldigte sich Shlomo. «Wenn

ich daran arbeite, bestraft mich Herr Oberscharführer Wagner.»

«Ich komme morgen wieder», kündigte der SS-Mann an und warf ein Päckchen auf den Tisch.

Nachdem Paul gegangen war, öffnete Shlomo den Beutel. Er enthielt Goldzähne, an denen noch Blut, Gaumenfetzen und Knochensplitter klebten. Shlomo wurde speiübel bei dem Anblick. Am Vormittag war ein neuer Transport eingetroffen, und die Nazis hatten offensichtlich keine Zeit verschwendet.

Shlomo arbeitete die halbe Nacht an Pauls Ring. Der süssliche, ekelerregende Gestank von verwesendem Fleisch hing in der Luft. Erfüllt von Schuldgefühlen, weil er die Zähne von Toten benutzte, um selbst zu überleben, hasste sich Shlomo in jener Nacht. Doch SS-Scharführer Paul zeigte sich hocherfreut über den Ring und belohnte Shlomo mit einer halben Flasche Wodka.

«Trink», forderte er den Goldschmied auf. Seine glasigen Augen wirkten so gemein, dass der Bub einen Schluck nahm.

«Mehr!» grölte Paul. «Mehr ... mehr ... mehr ... mehr!»

Als Shlomo würgte und ihm der Alkohol am Kinn heruntertropfte, brach Paul in dröhnendes Gelächter aus. Nachdem der Goldschmied die Flasche geleert hatte, war er so betrunken, dass er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Nojeth brachte ihn ins Bett, worauf Shlomo den Rest des Nachmittags und die ganze Nacht hindurch fest schlief. Dieser Schlaf war ein Geschenk – ohne Tränen und Alpträume, ohne Ängste und Hass.

Am nächsten Morgen kamen Paul und Wagner zur Werkstatt, stiessen die Tür auf, traten jedoch nicht ein.

«Raus!» befahl Paul dem Goldschmied. «Los, raus!»

Shlomo eilte nach draussen.

«Hosen runter und bücken! Du bekommst zehn Hiebe auf den Hintern. Mitzählen!»

Shlomo hatte keine Ahnung, was er falsch gemacht haben könnte, aber er wusste, dass Bitten oder Einwände den Betrunkenen nur in noch grössere Rage versetzen würden. Also liess er seine Hosen herunter und beugte sich nach vorn. Der Nazi schwang seine Lederpeitsche. Als der erste Hieb messerscharf in sein Fleisch schnitt, brüllte Shlomo das erste Wort, das ihm einfiel: «Mutter! Mutter!» Ihr Name gab ihm Kraft, und mit vor Hass zusammengebissenen Zähnen zählte er: «Zwei, meine Mutter ... Drei, meine Mutter ...» Nach dem zehnten Hieb brach er auf dem Platz zusammen. Paul und Wagner entfernten sich lachend.

Je mehr das Brennen der violetten Striemen auf seinen Beinen, seinem Hintern und seinem Rücken nachliess, desto stärker wuchs sein Durst nach Rache. Realistisch betrachtet, war es ein hoffnungsloses Gefühl, denn wohin Shlomo auch blickte, sah er Zäune, Wachen, Hunde und Gewehre. Zuerst einmal überleben, dachte er. Leben ist die beste Rache.

Kapitel 6

Frühling 1942

Wagner brauchte Schuster; seine Wahl fiel auf Itzhak und dessen Freund Szol. Itzhak stammte aus dem 100 Kilometer von Sobibór entfernten Zolkiewka. Im dortigen Shtetl lebten in strohgedeckten Häusern etwa 3.000 Juden, in der Mehrzahl Kaufleute und Handwerker. Itzhak, sein Vater und seine Brüder waren Schuster; an Markttagen verkauften sie an ihrem Stand Stiefel an die Katholiken. Es gab kaum offenen Antisemitismus in Zolkiewka. Unter den jüngeren Juden fand der Zionismus starken Anklang, in etwas geringerem Umfang auch der Kommunismus. Als die Deutschen die Stadt 1939 zum ersten Mal besetzten, liessen sie die Juden unbehelligt. Als die Russen 1940 die Macht übernahmen, schlossen sich viele junge Juden der kommunistischen Miliz an. Nach der Kriegserklärung Deutschlands an die Sowjetunion im Jahre 1941 bot die Rote Armee an, auf ihrem Rückzug Juden mitzunehmen, die in der Sowjetunion leben wollten. Doch nur wenige nutzten die Gelegenheit. Wozu Haus, Handel und Geschäft aufgeben? Zolkiewka war immer eine friedliebende Stadt gewesen, und die Deutschen hatten sich als gar nicht so übel erwiesen.

Kaum waren die Russen abgezogen, begann die Schreckensherrschaft der Deutschen. Als erstes plünderten die Nazis auf Raubzügen nach Pelzen und Gold die Häuser der reichen Juden und erschossen deren Bewohner. Danach ermordeten sie Kommunisten und jene jungen Juden, die mit den Russen sympathisiert hatten. Schliesslich wurden alle übrigen Shtetlbewohner – einschliesslich Itzhak, seine Frau und sein fünfjähriger Sohn, seine Eltern sowie seine vier Brüder und seine Schwester – in Güterwagons mit Ziel Sobibór verladen. Sie hatten zwar flüchtig von Massenmorden in Belzec gehört, doch da der Krieg eine Vielzahl von Gerüchten produzierte, schenkten sie der Geschichte keinen Glauben. Und dennoch ...

Als der Zug nach Norden, in die entgegengesetzte Richtung von Belzec fuhr, drückte Itzhak seine Frau und sein Kind an sich. Sie seien auf dem Weg in ein Arbeitslager, erklärte er ihnen. Sie würden zusammenbleiben und nach

Hause zurückkehren, wenn der Krieg vorbei sei. Es würde schon nicht so schlimm werden, beruhigte er sie.

Wann immer der Zug seine Fahrt verlangsamte oder unterwegs anhielt, riefen Polen den Wagons entgegen:

«He, ihr Juden! Ihr werdet verbrannt ... Werft eure Sachen weg ... Überlasst sie nicht den Deutschen ... Ihr kommt doch nie zurück.»

Als die Wagontür in Sobibór aufsprang, erstarrte Itzhak vor Angst und presste seinen Sohn an sich. Ein Ukrainer zog sie aus dem Wagen. Itzhaks Frau riss das Kind an sich und nahm es auf den Arm. Bevor Itzhak zu den beiden laufen konnte, wurde er von einem «Schwarzen» mit vorgehaltener Pistole zusammen mit fünf anderen Männern zur Küche dirigiert. Nachdem sie dort je einen Kübel mit Suppe in Empfang genommen hatten, wurden sie durch das grosse Tor bis zu der Tür am Ende des uneinsehbaren Korridors geführt.

«Stellt sie hier ab», befahl der Ukrainer.

Von jenseits der Holztür hörte Itzhak Schreie, und auf dem Rückweg begegnete er einer Gruppe nackter Frauen und Kinder. Er glaubte, seine Frau und seinen Sohn in der Menge zu erkennen. Als er versuchte, sich rufend und winkend einen Weg durch die Masse nackter Körper zu bahnen, wurde er von dem Ukrainer mit dem Gewehrkolben niedergeschlagen. Itzhak war so benommen, dass er kaum noch wusste, wo er sich befand.

Als er wieder zu sich kam, stand er in Reih und Glied neben seinem Vater und seinen Brüdern. Wagner schritt die Kolonne ab und rief nach Schneidern.

«Tritt vor und melde dich!» flüsterte ihm sein Vater zu. Immer noch beeinträchtigt von dem Schlag, rührte sich Itzhak nicht von der Stelle.

«Hier ist ein Schuster», rief der Vater, seinen Sohn vorwärts schubsend. Wagner blieb stehen.

«Ein Schuster? Arbeitsmuster?» Wagner wusste, dass die Juden alles behaupteten, um ihren Kopf zu retten, und er konnte seine Zeit nicht mit «Schustern» verschwenden, die keine Schuhe machen konnten.

«Ja», bestätigte Itzhak, plötzlich wieder ganz Herr seiner Sinne. Geistesgegenwärtig packte er seinen Freund Szol am Arm und rief: «Hier ist noch ein guter Schuster.»

Wagner liess beide aus der Reihe treten.

«Mein Vater und meine Brüder sind auch Schuster», fügte Itzhak eifrig hinzu. Er vermutete, dass Schuhe anzufertigen leichter und sicherer sein würde als Gräben auszuheben oder Kartoffeln zu ernten. «Sie ...» «Genug Schuster», unterbrach Wagner. «Schneider? Irgendwelche Schneider hier?»

«Meine Frau ist eine ausgezeichnete Näherin», warf Itzhak ein, bevor Wagner seinen Inspektionsgang fortsetzen konnte.

«Wie heisst sie?» fragte Wagner. «Werde mich nach ihr erkundigen.»

Wagner verschwand durch das Tor zu den «Duschen» und kehrte wenige Minuten später zurück.

«Sie ist weg», erklärte er Itzhak ohne weiteren Kommentar. «Schneider ... Wer ist Schneider?»

Itzhak und Szol, der tatsächlich ebenfalls Schuster war, wurden von einem Ukrainer zu der Baracke neben der von Shlomo gebracht. In einer Ecke des leeren Schuppens waren Lederstücke auf dem Boden verstreut, und auf dem einzigen Tisch lagen neben zwei Tassen trockene Brotreste. Es schien, als habe jemand die Baracke überstürzt verlassen. Itzhak und Szol teilten sich das Brot und kauten es langsam, wobei sie sich wunderten, wie ein Jude etwas Essbares liegenlassen konnte. Sie fragten sich, was aus den Schustern vor ihnen geworden war. In ein anderes Lager verschickt?

Im Lauf des Tages kam Wagner vorbei. «Ein Paar Stiefel für den Kommandanten», ordnete er an und gab Itzhak die Masse. «Strengt euch lieber an!» Itzhak und Szol gaben sich die grösste Mühe, die kniehohen schwarzen Lederstiefel wunschgemäß anzufertigen. Wagner zeigte sich zufrieden. «Ihr werdet bis zum Ende bleiben», versicherte er ihnen.

Bis zum Ende? – ging es Itzhak durch den Kopf. Welches Ende? Er wagte nicht, diese Frage zu stellen, als Wagner wenig später zwei Paar Stiefel und je ein Paar Hausschuhe für jeden SS-Offizier in Sobibór bei ihm in Auftrag gab. Bald bestellten auch andere Nazis Schuhe oder Pantoffeln für Ehefrauen und Freundinnen.

Itzhak empfand die Arbeit als Segen; sie liess ihn für eine Weile die Angst um seine Familie und die Einsamkeit vergessen. Wo waren seine Frau und sein Sohn? Würde er bald in ihr Arbeitslager geschickt werden? Die Fragen führten ihn immer wieder zu den Schreien und zu den nackten Frauen und Kindern, die in Todesangst durch jenen abgeschirmten Korridor hetzten. Eines Tages traf Itzhak Shlomo auf dem Platz vor den Baracken. Der Goldschmied eröffnete dem Älteren schonend, aber ehrlich die Wahrheit über Sobibór.

Itzhak wollte – konnte – diese Wahrheit nicht akzeptieren. Nicht seine Frau und sein Sohn, seine Mutter und sein Vater, seine vier Brüder, seine Schwester! Nicht seine ganze Familie! Alle tot? Das konnte nicht wahr sein! Warum? Wer sollte so grausam sein? Shlomos Freund Avi musste sich geirrt haben. Ausserdem lebten doch Juden hinter jener Tür am Ende des Korridors; Itzhak hatte schliesslich gesehen, wie Juden täglich Kübel mit Suppe dorthin trugen, so wie er selbst es nach seiner Ankunft getan hatte. Wozu Essen, wenn niemand mehr lebte?

Als Klat eines Tages acht Männer zum Tragen der Suppenkübel suchte, meldete sich Itzhak freiwillig. Er wusste nicht genau, warum. Vielleicht hoffte er, einen Blick auf seine Frau und seinen Sohn zu erhaschen oder zumindest etwas über sie zu erfahren. Es war nicht mehr als ein schwacher Hoffnungs-

schimmer, doch der einzige, der ihm blieb. An der Holztür am Ende des Schlauchs bückte er sich, um durch eine Bretterritze zu spähen. Als er glaubte, eine Frau und ein Kind beim Entkleiden zu erkennen, konnte er sich einfach nicht mehr abwenden. Die Vorstellung, dass seine Frau und sein Sohn nackt wie jene beiden in den Tod gegangen waren, hilflos, allein, ohne einen Beschützer, lähmte ihn. Er merkte nicht einmal, wie Klat seinen Gewehrkolben hob. Die anderen Juden mussten Itzhak in die Baracke zurücktragen. Wäre er nicht ein so ausgezeichnete Schuster gewesen, hätte Wagner ihn durch jene Tür geschickt.

Shlomo war noch jung und hatte vom Leben kaum mehr erfahren als Hunger, Mord und Hass. Itzhak dagegen war Mitte Zwanzig und kannte nicht nur die tröstliche Liebe einer Mutter und eines Vaters im Schoss einer einfachen, hart arbeitenden Familie, sondern auch die Liebe einer Frau und eines Kindes – zweier Menschen, für die er sich verantwortlich fühlte. Er hatte Hoffnungen, Pläne und Träume für sie gehabt. Itzhak hatte mehr zu verlieren als Shlomo, und sein Schmerz sass so tief, dass sein Freund Szol daran zweifelte, ob er sich je wieder davon erholen würde. Doch Itzhak schaffte es, und nachdem er den ersten Schock überwunden hatte, kämpfte er, wie Shlomo, ums Überleben – aus Hass, aus dem Bedürfnis nach Rache, aus Liebe zu seiner Frau und seinem Kind, aus dem überwältigenden Drang heraus, der Welt vom Schicksal seiner Familie und der Juden von Zolkiewka zu berichten. Wenn die Welt nur Bescheid wüsste, dachte er, würde sie die Nazis gewiss stoppen.

Während Shlomo und Itzhak ihrer täglichen Arbeit nachgingen, trafen in Sobibór pausenlos neue Züge, Lastwagen und Pferdefuhrwerke aus den Ghettos Ostpolens ein – aus Rejowiec, Zamosc, Komarow, Demblin, Ryki, Jozefow, Baranow, Konskowola, Markuszow, Michow, Turobin, Gorzkow, Krasnystaw, Izbica, Siedlce, Chelm, Wlodawa, Hrubieszow, Dubienka, Grabowiec, Uchanie, Biala-Podlaska, Krasniczyn.¹ Ganze Gemeinden wurden innerhalb eines Tages ausgelöscht.

Eines stickigen Julivormittags verkündete Wagner, alle Arbeitsjuden würden am folgenden Tag in ihren Werkstätten eingeschlossen, da eine Delegation aus Berlin zur Inspektion des Lagers erwartet werde. Für die Häftlinge kam diese Ankündigung nicht ganz überraschend; tags zuvor hatte Wagner bereits spezielle Mannschaften rekrutiert, die Offiziersquartiere schrubben, Daunendecken verstecken, Stiefel polieren und Häppchen vorbereiten mussten. Wagner forderte die Häftlinge nachdrücklich auf, ihre Baracken blitzblank zu scheuern für den Fall, dass die Berliner auch diese zu inspizieren wünschten.

Um elf Uhr am nächsten Morgen schnaufte die Lokomotive mit den Luxuswagons aus Berlin auf das Nebengleis ausserhalb des Haupttors. Kommandant Stangl und sein Stellvertreter Wagner salutierten den sechs SS-Führern und drei Zivilisten, die aus dem Zug stiegen. Shlomo, Itzhak und die anderen Arbeitsjuden spähten durch Fenster und Bretterritzen. Die Delega-

tion schritt unverzüglich durch das grosse Tor zu den Gaskammern und kehrte danach auf den freien Platz vor dem Tor zurück. Kommandant Stangl stand im Kreis der Besucher und zeigte mal hierhin, mal dorthin, als veranstalte er eine Fremdenführung durch Sobibór. Er wandte sich überwiegend an einen schlanken, ziemlich grossen SS-Führer, der wiederum, wie aus seinen Gesten abzulesen war, Stangl Anweisungen zu geben schien. So plötzlich wie die Delegation aufgetaucht war, verschwand sie auch wieder aus Sobibór. Stangl und Wagner waren enttäuscht, dass die Berliner nicht mal auf einen Cognac geblieben waren. Als seien die Juden an diesem Ärgernis schuld, schickte Wagner diejenigen, die das Essen zubereitet hatten, in die Gaskammer.

Nichtsdestoweniger waren Stangl und Wagner auch stolz: Reichsführer-SS Heinrich Himmler, der oberste Chef der SS, hatte ihnen gerade seinen ersten Besuch abgestattet.²

Kapitel 7

Sommer 1942

Als Heinrich Himmler 1929 Hitlers «Leibwache» – die Schutzstaffel oder SS – übernahm, hatte diese nur 280 Mitglieder. Bis zum Sommer 1942, als der Reichsführer-SS Sobibór besuchte, hatte er die SS zu einem straff organisierten Korps von 250.000 Mann geformt.

Der aus einer katholischen Familie stammende Himmler hatte ein historisches Vorbild für die Organisation, die ihm vorschwebte: die Gesellschaft Jesu – der Jesuitenorden. Die strukturellen Ähnlichkeiten zwischen dem im 16. Jahrhundert von dem Spanier Ignatius von Loyola gegründeten Orden und der SS waren dann tatsächlich verblüffend: hier wie dort eine mit grössten Privilegien ausgestattete Organisation, ein Staat im Staate, eine durch strenge Aufnahmekriterien geschützte, durch das Gelübde absoluten Gehorsams gegenüber einem Oberherrn – hier dem Papst, dort dem Führer – zusammengehaltene Elite. Auch die Spitzengliederung der SS folgte dem Vorbild des Jesuitenordens, dem ein General (der «schwarze Papst») Vorstand, der von vier Assistenten beraten wurde. Himmler schuf vier von SS-Führern geleitete Hauptämter, die ihm unterstanden. Er lehnte sich beim Aufbau der SS so eng an die Grundsätze des Jesuitenordens an, dass selbst Hitler ihn «meinen Ignatius von Loyola» nannte. Für die Aufnahme in seinen «Orden» legte Himmler strenge Regeln fest. Wichtigstes Kriterium war für ihn die «Reinrassigkeit» des Bewerbers oder «gutes Blut», wie der SS-Chef sich auszudrücken pflegte. Hierzu gehörten das äussere Erscheinungsbild des blonden, blauäugigen nordischen Idealtyps, körperliche Kondition, gute Herkunft und allgemeine Haltung. Hatte ein Bewerber die Hürden der Rassenkommission erfolgreich überwunden, folgte eine neunmonatige Phase der Prüfungen und Exerzitien, während der ein Korpsgeist entsprechend den Prinzipien der SS gedrillt wurde: Elitedenken, Überlegenheit der Rasse, Antisemitismus und Gehorsam. An Hitlers Geburtstag, dem 20. April, schworen die neuen Staffelanwärter bei einer Kerzenlichtzeremonie den sogenannten Sippeneid:

*Ich schwöre Dir, Adolf Hitler,
als Führer und Kanzler des Deutschen Reiches
Treue und Tapferkeit.
Ich gelobe Dir und
den von Dir bestimmten Vorgesetzten Gehorsam bis in den Tod,
so wahr mir Gott helfe.*

Nach Ableistung des Eides folgte eine weitere fünfmonatige Ausbildungsphase, in der die Staffel-Anwärter den SS-Katechismus auswendig lernen mussten, der sich in Form und Stil eng an den katholischen Katechismus anlehnte und den Bewerber noch stärker an den Hitlerkult band: Frage: «Wem müssen wir zuerst dienen?»

Antwort: «Unserem Volk und unserem Führer Adolf Hitler.»

Frage: «Warum gehorchst du?»

Antwort: «Aus innerster Überzeugung, aus Glaube an Deutschland, an den Führer, die Bewegung, die Schutzstaffel und aus Treue.»

Nach Ableistung ihrer Pflichtzeit in Arbeitsdienst und Wehrmacht legten die inzwischen zu Staffel-Vollanwärtern beförderten Bewerber erneut einen Eid ab, mit dem sie endgültig in den SS-»Orden« aufgenommen wurden. Zur Belohnung erhielten die jungen Mitglieder den SS-Dolch und als Identifikationsmerkmal die SS-Uniform mit den schwarzen Stiefeln und der Tellermütze mit schwarzem Sturmriemen und silbernem Totenkopf.¹

Als Deutschland im September 1939 Polen überfiel, lag es nur nahe, dass Hitler seinen ihm ergebenen «schwarzen Papst» mit der Durchführung seines Gesamtplans betraute: Polen durch Liquidierung seiner gesellschaftlichen Elite gefügig zu machen, Westpolen zu germanisieren und ins Deutsche Reich einzugliedern, Ostpolen in ein riesiges Sklavenarbeitslager zu verwandeln sowie Polens drei Millionen Juden bis zur endgültigen Lösung der Judenfrage von der übrigen Bevölkerung zu isolieren. Himmler erledigte seine Aufgabe äusserst erfolgreich. Er vertrieb über eine Million Westpolen aus ihrer Heimat und verschleppte sie entweder in die östlichen Landesteile – das sogenannte Generalgouvernement – oder internierte sie in Arbeitslagern. Die Häuser, Bauernhöfe und Geschäfte der Vertriebenen gingen in den Besitz der vom Reich dort angesiedelten Deutschen über. Ausserdem liess Himmler über 200.000 Kinder mit «arischem» Äusseren entführen und zur Adoption für deutsche Familien freigeben.

Als nächstes stellten Himmler und seine rechte Hand, der Chef des Reichssicherheitshauptamtes Reinhard Heydrich, fünf Sonderkommandos aus SS-Eliteeinheiten zusammen – die sogenannten Einsatzgruppen. Diese agierten unabhängig von der Wehrmacht und hatten den Auftrag, die polnische Führung – Aristokratie, kulturelle Elite (Lehrer, Schriftsteller, Künstler, Ärzte), Politiker (antideutsche Nationalisten, Sozialisten, Kommunisten)

sowie in der Bewegung für ein unabhängiges Polen engagierte Priester und Nonnen – zu eliminieren. Die Einsatzgruppen ermordeten fast zwei Millionen polnische Zivilisten.

Schliesslich führte Himmler eine Kennzeichnungspflicht für die polnischen Juden ein und isolierte sie in Ghettos, wo sie bis zu Hitlers Entscheidung über deren endgültige Bestimmung als billige Arbeitskräfte verwendet werden konnten. Zusätzlich zu den bereits im Generalgouvernement lebenden polnischen Juden wurden etwa eine Million Juden aus Westpolen, Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei dorthin zwangsumgesiedelt. Als Deutschland 1941 in die Sowjetunion einfiel, vertraute Hitler die Umsetzung seines Plans zur Liquidierung aller kommunistischen Führer, Partisanen, Zigeuner und Juden wiederum Heinrich Himmler an. Russlands fünf Millionen Juden waren eine leichte Beute. Neunzig Prozent von ihnen lebten in den bevölkerungsreichen Städten Litauens, Estlands, Lettlands, Weissrusslands und der Ukraine. Die meisten waren völlig arglos; ja, manche begrüssteten die Deutschen sogar als Befreier vom roten Joch. Auf seine Erfahrungen in Polen bauend, setzte Himmler vier Einsatzgruppen in Marsch – insgesamt 3.000 Mann, ergänzt durch ukrainische, lettische, estnische und litauische Freiwillige –, die der Richtung Moskau vorstossenden Wehrmacht folgten und hinter der Front operierten. Die Einsatzgruppen sowie die in den eroberten Städten stationierten Einsatzkommandos töteten eine Million Juden und sieben Millionen russische Zivilisten.

Als die «Endlösung» – die Vernichtung aller Juden – beschlossen war, vertraute Hitler selbstverständlich wieder seinen inzwischen erfahrenen «schwarzen Papst» mit der Durchführung dieser Operation. Das Generalgouvernement bot sich aus verschiedenen Gründen als Standort für die Todesfabriken an: Ein Drittel aller europäischen Juden lebte auf diesem Gebiet; es gab dort ein weit verzweigtes Eisenbahnnetz mit Verbindungen in abgelegene Orte; das Territorium war sowohl durch Sprache und Kultur als auch durch die Wehrmacht vom übrigen Europa getrennt; und die ostpolnische Bevölkerung galt als besonders antisemitisch.

Im Rahmen einer streng geheimen Reichssache, der nach Heydrich benannten «Aktion Reinhard», liess Himmler, zusätzlich zu den mehr als 300 bereits in Polen existierenden Arbeits- und Konzentrationslagern, entlang der östlichen Grenze des Generalgouvernements drei Vernichtungslager bauen. Getestet wurde die «Aktion Reinhard» in den Wäldern Westpolens: auf dem Gelände eines verfallenen Schlosses in Chelмно (damals Kulmhof), 60 Kilometer nordwestlich von Lodz (damals Litzmannstadt). Im Ghetto Litzmannstadt lebten zu jener Zeit noch rund 100.000 Juden, und Himmler hielt es für praktischer, sie in der Nähe zu töten, statt sie durch halb Polen zu transportieren. Das Lager Kulmhof wurde im Dezember 1941 in Betrieb

genommen. Im Vergleich zu den späteren Todesfabriken war das dortige Vernichtungssystem primitiv. Die Juden wurden mit dem Zug von Lodz nach Chelmno befördert und von da mit Lastwagen oder Pferdefuhrwerken zu dem Anwesen. Auf dem Gelände befahl man ihnen, sich zum Duschen zu entkleiden, und pferchte sie anschliessend in einen von vier geschlossenen Lastwagen. Während der Fahrt zu den Massengräbern im dichten Wald erstickten die Juden an nach innen geleiteten Kohlenmonoxidgasen. Wer bei Ankunft der Lastwagen an den Gruben noch lebte, wurde erschossen. Die Einsatzgruppen hatten die Gaswagentechnik in Russland erprobt, und trotz ihrer Primitivität war diese Methode effektiver als Exekutionen.²

Da sich die Lastwagen jedoch als zu klein erwiesen, liess Himmler als Weiterentwicklung des Kulmhof-Experiments stationäre Gaskammern in die drei Todeslager in Ostpolen installieren. Das südöstlich des riesigen Ghettos Lublin gelegene Lager Belzec wurde im März 1942 in Betrieb genommen; Sobibór, nordöstlich von Lublin, im April; und Treblinka, nordöstlich von Warschau, im Juni – einen Monat vor Himmlers Besuch in Sobibór.

Für die Leitung aller Lager formte Himmler ein spezielles SS-Korps: die Totenkopfverbände. Der erste Verband war bereits sechs Jahre vor dem Krieg gegründet und in Dachau, damals ein Lager für politische Gefangene, geschult worden. Die Totenkopf-Rekruten wurden dort von SS-Ausbildern so lange mit gnadenloser preussischer Disziplin gedrillt, bis ihre angestauten Aggressionen kurz vor dem Explodieren standen. Dann liess man sie auf die Gefangenen los. Wer sich durch besondere Brutalität auszeichnete, wurde befördert; weichherzige Rekruten wurden entlassen oder öffentlich degradiert und ausgepeitscht. Die für Spezialaufgaben im Lagersystem der Nazis ausgewählten neuen Offiziere wurden in Dachau einem abschliessenden Training unterzogen.

Doch Himmler erweiterte die Lager im Lauf der Jahre so rapide – bis 1942 auf 16 grosse und 50 kleinere Konzentrationslager, Hunderte Arbeitslager sowie drei Vernichtungslager –, dass für eine gründliche Auswahl des Personals keine Zeit blieb. Die 25.000 Offiziere der Totenkopfverbände entsprachen 1942 keineswegs mehr dem Bild des 1,80 Meter grossen, tapferen Teutonen. Es dominierte im Gegenteil der Typ des ungebildeten, erfolglosen, arbeitslosen gesellschaftlichen Aussenseiters. Darunter befanden sich auch ältere Männer, nicht mehr kriegstaugliche Soldaten und Kriminelle.

Zum Leitungsstab der drei Todeslager Belzec, Sobibór und Treblinka berief Himmler 96 SS-Führer, die als ehemalige Mitarbeiter in Hitlers «Euthanasie»-Programm ausnahmslos bereits über Erfahrung mit Vergasungsanlagen verfügten. Sie hatten vor ihrem Eintritt in die SS im Durchschnitt acht Jahre die Schule besucht und den Beruf eines Polizisten, Bauern, Bäckers, Webers, Händlers, Hausangestellten oder Lastwagenfahrers ausgeübt. Zum Inspekteur der drei Lager wurde SS-Sturmbannführer Christian Wirth er-

nannt, ein ehemaliger Polizeikommissar, der 1939 die ersten Vergasungen von geisteskranken Deutschen beaufsichtigt hatte. Bis Mitte 1940 fungierte Wirth als eine Art Generalinspekteur der sechs «Euthanasie»-Anstalten in Deutschland, in denen geistig und körperlich Behinderte vergast wurden, sowie der elf Spezialabteilungen in Krankenhäusern, in denen behinderte Kinder mittels tödlicher Injektionen eingeschläfert wurden. Unter Kollegen wurde Wirth wegen seiner Grobheit und Kaltschnäuzigkeit der «wilde Christian» genannt.

Himmler bestellte den Österreicher Franz Stangl – einen gelernten Weber und ehemaligen Polizeibeamten – zum Lagerkommandanten von Sobibór. Wie Wirth hatte auch Stangl zum Mitarbeiterstab des «Euthanasie»-Programms gehört, dem 60.000-80.000 «kranke» Deutsche und Österreicher zum Opfer fielen, bevor es 1941, unter anderem auf Druck der Kirchen, offiziell gestoppt wurde. (Allerdings hatte es zu jenem Zeitpunkt seinen Zweck längst erfüllt.)³

Als Stangl im Frühling 1942 in Sobibór eintraf, waren die Gaskammern noch im Bau. Sie befanden sich in einem festen Ziegelgebäude mit drei separaten, je vier Mal vier Meter grossen Kammern. Jede von ihnen besass eine Aufnahmekapazität von 80-100 Menschen. Rohrleitungen verbanden die Gaskammern mit dem Auspuff eines in einem benachbarten Schuppen untergebrachten russischen 8-Zylinder-Motors eines Panzerkampfwagens. Mitte April 1942 kam Wirth in Begleitung eines Chemikers nach Sobibór, um erste Probevergasungen durchführen zu lassen. Der Chemiker installierte ein Messgerät in den Kammern, um die Gaskonzentration zu prüfen. Anschliessend wurden 30-40 nackte junge Mädchen von SS-Leuten in die Gaskammern getrieben. Nachdem die Türen verriegelt waren, wurde der Dieselmotor angelassen. Stangl, Wirth und der Chemiker beobachteten durch ein kleines Kontrollfenster die Wirkung der Auspuffgase. Als sich nach etwa zehn Minuten keiner der zuckenden Frauenkörper mehr bewegte, gab der Chemiker das Zeichen zum Abstellen des Motors. Nach dem Abtransport der Leichen kontrollierte er das Messgerät, nannte das Experiment gelungen und erklärte Sobibór offiziell für betriebsbereit.⁴

Als Himmler zwei Monate später das Vernichtungslager inspizierte, waren unter Stangls Leitung bereits mehr als 50.000 Juden vergast worden. Der Reichsführer SS war davon dermassen beeindruckt, dass er Stangl mit der Erweiterung von Sobibór beauftragte und nach seiner Rückkehr nach Berlin am 19. Juli folgenden neuen Befehl erliess:

Ich ordne an, dass die Umsiedlung der gesamten jüdischen Bevölkerung des Generalgouvernements bis 31. Dezember 1942 durchgeführt und beendet ist.⁵

Kurz darauf schickte Himmler den Leiter des Desinfektionsdienstes beim Reichsarzt der SS und Polizei, SS-Obersturmführer Kurt Gerstein, in streng geheimer Mission nach Ostpolen – mit 100 Kilo Blausäurepräparat, das die

unter anderem zur Ungeziefervertilgung verwendete tödliche Blausäure freisetzte.

Kurt Gerstein verkörperte äusserlich den idealen SS-Mann: 1,85 Meter gross, schlank, blondes Haar und fein geschnittene «nordische» Gesichtszüge. Tatsächlich jedoch war der Mediziner und Diplomingenieur Gerstein weder überzeugter SS-Mann noch Nazi, sondern war nach dem Tod einer Schwägerin in der «Euthanasie»-Anstalt Hadamar 1941 in die Hygiene-Abteilung der Waffen-SS eingetreten, um hinter die Kulissen jener «Anstalten» sehen zu können. Die Gestapo hatte ihn wegen angeblicher SS- und parteischädigender Aktivitäten zweimal verhört, mangels Beweisen aber wieder freigelassen.

Gerstein vermutete, dass das Gift – das unter der Handelsbezeichnung Zyklon B produziert wurde – zur Tötung von Menschen eingesetzt werden sollte; er hatte Gerüchte über Mordkommandos und Vernichtungslager gehört. Dennoch nahm er den Auftrag an, um, nach eigener Aussage, Sabotagemöglichkeiten zu erkunden.

Adressat für das Zyklon B und Gersteins Ansprechpartner in Polen war der SS- und Polizeiführer des Distrikts Lublin, SS-Obergruppenführer Odilo Globocnik, von Himmler mit der örtlichen Leitung der «Aktion Reinhard» betraut und in dieser Funktion dem Reichsführer-SS direkt unterstellt. Globocnik informierte Gerstein über die Vergasungen in Belzec, Sobibór und Treblinka.

«Es handelt sich dabei um eine unserer geheimsten Reichssachen», warnte Globocnik. «Man könnte sagen, die geheimste überhaupt. Wer darüber spricht, wird liquidiert. Erst gestern wurden zwei Männer, die ihren Mund nicht halten konnten, erschossen.»

Globocnik erklärte Gerstein, der Hauptzweck seines geplanten Besuches in den Lagern sei die Desinfektion der Berge von verlauster Kleidung, die man den Juden abgenommen habe. Zum zweiten gelte es, die Gaskammern zu verbessern.

«Was wir brauchen, ist ein giftigeres Gas, das schneller wirkt», erläuterte er. «Wie Blausäure.»

SS-Obergruppenführer Globocnik stellte seinen Lagerinspekteur Christian Wirth zur Verfügung, um Gerstein die Funktionsweise des Systems vor Ort zu zeigen. Begleitet wurden die Männer von SS-Standartenführer Wilhelm Pfannenstiel, Professor für Hygiene an der Universität Marburg und in seiner Eigenschaft als beratender Hygieniker der SS vorübergehend in Polen. Die Besichtigung begann in Belzec, dem am dichtesten bei Lublin gelegenen Lager. Da die Vergasungen in Belzec im Sommer 1942 ihren Höhepunkt erreichten, warteten auf den Geleisen 45 Güterwagons mit etwa 6.000 Juden – von denen schätzungsweise ein Drittel bereits tot war – auf Abfertigung.⁶ Auf dem Weg zu den Gaskammern erklärte Wirth, dass die Todesräume in Belzec mit denen von Sobibór und Treblinka identisch seien.

«Es sind keine zehn Menschen am Leben», wandte sich Wirth an Gerstein, «die so viel gesehen haben oder sehen werden wie Sie.»

Während Männer, Frauen und Kinder an Gerstein vorbeizogen, verkündete ein SS-Mann mit pastoraler Stimme, wie ein Prediger von einer Kanzel:

«Es passiert euch nicht das Geringste! Ihr müsst nur in den Kammern tief Atem holen, das weitet die Lungen. Diese Inhalation ist notwendig, um die Ausbreitung von Seuchen zu verhindern.»

Auf dem Weg zu dem Gebäude mit den Gaskammern ahnten die meisten Juden vermutlich bereits – schon aufgrund des Geruchs –, dass sie der Tod erwartete. Doch in dem engen Schlauch mit Hunderten von nachdrängenden nackten Menschen gab es kein Entkommen. Nur die Kinder schienen arglos zu sein. Gerstein beobachtete, wie ein kleines Mädchen seine Korallenhalskette verlor und weitergestossen wurde, bevor es sie aufheben konnte. Einen Augenblick später entdeckte ein etwa dreijähriger Bub die in der Sonne funkelnden Perlen und schnappte sich die Kette. Mit einem Lächeln auf dem Gesicht aus Freude über das neue Spielzeug ging er in die Gaskammer.

In Belzec gab es sechs Gaskammern. Vor dem Gebäude, in dem sie sich befanden, standen Geranientöpfe, über die Tür war ein riesiger gelber Davidstern gemalt, und darunter hing ein Schild mit der Inschrift: «Stiftung Hackenholt» – so benannt nach SS-Hauptscharführer Lorenz Hackenholt, der in Belzec die Vergasungsanlage bediente.

«Gut vollpacken!» befahl Wirth, bevor er eine etwa 40-jährige Jüdin, die mit lauter Stimme ihre Mörder verfluchte, fünf- oder sechsmal mit der Reitpeitsche ins Gesicht schlug.

Nachdem alle sechs Türen verriegelt waren, schaltete Wirth von aussen das Licht aus. Drinnen erhob sich ein Wehklagen. Dies war der Zeitpunkt, an dem SS-Hauptscharführer Hackenholt den Dieselmotor anlassen sollte. Doch ausgerechnet in Gegenwart der wichtigen Besucher sprang die Maschine nicht an. Wirth eilte hinzu, sichtlich peinlich berührt, dass ein solcher Fehler gerade an diesem Tag passieren musste; bisher war alles so glatt verlaufen.

Während Gerstein mit seiner Stoppuhr die Zeit registrierte, spähte Pfannenstiel durch ein mit Glas versehenes Guckloch in die Kammer.

«Die Juden drinnen weinten und beteten wie in der Synagoge», sagte der Hygieneprofessor später aus.

Eine Stunde verging, ohne dass es Hackenholt gelang, den Motor zu starten. Wirth schlug wie wild mit der Reitpeitsche auf den Ukrainer ein, der bei der Bedienung der Vergasungsanlage helfen sollte. Laut Gersteins Stoppuhr sprang der Motor nach zwei Stunden und 49 Minuten endlich stotternd an und begann zu drehen. Wirth wartete fünfundzwanzig Minuten, bevor er das Licht einschaltete und durch das Guckloch in die Gaskammer schaute. Mehr als die Hälfte der Opfer rührte sich nicht mehr; nach weiteren drei Mi-

nuten zuckten nur noch wenige Körper. Als nach 32 Minuten schliesslich alle tot waren, liess Wirth den Motor abschalten. **Männer des jüdischen Arbeitskommandos öffneten die Türen.** Die Kammern waren so vollgestopft, dass die Toten aufrecht wie Basaltsäulen aneinandergedrückt standen; Mütter hielten noch immer ihre Kinder an die Brust gedrückt, die Hände schützend über die Augen der Kleinen gelegt. Die Leichen wurden ins Freie gezerrt und nach Diamanten und Gold durchsucht, bevor man sie in die Gruben warf. Eine Gruppe jüdischer Arbeiter hebelte mit Haken Münder auf, um unter den Zungen nachzusehen; **eine andere kontrollierte Vaginen und After. Zahnärzte brachen Goldzähne aus.**

Fasziniert und stolz spazierte SS-Sturmbannführer Christian Wirth mit einer Büchse voller Goldzähne in der Hand zwischen den Leichen umher. «Sehen Sie nur, wieviel Gold wir hier finden», sagte er zu Gerstein, dessen Mund wie ausgetrocknet war. «Und gestern haben wir genau so viel eingesammelt und vorgestern auch.»

Am folgenden Tag fuhr Wirth mit Gerstein zur Besichtigung des Lagers Treblinka; Sobibór liessen sie aus, da die Transporte dorthin wegen Stangls Erweiterungsarbeiten unterbrochen waren. Wie in Belzec, liefen auch in Treblinka die Vergasungen zu jener Zeit auf Hochtouren, da die Nazis mit der Liquidierung des Warschauer Ghettos beschäftigt waren. Nach Inspektion der acht fehlerfrei funktionierenden Gaskammern von Treblinka nahm Gerstein an einem ihm zu Ehren gegebenen Bankett teil. Dr. Pfannenstiel hielt die Tischrede:

«Sie leisten hervorragende Arbeit und erfüllen eine nützliche und notwendige Pflicht», sagte er an die Adresse der Totenkopfverbände. «Ein Segen und ein humanitärer Auftrag ... Wenn man die Körper von diesen Juden sieht, versteht man die Grösse der Arbeit, die Sie verrichten.» Christian Wirth hatte dem Besuch von Gerstein von Anfang an mit grosser Nervosität entgegengesehen. Wirth hatte sich in Ostpolen sein eigenes Reich aufgebaut; für ihn galt es, seinen Ruf zu wahren. Wenn Berlin seine Gaskammern von Kohlenmonoxyd auf Zyklon B umstellen liess, dann würde er wie ein Dilettant dastehen. Wie sollte er sich dann Respekt verschaffen?

Er bat Gerstein, für Belzec, Sobibór und Treblinka keine Blausäure zu empfehlen. Schliesslich funktioniere das System doch auch ohne; wozu also etwas ändern?

Gerstein war erleichtert. Er hatte sich für Wirth die Ausrede zurechtgelegt, die blauen Zyklon-B-Kapseln in den kleinen Kanistern befanden sich bereits in Auflösung, wobei ihre Wirkung so stark nachliesse, dass sie nur noch zur Desinfizierung von Kleidung verwendbar seien. Wirths Vorschlag vereinfachte die Lage. Gerstein konnte die gesamte Ladung mit ausdrücklicher Zustimmung des Lagerinspektors vergraben. Er versicherte Wirth, Berlin ge-

genüber zu erklären, er habe die Giftkapseln wegen ihres Zersetzungsgrades und der von ihnen ausgehenden Gefahr unverzüglich vernichten müssen.⁷ Auf der Rückreise von Warschau nach Berlin lernte Gerstein im Zug Baron von Otter, Sekretär bei der schwedischen Gesandtschaft in Berlin, kennen. Da beide Männer keinen Platz reserviert hatten, mussten sie die Nacht stehend auf dem Gang verbringen. Gerstein wirkte äusserst nervös, als wolle er unbedingt etwas mitteilen, wage aber nicht, mit der Sprache herauszurücken. Von Otter bot ihm eine Zigarette an, um ihn zu beruhigen. «Darf ich ihnen eine grässliche Geschichte erzählen?» fragte Gerstein den Diplomaten.

Fast die ganze Nacht über redete er sich all die Details von der Seele, die an ihm zehrten. Er schluchzte, schlug die Hände vors Gesicht; seine Stimme wurde laut – ein gequälter, mit seinem Gewissen um eine Lösung ringender Mann. Nur eines war ihm klar: Er musste der Welt von Belzec, Sobibór und Treblinka erzählen.

Die Nachricht von der Vernichtung der Juden müsse neutrale Länder wie Schweden erreichen, machte Gerstein seinem Gegenüber klar. Er glaubte, dass die Deutschen Hitler und seine Regierung keinen Tag länger tolerieren würden, wenn sie erst einmal von dem Massenmord der Nazis an den Juden erfahren hätten.

Um seine Glaubwürdigkeit zu untermauern, zeigte Gerstein dem Schweden den SS-Auftrag für die 100 Kilo Blausäurepräparat und nannte als Referenz Dr. Otto Dibelius, einen führenden Nazigegner innerhalb der protestantischen Kirche, der seine – Gersteins – antinazistische Haltung bestätigen könne.

Nach seiner Ankunft in Berlin überprüfte Baron von Otter bei Dr. Dibelius Gersteins Verlässlichkeit und sandte daraufhin, überzeugt von der Vertrauenswürdigkeit des SS-Obersturmführers, einen detaillierten Bericht über Belzec, Sobibór und Treblinka nach Stockholm. Die schwedische Regierung legte das Telegramm jedoch – zur Vermeidung weiterer Spannungen mit Deutschland – unveröffentlicht zu den Akten.⁸

Kapitel 8

Sommer 1942

Während Ende Juli 1942 die Menschentransporte nach Sobibór vorübergehend unterbrochen waren, wurden vorgefertigte Barackenteile und Baumaterialien per Bahn angeliefert. Die Nazis bauten das Lager in jener Phase zu einer kleinen Stadt mit vier Bezirken aus.¹

Im direkt hinter dem Haupttor parallel zur Bahnlinie gelegenen Vorlager errichteten die Deutschen Unterkünfte für 35 SS-Männer und Wohnbaracken für 200 ukrainische Hilfspflichtige, je eine Küche und Kantine für die SS- und die ukrainische Lagermannschaft, ausserdem Bäckerei, Wäscherei und Friseur, Garagen, ein Waffenmagazin sowie einen Arrestbunker für die Ukrainer.

Im südlichen Teil Sobibórs entstand – in sicherer Entfernung vom Haupttor – Lager I, in dem sich die Unterkünfte für die jüdischen Arbeitskräfte und einige Werkstätten befanden. Der gesamte Bereich wurde durch einen doppelten Stacheldrahtzaun ausbruchsicher gemacht. Lager I konnte nur durch ein einziges, in der nordöstlichen Ecke gelegenes Tor betreten oder verlassen werden, das tagsüber von einem Ukrainer bewacht und nachts mit Vorhängeschloss und schwerer Eisenkette verriegelt war. Innerhalb des Stacheldrahtzauns reihte sich rund um einen freien Platz ein Gebäude an das andere: Schlafbaracken und Küche der jüdischen Arbeitskräfte, eine Schlosserei, zwei Schneider- und zwei Schusterwerkstätten – je eine für die SS und die Ukrainer –, eine Malerwerkstatt sowie eine Tischlerei, in der Juden Möbel für die neuen Quartiere der Deutschen herstellten.

Um die «Abfertigung» neuer Transporte noch effizienter zu gestalten, erweiterten die Nazis Lager II im Zentrum von Sobibór. Sie errichteten Holzbaracken zur Lagerung der Kleidung, Bettwäsche, Schuhe und Haushaltsartikel, die die Juden bei ihrer Ankunft abliefern mussten; offene Verschläge, in denen die Waren sortiert und gebündelt wurden; und ein Verwaltungsgebäude mit einem Raum, in dem die konfiszierten Diamanten, das Silber und die übrigen Wertsachen aufbewahrt wurden.

Hinzu kamen Kuh-, Schweine- und Hühnerställe, Kaninchenkäfige sowie ein Gemüsegarten.

In dem im äussersten Nordwesten von Sobibór angesiedelten Lager III wurde die Zahl der Gaskammern verdoppelt. Die Erweiterung des Fassungsvermögens auf 600 Menschen gleichzeitig versetzte die Nazis in die Lage, jeden Grosstransport innerhalb weniger Stunden «abzufertigen». Für das Ausräumen der Gaskammern und die Beseitigung der Leichen war ein **100 Mann starkes jüdisches Arbeitskommando** zuständig, das – wie Shlomos Freund Avi – in einer Baracke in unmittelbarer Nähe der «Duschen» schlief. Daneben befand sich der Schuppen, in dem **jüdische Zahnärzte Gold aus den Zähnen der Opfer meisselten**.

Zur weiteren Effizienzsteigerung installierten die Nazis einen Hochleistungsgenerator, der genügend Licht produzierte, um die Vergasungen während der Nachtstunden fortsetzen zu können, und nahmen eine Kleinbahn mit Kipploren in Betrieb, die den in Kohlebergwerken verwendeten glichen. Die eigens hierfür angelegten Geleise begannen an der Entladerampe gegenüber dem Vorlager, verliefen entlang der Warenlager und Sortierschuppen von Lager II, von dort, parallel zu dem zu Lager III führenden Schlauch, zur Rückseite der Gaskammern und endeten bei den Massengräbern. Die Lorenbahn beförderte Koffer von den Güterwagons zu den Sortierschuppen, Kleiderbündel von den Warenlagern zu den auf dem Abstellgleis innerhalb des Lagers wartenden leeren Wagons, Holz zum Lager III und Leichen von den Gaskammern zu den Gruben. SS-Scharführer Fallaster beaufsichtigte die jüdischen Gleisarbeiter, und er liess seine Bahnlinie mit ihrem Blut erbauen. Der untersetzte, grobe, leicht schwerhörige SS-Mann trieb seine Arbeitskolonne mit der Peitsche zur Eile an, damit seine Lorenbahn bei Ankunft des ersten Transports im «neuen» Sobibór einsatzbereit sei. Wenn ein Jude nicht schnell genug arbeitete oder Fallasters Ärger auf sich zog, wurde er von dem Nazi mit dem Vorschlaghammer niedergeschlagen. Dutzende wurden dabei zerschmettert; wer die Tortur mit gebrochenen Knochen überlebte, wurde ins Lager III gebracht und erschossen.

Bis in den Spätsommer 1942 wurden die Leichen der vergasteten Juden in Massengräbern verscharrt; die Gruben waren etwa 30 Meter lang, zwölf Meter breit und sechs Meter tief. Die mit Chlorkalk bedeckten Leichen quollen in der Sonne auf wie Teigklumpen. Nach Austritt der beim Verwesungsprozess entstehenden Gase sanken die Körper wieder zusammen und wurden von den Arbeitsjuden mit einer Schicht Erde bedeckt. Die Nazis sahen sich bei dieser Methode der Leichenbeseitigung allerdings mit drei Hauptproblemen konfrontiert:

Zum einen war der Sommer 1942 einer der heissesten in der Statistik, und der Gestank von mehr als 50.000 verwesenden Leichen wurde in Sobibór immer unerträglicher. Wie eine Seuche breitete sich der süssliche Geruch über den Nadelwald aus und schien sich überall festzusetzen, selbst in den

SS-Uniformen. Zum zweiten besass das nur wenige Kilometer vom Fluss Bug entfernt liegende Sobibór einen hohen Wasserspiegel; die Frühlings-schneesmelze hatte die südliche Spitze des Lagers, unmittelbar ausserhalb der Zäune, in einen Sumpf verwandelt. Die Deutschen befürchteten eine Vergiftung des Trinkwassers und das Ausbrechen von Typhus. Ausserdem war nicht auszuschliessen, dass eines Tages jemand auf die Massengräber stossen würde und Sobibór nicht länger ein Geheimnis bliebe.

Aus diesen Gründen schafften die Nazis einen schweren Bagger mit Greifer-Ausleger ins Lager und zwangen die jüdische Arbeitskolonne, die bereits verwesenen Leichen mit Hilfe des Baggers aus den Gruben zu heben und anschliessend zu verbrennen. Die Leichenteile wurden auf grosse Roste gestapelt, die aus alten, auf Betonpfeilern ruhenden Eisenbahnschienen bestanden. Danach wurden die Haufen mit Benzin übergossen und das unter den Rosten aufgeschichtete Holz angezündet. Die Juden arbeiteten in Gruppen rund um die Uhr. Nachts wurde der Himmel von einem gelblichen Glühen erleuchtet; tagsüber stiegen schwarze Rauchsäulen in der windstillen Luft auf, als brenne der Eulenwald.

Mit der Erweiterung des Lagers erfolgte ein Wechsel in der Verwaltungsspitze. SS-Obersturmführer Stangl wurde zum Kommandanten von Treblinka befördert – dem grössten der Todeslager, in dem die Vernichtung der Juden aus dem Warschauer Ghetto gerade anlief. Stangls Nachfolger als Kommandant von Sobibór wurde sein Freund aus den Zeiten des «Euthanasie»-Programms, der Österreicher Franz Reichleitner – ein hochgewachsener, schwergewichtiger Mann, der sich angesichts seiner Leibesfülle mit erstaunlicher Eleganz bewegte. Reichleitner war strenger als Stangl, jedoch wesentlich freundlicher und kollegialer im Umgang mit seinen deutschen Untergebenen und den Ukrainern. Die Juden bekamen ihn nur selten zu Gesicht, dann allerdings niemals, ohne ihn brüllen zu hören:

«Idiot, beeil dich... Idiot, schneller... Idiot, nicht hierhin, dorthin», weshalb sie ihm den Spitznamen «Idiot» gaben. Reichleitners Adjutant war Johann Niemann, ein zurückhaltender Einzelgänger, der gerne auf einem Pferd durch das Lager ritt. Auch ihn sahen die Juden kaum.

Zum allgegenwärtigen Aufseher wurde Gustav Wagner, der unter dem neuen Verwaltungssystem das Oberkommando über alle Arbeitsjuden erhielt. SS-Oberscharführer Karl Frenzel leitete Lager I und übernahm Wagners Aufgabenbereich, wenn der Österreicher Urlaub hatte. SS-Oberscharführer Hubert Gomerski unterstand die Waldbrigade, die Feuerholz zum Heizen der SS-Quartiere und zum Verbrennen der Leichen schlug. Und SS-Oberscharführer Erich Bauer war verantwortlich für die Gaskammern. Die Juden nannten ihn «Gasmeister» oder «Bademeister».

Da während der Ausbauphase des Lagers zwischen August und September 1942 kaum Transporte eintrafen, gab es nur wenig Lebensmittel zu stehlen.

Die Häftlinge mussten sich von trockenem Brot und dem Eintopf, den die Nazis auftischten, ernähren – heisses Wasser mit etwas Kohl, Graupen oder Kartoffeln und gelegentlich winzigen Brocken Pferdefleisch. Nahrungsmangel und schwere Arbeit schwächten Dutzende so sehr, dass sie nicht mehr einsatzfähig waren. Sie wurden von den Nazis einfach erschossen. Juden wie Shlomo gelang es, mit Ukrainern wie Klat Tauschhandel zu treiben – Gold gegen Salami und Huhn. Andere schwatzten SS-Scharführer Joseph Klier Extrarationen Brot ab. Der gelernte Bäcker und Leiter der Bäckerei von Sobibór gehörte zu der anständigeren Sorte Nazis, weder gemein noch sadistisch.

Mit der Erweiterung des Lagers begann eine neue Form germanischer Disziplin. Die Juden wurden in Arbeitsbrigaden eingeteilt, die von Kapos beaufsichtigt wurden – jüdischen Mitgefangenen, die von den Nazis mit Peitschen und der Autorität, diese zu gebrauchen, ausgestattet worden waren. Pfeifen und Signalhörner riefen die Häftlinge zum Aufstehen, Arbeiten, Essen und Schlafen.

Die Nazis verbrachten die langen Sommerabende damit, ihre Spässe mit den Häftlingen zu treiben. Sie drillten die Juden wie SS-Rekruten und liessen sie im Gleichschritt rund um den Platz von Lager I marschieren: «Eins ... zwei ... links ... rechts ... kehrtmarsch ... halt!» Sie brachten ihnen deutsche Marschlieder bei und liessen sie so lange exerzieren, bis die Juden eine Parade beherrschten.

Ausserdem wurden die Häftlinge zu kräftezehrenden Leibesübungen gezwungen: «Hoch... runter... doppelte Liegestütze ... Kniebeugen!» Viele konnten nicht mithalten, so erschöpft, wie sie von den Ghettos, den Transporten, dem Mangel an Ruhe und Nahrung und der Schwerstarbeit waren. Wer im Tempo nachliess, wurde von den Nazis aus der Reihe gezerrt und musste bis zum Umfallen Kniebeugen oder Liegestütze machen. Anschliessend wurden die am Boden Liegenden wie müde, störrische Maultiere ausgepeitscht. Die meisten von ihnen endeten in Lager III. Die Arbeit in Lager III trieb zahlreiche Häftlinge in den Wahnsinn. Viele dort eingesetzte Juden begingen Selbstmord oder richteten sich zugrunde, weil sie angesichts des Grauens weder essen noch schlafen konnten. Die meisten gaben sich einfach auf und starben. Verschlimmert wurde die Situation noch dadurch, dass sich der von den Nazis zum Aufseher von Lager drei bestellte Kapo Franz wie ein Verrückter aufführte. Der junge Mann war erst 18 Jahre alt; Shlomo und Avi kannten ihn aus Opole. Überwältigt von den Strapazen, dem Grauen und der Verantwortung, hielt sich Franz allmählich selbst für einen Nazi und die Juden für Ungeziefer, das es auszurotten galt. Wie ein SS-Offizier trug er glänzende schwarze Stiefel, die irgendein müder Jude polieren musste, und stolzte arrogant und selbstgefällig mit seiner Peitsche umher. Sein Wahn erreichte ein solches Stadium, dass er grausamer als die Nazis oder die Ukrainer wurde.

Eines Tages kamen Franz und Avi in Begleitung von SS-Oberscharführer Bolender in die Schlosserei, in der Shlomo inzwischen arbeitete, um ein paar Nägel zu holen. Der Goldschmied erkannte seinen Freund kaum wieder. In Lumpen gehüllt, gebeugt und hohlwangig, wirkte Avi wie ein alter Mann. Verzweiflung stand in seinen Augen, als habe er alle Gräuere der Welt gesehen und als gäbe es nichts mehr, wofür es sich zu träumen oder zu leben lohne. Kapo Franz stolzierte durch die Werkstatt und musterte die hämmernden, formenden und schmiedenden Juden. Als er an Shlomo vorbeiging, zeigte er nicht die Spur eines Erkennens.

«He, ihr Nichtsnutze!» schrie er die Arbeiter unter dem beifälligen Grinsen von Bolender an. «Ihr lebt wie Prinzen im Paradies. Ihr gehört ins Lager III ... zu mir. Ich würde euch beibringen, was arbeiten heisst.»² Shlomo versuchte, Avis Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, doch der Bub wich seinen Augen aus. Erst beim Verlassen der Werkstatt warf Avi seinem Freund einen flüchtigen, tief traurigen Blick zu und schüttelte kaum wahrnehmbar den Kopf.

Aus reiner Verzweiflung begannen die Juden von Lager III, einen Tunnel zu graben. Als die Nazis davon erfuhren – kurz nach Avis Besuch in der Schlosserei –, sortierten sie jeden zweiten der dort arbeitenden 100 Juden aus – einschliesslich Avis – und liessen sie in einer Reihe antreten. Während die übrigen ein melancholisches deutsches Volkslied singen mussten, wurden die 50 Häftlinge erschossen, jeweils zwei gleichzeitig. Shlomo, Itzhak und die anderen Juden im Lager I erfuhren durch Klat von dem Mord. Der Ukrainer stapfte mit blutverschmierten Stiefeln in die Küche und prahlte mit dem Massaker.

«Du brauchst nur für 50 Leute Essen zu machen», wies der «Schwarze» den Koch an.

Shlomo und seine Leidensgenossen fühlten sich am Boden zerstört. Sie wussten nicht, ob die Juden in Lager III tatsächlich versucht hatten, einen Tunnel zu graben, oder ob die Nazis dies einfach nur behaupteten. Zwei Dinge waren allerdings klar: Die Hälfte der Juden von Lager III war ermordet worden, und die Nazis schickten den anderen eine deutliche Warnung: «Wenn ihr auszubrechen versucht, wird es euch genauso ergehen.»³

Kapitel 9

Herbst 1942

Im Herbst 1942 trafen pausenlos neue Transporte in Sobibór ein, zeitweise zwei bis drei pro Tag. Sie kamen aus den kleineren Ghettos Ostpolens und aus dem Westen – aus Deutschland, Österreich, Böhmen und der Slowakei. Die Nazis hatten den Juden aus dem Westen eingeredet, sie würden in ein Arbeitslager in der Ukraine geschickt, und die Ahnungslosen glaubten dies. Sie hatten keinen Grund, daran zu zweifeln, denn die «Aktion Reinhard» war ausserhalb Polens und der Sowjetunion noch immer ein Geheimnis. Es gelang den Nazis, ihre Opfer bis zuletzt zu täuschen.

Die Westjuden trafen nicht in Güterwagons, sondern mit Personenzügen in Sobibór ein; einige genossen sogar den Luxus von Schlafwagen. Wenn sie, in Seide oder teure Pelze gehüllt und mit ihren letzten Besitztümern bepackt, aus den Zügen strömten, wurden sie von lächelnden Ukrainern begrüsst. Das Bahnhofskommando – ein Trupp von Häftlingen in adretten blauen Arbeitskitteln und blauer Mütze mit der Aufschrift BK – half den Neuankömmlingen aus den Zügen, nahm ihnen die Koffer ab und stellte dafür Gepäckscheine aus. Auf die Juden aus dem Westen wirkte das Szenario so überzeugend, dass die Männer vom Bahnhofskommando häufig gefragt wurden, ob man bereits in der Ukraine angekommen sei, wie weit es bis zum nächsten Bahnhof sei oder wann der nächste Zug abfahre. Die Häftlinge spielten ihre traurige Rolle in diesem Schauspiel, da ihnen die Nazis unter Androhung der Todesstrafe befohlen hatten, das Geheimnis von Sobibór zu wahren; und SS-Oberscharführer Karl Frenzel stand immer in der Nähe, um zu kontrollieren, dass sie sich auch an die Spielregeln hielten.

In weissem Arztkittel schritt SS-Oberscharführer Hubert Gomerski an der Entladerampe auf und ab und sortierte die Schwachen aus.

«Ist hier jemand krank?» fragte er, während sein Blick über die Neuankömmlinge schweifte. «Fällt jemanden das Laufen schwer? Dann hier rüber – in den kleinen Zug. Ich werde Sie im Hospital untersuchen lassen.» Wenn die Kranken und Schwachen mit der Lorenbahn am «Hospital» – einer ehe-

maligen Kapelle tief im Innern von Lager II – eintrafen, wurden sie von SS-Scharführer Paul Bredov und seinen ukrainischen Helfern erschossen.

Die übrigen Juden aus dem Westen wurden auf dem Sammelplatz von SS-Oberscharführer Hermann Michel offiziell begrüßt. Michel, ein grosser, gutaussehender Mann mit feingeschnittenen Zügen und angenehmer Stimme, hatte im «Euthansie»-Programm als Oberkrankenpfleger auf Schloss Hartheim mit Franz Stangl zusammengearbeitet. Die Juden von Sobibór nannten ihn den «Prediger».

«Willkommen in Sobibór», begrüßte er die Neuen. «Sie werden in ein Arbeitslager geschickt. Familien bleiben zusammen. Wer hart arbeitet, wird dafür belohnt werden. Es gibt hier nichts, wovor Sie sich fürchten müssten. Wir wollen natürlich Krankheiten und Seuchen Vorbeugen. Deshalb fordern wir Sie zum Duschen auf. Männer nach rechts; Frauen und Kinder unter sechs Jahren nach links.»

Manchmal ergänzte er, mehr als Scherz denn als Überzeugungsversuch: «Sie werden alle so bald wie möglich in die Ukraine Weiterreisen. Dort wird das Reich einen unabhängigen Judenstaat gründen.»

Einige der deutschen und österreichischen Juden applaudierten, während sich Michel sehr bemühte, ernst zu bleiben.

Auf die neuen Juden wirkte Sobibór wie ein Tiroler Alpendorf hinter Stacheldraht. Der sandige Weg von der Entladerampe zum Lager II führte an Reihen gepflegter, von Geranien und Sonnenblumen gesäumter Offiziershäuser und Baracken vorbei, von denen einige Namen wie «Schwalbennest» oder «Fröhliche Herberge» trugen. Schilder – von den beiden in Shlomos Baracke arbeitenden Buben gemalt – wiesen den Weg zur KANTINE, den DUSCHEN oder der HIMMELFAHRTSSTRASSE. Shlomo, Itzhak und den anderen Arbeitsjuden wurde eingeschärft, was sie zu sagen hätten, sollten sie von einem der Neuen entlang des Weges über Sobibór ausgefragt werden: «Dies ist ein Arbeitslager. Das Essen ist gut und die Arbeit leicht. Es gibt keinen Grund zur Sorge.»

Die Häftlinge gehorchten, hin- und hergerissen zwischen dem Bedürfnis, die Wahrheit durch die Zäune zu schreien, und dem Wunsch, die neuen Juden in Frieden in den Tod gehen zu lassen. Insgeheim waren sie froh, dass die Transporte aus dem Westen kamen, beladen mit reichen Juden, die tonnenweise Käse, Salami, Sardinien und Schokolade mitbrachten, und nicht aus Polen, wo die Juden schon lange zuvor ihres gesamten Eigentums beraubt worden waren. Denn wenn es keine Lebensmittel zum Stehlen gab, drohten unweigerlich körperliche Schwächung und Krankheit. Und dies bedeutete, noch vor dem Winter im Lager III zu enden.

Itzhak versuchte einmal, die Westjuden mit Zetteln zu warnen, auf die er in Jiddisch geschrieben hatte: «Das ist ein Todeslager. Wehrt euch!» Doch die meisten glaubten der Nazi-Lüge so bedingungslos, dass sie die Zettel nicht einmal öffneten. Diejenigen, die die Botschaft lasen, besonders die älteren

deutschen Juden, zerrissen die Zettel oder warnten die anderen: «Bleibt ruhig! Das ist eine List.»

Am Eingang zu dem mit Zweigen getarnten, zu Lager III führenden Korridor – der HIMMELFAHRTSSTRASSE – sammelten die Nazis alles Gold und Geld ein, das sie den Juden abluhsen konnten, und trugen Namen und Summen in ein grosses Buch ein. Kleine Buben teilten Schnüre aus, wobei sie riefen: «Bindet eure Schuhe zusammen, damit ihr sie nachher wieder findet.» Manchmal gaben die Nazis Postkarten aus und forderten die Juden auf, nach Hause zu schreiben und ihre sichere Ankunft in einem Arbeitslager bei Wlodawa mitzuteilen. (Die Postkarten wurden später tatsächlich verschickt.) Häftlinge sammelten Pässe und persönliche Papiere ein. (Diese wurden später verbrannt.) Und Wagner oder Frenzel schritten die Reihen ab auf der Suche nach Schustern, Zimmerleuten oder Spengler.

Die Männer aus dem Westen protestierten kaum, wenn ihre Frauen und Kinder ohne sie durch das grosse Tor gingen. Selbstverständlich würde es sich nicht ziemen, zusammen mit den Frauen und Mädchen zu duschen, dachten sie. Die Nazis waren zumindest so anständig. Einige Juden lüfteten den Hut, wenn ein Nazi an ihnen vorbeiging, so, wie man es ihnen in Hamburg oder Frankfurt befohlen hatte. Und wenn sie sich auszogen, legten sie ihre Kleidungsstücke ordentlich zusammen, genau wie Zuhause vor einem Bad.

Die Frauen und Mädchen bekamen in einer Baracke die Haare geschoren. Dann rannten sie alle nackt zu den Gaskammern, wo Erich Bauer und Kurt Bolender auf sie warteten.

Im Gegensatz zu den Juden aus Deutschland und Österreich kamen die polnischen Juden keineswegs arglos nach Sobibór. Bis zum Herbst 1942 hatten die meisten von ihnen von Belzec oder Treblinka gehört. Mehr als 50.000 – darunter komplette Familien – waren in die ostpolnischen Wälder geflohen, um der Deportation in eines der Lager zu entgehen. Der Parczew-Wald, ein paar Kilometer westlich von Sobibór, galt als eines der besten Verstecke der Gegend. Dieser strassenlose, von Seen und Sümpfen durchzogene, dicht bewachsene Urwald bedeckte eine Fläche von etwa 500 Quadratkilometern. Mehr als 2.000 für Belzec oder Sobibór vorgesehene Juden tauchten im Parczew-Wald unter.¹

Zu den dorthin Geflohenen gehörten auch Elias Liberman und Michael Knopfmacher. Elias löste auf dem Weg nach Sobibór mit einem in seinem Stiefel eingeschmuggelten Messer ein paar Bretter des Güterwagens und quetschte sich zusammen mit fünf anderen jungen Männern durch die enge Lücke. Drei von ihnen kamen bei dem Fall aus dem Zug ums Leben; Elias und zwei andere trugen nur ein paar Schrammen davon.

Michael Knopfmacher floh 1941 aus dem Ghetto Wlodawa und versteckte sich im Parczew-Wald bis zum Wintereinbruch. Nahrungsmangel und viel

zu dünne Kleidung trieben ihn jedoch wieder nach Wlodawa zurück. Vor der Stadt wurde er von zwei Nazis angehalten. «Bist du Jude?» fragten sie ihn. «Nein, ich bin Pole.»

Ein zufällig vorbeikommender Pole hörte diesen Satz. «Glauben Sie ihm nicht», wandte sich der Mann eifrig an die Nazis. «Der ist Jude.» Die Nazis stopften Knopfmacher in den nächsten Zug nach Sobibór. Doch Michael und ein zweiter junger Mann trennten Balken und Stacheldraht vor den Fensterschlitzten ab und sprangen. Sie duckten sich neben den Geleisen, während die Nazis Jagd auf die Flüchtigen machten und andere Springer erschossen. Wundersamerweise wurde Michael von den Deutschen nicht entdeckt und konnte in den Parczew-Wald entkommen.² Diejenigen, die aus Angst nicht flohen, jene, die zögerten, weil sie noch immer hofften, nur in ein Arbeitslager geschickt zu werden, oder die, die ihre Kinder und Frauen, ihre betagten Mütter und Väter, nicht im Stich lassen wollten, sie alle landeten in Sobibór. Wenn sie den Rauch am Himmel sahen und den süßlichen Geruch in der Luft wahrnahmen, befürchteten sie das Schlimmste. Die Nazis gaben sich keine grosse Mühe mit ihnen, sondern nutzten Angst und Panik ihrer Opfer, um sie in wilder Flucht von den Güterwagons zu den Gaskammern zu treiben.

Um die polnischen Juden nach dem Öffnen der Zugtüren und dem Einfluten von Sonnenlicht in die dunklen Wagons in ihrem desorientierten Zustand zu halten, schossen Nazis und Ukrainer in die Luft, schoben, zogen und peitschten, trennten Kinder von Müttern und Ehemänner von ihren Frauen. Die Entladerampe verwandelte sich in eine Szene aus der Hölle, mit Wimmern und Geschrei, das sich zu einem unerträglichen Crescendo steigerte. Wer sich zur Wehr zu setzen versuchte, wurde ausgepeitscht oder in den Wagons und neben den Geleisen erschossen. Die Alten, Schwachen und Kranken wurden von den Nazis zusammen mit den Toten in die Kipploren geworfen. Einmal holten die Nazis 300 polnische Männer aus einem Transport heraus und zwangen sie, nachdem die Wagons vom Bahnhofskommando gereinigt und desinfiziert worden waren, den Zug mit Kleidung, Schuhen und Spielzeug aus den Warenlagern zu beladen. Obwohl die Männer halb verhungert und von der langen Reise nach Sobibór völlig erschöpft waren, trieben die Nazis sie unter Peitschenhieben zu einem mörderischen Tempo an. Wer strauchelte oder fiel, wurde aus der Reihe gezerrt und mit einem Strick am nächsten Baum aufgehängt; die Körper baumelten, für jeden sichtbar, im Wind. Statt sie aufzuhängen, zwangen die Nazis ermüdete Juden auch dazu, Sand oder flaschenweise Tabletten und Medizin zu schlucken, bis die Opfer unter Krämpfen zusammenbrachen und starben. Als der Zug beladen war, mussten diejenigen, die die Tortur überlebt hatten, die Toten in die Kipploren heben; dann wurden sie selbst ins Lager III abgeführt.

Ein anderes Mal traf ein Transport mit geistig Behinderten ein. Sie waren ein elender Haufen – völlig verwirrt, Selbstgespräche führend, weinend, im

Kreis laufend, schreiend. Da sie keine Gefahr darstellten und eine interessante Gruppe zu sein schienen, trieben die Nazis ihre Spässe mit den Wehrlosen, bevor sie sie in die Gaskammern schickten. Sie teilten die Kranken in Gruppen ein und liessen sie Leibesübungen absolvieren. Die SS-Leute amüsierten sich köstlich darüber, wie die verwirrten Menschen stolperten, hinfielen, Liegestütze oder Kniebeugen versuchten wie eine Armee betrunkenere Rekruten. Als die Nazis des Spiels überdrüssig waren, wurden die Behindereten abgeführt.

Die polnischen Juden setzten sich zur Wehr. Manchmal trafen alle Männer, Frauen und Kinder eines Transports nackt in Sobibór ein. Nachdem es unterwegs zu Fluchtversuchen gekommen war, hatten die Nazis alle Insassen gezwungen, sich auszuziehen – ohne Kleidung würde wohl kaum jemand in die Wälder laufen.

Einmal griff eine Gruppe von Frauen, viele von ihnen mit Kindern auf dem Arm, im Schlauch zu Lager III Ukrainer und Nazis an. Als die Frauen begriffen, dass sie nicht zum Duschen geschickt wurden, schlugen sie in Todesangst um sich, kratzten, bissen und verfluchten ihre Peiniger, bis sie von SS-Männern mit Maschinenpistolen niedergestreckt wurden. Diejenigen, die nicht getroffen wurden, landeten in der Gaskammer.

Dann gab es jenen alten Juden, der von SS-Oberscharführer Frenzel in die Lorenbahn gestossen wurde. Nachdem er mit letzter Kraft wieder herausgeklettert war, kratzte er eine Handvoll Sand zusammen und liess ihn langsam durch die Finger rieseln.

«Sehen Sie, wie ich ihn Korn für Korn verstreue?» fragte er Frenzel. «Genauso wird es eurem grossen Reich ergehen. Es wird verwehen wie auffliegender Staub und vorbeiziehender Rauch.»

Der alte Mann stellte sich in die lange Menschenschlange und stimmte «Höre, Israel» an. Das Gebet verlieh ihm Stärke, und als er bei der Zeile «Einzig ist der Herr» angelangt war, schlug er Frenzel impulsiv ins Gesicht. Der daneben stehende Kommandant Reichleitner fand so grossen Gefallen an der Vorstellung, dass er Frenzel in den Arm griff, als dieser sein Gewehr hob, um den Alten niederzuschlagen.

«Ich erledige das», sagte Reichleitner. «Machen Sie mit Ihrer Arbeit weiter.» Dann zog er den alten Mann beiseite und erschoss ihn auf der Stelle.³ Tag für Tag mussten Abraham Margulies und seine Kollegen vom Bahnhofskommando tatenlos zusehen, wie die Juden aus dem Westen ahnungslos in den Tod gingen und die polnischen Juden in den Tod getrieben wurden. Es war die abscheulichste Arbeit in Sobibór.

Abraham und sein Bruder waren im Mai 1942, kurz nach Shlomo, nach Sobibór gekommen. Abraham wurde zum Reinigen der Güterwagons eingeteilt, sein Bruder in die Gaskammer geschickt. Als Wagner später sein blau-uniformiertes Bahnhofskommando zusammenstellte, behielt er Margulies. Abraham zog die Toten und die Kranken aus den Wagons, wischte Erbpro-

chenes Blut und Exkreme von den Böden auf, stapelte das Gepäck in die Kipploren und half beim Wiederbeladen der Züge mit Waren, die für Lublin bestimmt waren. Das Bahnhofskommando stand unter der Aufsicht von SS-Scharführer Paul Groth, einem grossen, hageren, selbstgefälligen Mann. Jedes Mal, wenn ein Mitglied der Zugbrigade das verlangte Tempo nicht mehr mithalten konnte – einige Buben waren erst 14, 15 Jahre alt –, fragte Groth: «Bist du müde, mein armer Junge? Dann müssen wir zum Hospital gehen.» Hinter dem «Hospital» befand sich ein langer, tiefer Graben. Der müde Jude musste sich hineinstellen mit einer Blechbüchse auf dem Kopf, die SS-Scharführer Groth so oft mit der Pistole oder dem Gewehr herunterschoss, bis er sie verfehlte. Danach ging der Nazi zur Entladerampe zurück und hielt nach dem nächsten Faulenzer Ausschau.

Noch schlimmer war es, wenn Groth seine Runde in Begleitung des Hundes Barry machte, der auf das Kommando «Mensch, fass den Hund» abgerichtet war. Wenn der Bernhardiner-Mischling im Sprung angriff, erreichte er Gesäss und Hüften eines durchschnittlich grossen Mannes. Groth beobachtete begeistert, wie Barry Genitalien und Gesässteile abbiss oder Juden zerfleischte, die vor Angst oder Schwäche hinfielen. Wenn Groth Barry zurückpiff, gehorchte der Hund sofort und verwandelte sich wieder in ein zahmes Haustier.⁴ Diejenigen, die von Barry so übel zugerichtet wurden, dass sie nicht mehr arbeitsfähig waren, liess Groth sofort zum «Hospital» bringen. Die anderen Opfer setzten noch so lange ihre Arbeit fort, bis Wagner oder Frenzel am Abend Blut oder ein Hinken an ihnen entdeckten. Die Verletzten wurden dann sofort ins Lager III geschickt.

Woche für Woche hilflos dabeistehen zu müssen, wenn die Nazis neu eingetroffene polnische Juden schlugen oder mit den deutschen und österreichischen Juden ihr Spiel trieben, liess Abraham fast den Verstand verlieren. Er bewegte sich in einem irrealen Zustand zwischen Wirklichkeit und Traum, in dem er manchmal selbst nicht mehr wusste, ob er tot oder lebendig war. Eines Tages, als er schon glaubte, endlich immun gegen die Schreie und Schüsse geworden zu sein, half er einer jungen Mutter mit ihrem Baby beim Aussteigen aus dem Zug. Als das Kind Abrahams ausgestreckte Arme sah, begann es, vor Freude zu lächeln und zu glucksen. Abraham weinte. Es waren Tränen, die er längst verloren zu haben glaubte; sie flossen für seine Eltern, seine Brüder, das Baby und seine Mutter, für alle Juden. Er weinte so hemmungslos und aus so tiefem Herzen, dass er wusste, er würde in Sobibór nie wieder weinen.

Eines Tages im Herbst 1942 breitete sich in Sobibór ein Hoffnungsschimmer aus. Abraham und seine Kollegen vom Bahnhofskommando luden Kleidungsstücke in leere Wagons, während SS-Scharführer Groth mit Barry die Rampe entlang marschierte und sein übliches «Schneller, schneller» brüllte. Groth hetzte den Hund auf einen Juden, der sich zu langsam bewegte. Zum Glück für den Häftling biss sich Barry in dessen Gesäss fest, oh-

ne sein Opfer umzuwerfen. Groth pfiff den Hund schliesslich zurück, und der Jude begab sich wieder an seine Arbeit, wohl wissend, dass er noch am Abend oder spätestens am nächsten Morgen erschossen werden würde.

«Versteck mich in einem der Wagons», flehte er Abraham an. «Das ist meine letzte Chance.»

«Unter einer Bedingung», erwiderte Abraham. «Du musst mir versprechen, dass du jedem, dem du begegnest, erzählst, was hier vorgeht.» Nachdem der Jude dem zugestimmt hatte, versteckten ihn Abraham und einige seiner Kollegen unter einem Kleiderbündel, wobei sie darauf achteten, dass das kleine Wagonfenster frei blieb. Am Ende des Tages rangierten die Deutschen die beladenen Wagons auf das Nebengleis ausserhalb des Lagers, um Platz für einen neuen Zug mit leeren Wagen zu schaffen.

Am nächsten Morgen liess ein wütender SS-Oberscharführer Frenzel die Männer des Bahnhofskommandos antreten. Er hatte bemerkt, dass an einem der Wagonfenster die Bretter gelöst worden waren. Bei der Kontrolle des Wagoninneren hatte er entdeckt, dass auf einem der Bündel lose verstreute Kleidungsstücke lagen und dass der Wagon nicht, wie angeordnet, bis zum Dach beladen war.

«Warum wurde der Wagon nicht komplett gefüllt?» schrie Frenzel die Zugbrigade an. «Wer hat die Kleiderpakete aufgerissen? Und wer hat die Bretter von den Fenstern entfernt?»

Als niemand antwortete, liess Frenzel jedes Mitglied des Bahnhofskommandos mit 50 Peitschenhieben bestrafen. Bei Abraham mischte sich Freude in den Schmerz. Endlich war ein Jude entkommen. Bald würde die Welt über Sobibór Bescheid wissen.⁵

Die Nachricht verbreitete sich im Lager wie ein Lauffeuer. In den folgenden Wochen hörte Abraham von neu eingetroffenen, zum Arbeiten eingeteilten Juden Gerüchte, dass ein entflohener Häftling von Ghetto zu Ghetto ziehe und die Menschen vor Sobibór warne. Täglich wartete Abraham auf einen Angriff der Partisanen auf das Lager oder auf die Bombardierung der Bahnlinie durch die Alliierten. Doch stattdessen trafen weiterhin pausenlos neue Transporte mit Juden ein.

Kapitel 10

Herbst 1942

Bei der letzten Razzia im Ghetto Piaski erwischten die Nazis auch Josel, einen tschechischen Juden aus Boskovice in Mähren. Nach dem Überfall der Deutschen auf seine Heimatstadt waren Josel, seine Eltern und seine Schwester im Frühling 1942 nach Theresienstadt deportiert worden – einer alten böhmischen Festung etwa 40 Kilometer nördlich von Prag. Sobald die Nazis genügend Juden für einen Transport nach Ostpolen beisammenhatten, stopften sie Josel und seine Angehörigen in einen Güterwagen und verschleppten die Familie ins Ghetto Piaski bei Lublin. Josel war ein kleiner, kräftiger Mann Mitte 20. Der Judenrat von Piaski teilte ihn zur Feldarbeit auf einem polnischen Bauernhof ein, von dem er nur am Wochenende ins Ghetto zurückkehrte. Eines Tages wurden alle ausserhalb arbeitenden Juden mitten in der Woche ins Ghetto zurückbeordert. Es war ein schlechtes Zeichen. Der polnische Bauer, bei dem Josel arbeitete, bot ihm an, ihn bis zum Anbruch besserer Zeiten zu verstecken; doch Josel lehnte ab. Er habe Freunde im Ghetto, erklärte er; und wenn die Zeiten auch schlecht seien, so sei das Leben doch noch einigermassen erträglich.

Auf dem Heimweg nach Piaski begegnete Josel einem betrunkenen Polen, der ihm in Schlangenlinien mit dem Fahrrad entgegenkam.

«Geh nicht zurück, Jude», lallte der Mann im Vorbeifahren. «Sie bringen dich um.»

Josel glaubte der Warnung nicht, sondern kehrte ins Ghetto zurück, wo er im Haus von Mordechai Goldfarbs Familie mit seinen Freunden zusammentraf. Kurz nach seiner Rückkehr nach Piaski hielt sich Josel eines Nachts zu Besuch bei Freunden auf der anderen Seite des zweigeteilten Ghettos auf. Um etwa zwei Uhr morgens klopfte ein Jude an die Tür.

«Der Sattler ist zurückgerufen worden», berichtete der Mann.

Der Sattler war der letzte, den die Nazis noch ausserhalb des Ghettos arbeiten lassen. Seine Rückbeorderung deutete auf eine erneute Razzia zum Zweck der «Umsiedlung» hin. Die Juden von Piaski waren alarmiert; denn

wie so viele andere polnische Juden hatten auch sie gegen Ende 1942 bereits Gerüchte über Todeslager gehört.

Die Freunde versuchten, Josel zum Bleiben zu überreden, da das Tor zwischen den beiden Ghettohälften während der nächtlichen Ausgangssperre verschlossen war. Doch Josel entschloss sich zum Aufbruch. Er fand schliesslich ein von einem Hund gegrabenes Loch und schlüpfte unter dem Zaun hindurch.

Josel, Mordechai Goldfarb und ein Dutzend weiterer Juden schlichen in Goldfarbs Keller, kratzten in der Nähe der rückwärtigen Ziegelwand den Sand über einem Holzdeckel im Fussboden weg und krochen in einen Tunnel, der unter der Mauer hindurch in einen winzigen, feuchten Raum hinaufführte. Mit Zustimmung aller war eine Familie mit Baby ausgeschlossen worden, weil man fürchtete, vom Kinderschrei verraten zu werden.

Um sechs Uhr morgens drangen SS-Männer in den Keller ein und riefen: «Raus! Alle raus aus dem Versteck! Wir räumen Piaski.»

Auf der anderen Seite der Mauer wagte niemand, auch nur zu atmen. Doch die Deutschen entdeckten den Versteckeingang und traten den Holzdeckel weg. «Raus! Raus!» befahlen sie in drohendem Ton.

Einer nach dem anderen krochen die Juden aus dem Tunnel. Als wüssten die SS-Leute, wem der Keller gehöre, griffen sie sich Mordechai und seinen Bruder, schlugen die beiden halb tot und banden sie an den Händen aneinander. Mit den beiden Brüdern an der Spitze der Kolonne liessen die Nazis anschliessend die Juden von Piaski zum zehn Kilometer entfernten Bahnhof von Trawniki marschieren, wo die Gruppe einem Transport aus Izbica angeschlossen wurde. In dem Teil des Ghettos, in dem sich Josels Freunde versteckt hielten, legten die Nazis Sprengstoff. Alle Freunde starben in den Trümmern.

Als Josel in Sobibór auf der Entladerampe stand, rief SS-Oberscharführer Michel, der «Prediger»:

«Eine herzlose Mutter hat ihr Baby im Zug zurückgelassen. Gibt es hier eine Mutter, die genug Herz hat, das Kind an sich zu nehmen, damit es nicht stirbt?»

Die Juden verstanden. Eine Mutter hatte sich von ihrem Kind getrennt, weil sie entweder glaubte, allein eine bessere Überlebenschance zu besitzen, oder weil sie hoffte, dass der Zug ihr Kind aus Sobibór herausbringen werde.

«Gott hat mich bis jetzt verschont», sagte eine neben Josel stehende Frau. «Ich hole das Kind.»

Sie ging zum Güterwagon und nahm das Zweijährige auf den Arm.

Die Reihen teilten sich, Männer nach rechts, Frauen und Kinder nach links. Sobald gespannte Ruhe eingetreten war, schritt Kommandant Reichleitner die Reihen der Männer ab und rief: «Textilarbeiter? Textilarbeiter?»

Sobibór brauchte mehr Juden zum Sortieren von Kleidung, und Reichleitner hielt Männer mit Erfahrung in der Textilbranche dafür am geeignetsten. Josel wusste nichts über Textilien, aber sein Instinkt sagte ihm, dass er wahrscheinlich eine leichtere Arbeit bekommen würde, wenn er sich freiwillig meldete.

«Hier», rief Josel. «Ich bin Fachmann.»

«Wo kommst du her», fragte Reichleitner in Deutsch mit breitem österreichischem Akzent.

In der Annahme, dass der Nazi sicher noch nie von Boskovice gehört hatte, log Josel, der perfekt Deutsch sprach: «Ich bin aus Brünn.» Mährens Hauptstadt Brno (damals Brünn) war Zentrum der Textilindustrie des Landes.

«Hier rüber!» ordnete Reichleitner an.

Als Josel aus der Reihe trat, konnte er noch einen flüchtigen Blick auf die Frau mit dem Kind auf dem Arm werfen. Sie zuckte mit den Schultern, als wolle sie fragen: «Was geschieht mit dir? Warum wirst du aus der Reihe geholt?» Josel schüttelte den Kopf, um ihr zu bedeuten: «Ich weiss es nicht.» Dann marschierten die Frauen in Viererreihen durch das grosse Tor. Josel wurde von einem Ukrainer ins Lager II gebracht, wo er ein Mädchen traf, das er von Piaski her kannte.

«Du hast Glück gehabt», sagte die junge Frau und ergänzte, in Anspielung auf die Vorgänge im angrenzenden Lager III: «Den anderen stehen da drinnen schlechte Zeiten bevor.»

Josel versuchte, durch den getarnten Zaun zu spähen, wurde jedoch von einem Kapo weggezogen und zum Kleidersortieren geschickt.

Josels Eltern und seine Schwester waren bereits «umgesiedelt» worden. Nur Stunden vor ihrem Abtransport hatte sich der Vater den neuen Mantel seines Sohnes ausgeliehen. Josel entdeckte diesen Mantel an einem Ständer im Kleiderspeicher von Lager II. Noch vor Ende des Tages kannte er das Geheimnis von Sobibór. Drei Tage lang rang er mit der Wahrheit und versuchte, sie mit allen nur erdenklichen Ausreden zu verleugnen. Schliesslich fügte er sich in das Unvermeidliche und begann, sich auf das Naheliegendste zu konzentrieren: Überleben.

Josel registrierte, dass es zwei Kategorien von Juden in Sobibór gab: die Ausgezehrten und die relativ Kräftigen. Er schloss, dass die Stärkeren offensichtlich mehr zu essen bekamen, und es dauerte nicht lange, bis er herausgefunden hatte, wie man sich Extrarationen beschaffte.

SS-Oberscharführer Frenzel teilte Josel zum Sortieren der Gebrauchsgegenstände ein, die in den Hosen- und Jackentaschen und im Handgepäck der Juden gefunden wurden. Sein Arbeitsplatz war ein drei Mal drei Meter grosser Schuppen neben den Ställen. Dort türmten sich Berge von Kleinkram – Füllfederhalter, Brillen, Taschenmesser, Käämme, Haarbürsten. Da sein Va-

ter den hohlen Bürstenkopf als Geldversteck zu nutzen pflegte, schüttelte Josel jede Haarbürste und brach sie auf, wenn er ein verdächtiges Geräusch hörte. Auf diese Weise verschaffte er sich einen stetigen Fluss an Goldstücken und Münzgeld.

In Josels Schuppen tauchte regelmässig ein in der Nähe beschäftigter ukrainischer Hilfswilliger auf, um nach Dingen zu suchen, die er an polnische Bauern verkaufen konnte. Josel schlug dem habgierigen Ukrainer einen Taschhandel vor – Gold gegen Essen. Das Geschäft blühte. Jeden zweiten Tag brachte der Wachmann, unter seinem Mantel versteckt, Salami und Wodka und verliess den Schuppen mit Geld in den Taschen. Josel ass die Wurst und verschenkte den Wodka. Bald gehörte er zu den kräftigen Juden. Wagner zog die noch immer aneinander gefesselten Goldfarb-Brüder aus dem Güterwagon.

«Durchschneiden!» befahl er einem Ukrainer.

Aus Mordechais Hosentasche schauten Papiere hervor, die die Neugier des Nazis erregten. «Was ist das?» fragte er fordernd.

«Eine Arbeiterlaubnis», antwortete Mordechai, während sich sein Bruder in die Schlange für Lager III einordnete.

«Wofür?» hakte Wagner nach.

«Ich bin Maler.»

«Deine Familie auch hier?»

«Mein Bruder.»

«Natürlich auch Maler! Und deine Mutter? Malerin!» kommentierte Wagner mit unüberhörbarem Sarkasmus in der Stimme.

«Nein, meine Mutter nicht», antwortete Mordechai. «Aber mein Bruder ist ein Meister; besser als ich.»

«Wie heisst er?»

Mordechai nannte den Namen seines Bruders.

«Warte hier!» befahl Wagner, bevor er sich entfernte.

Mordechai erschien die Wartezeit wie eine Ewigkeit. Zuerst verschwand die Kolonne der Frauen und Kinder, dann die der Männer. Das Bahnhofskommando begann unter der Aufsicht von SS-Oberscharführer Frenzel mit dem Verladen des Gepäcks in die Loren und der Reinigung der Güterwagons. Als Mordechai die Hoffnung schon fast aufgegeben hatte, seinen Bruder jemals wiederzusehen, öffnete sich das Tor und Wagner erschien mit dem Buben, der die Kleidung eines anderen trug.

Wagner brachte die beiden Brüder ins Lager I, gab ihnen etwas zu essen und befahl ihnen, alle im Sand hinterlassenen Spuren ihres Transports zu beseitigen; denn auf dem Rangiergleis ausserhalb des Lagers wartete bereits ein Zug mit Juden aus Deutschland auf Abfertigung.

Wagner wies Mordechai einen Platz in der Büglerei in Lager II zu und teilte seinen Bruder zum Kleidersortieren ein. Er brachte dem Künstler Farben, Leinwand und Pinsel, die aus einem anderen Transport stammten – sowie eine Postkarte.

«Kopier die», ordnete er an. «Ich komme wieder.»

Wagner benötigte Bilder zur Dekoration der Offiziersquartiere, der Büros und der Kantine. Obwohl Mordechai eigentlich Schildermaler von Beruf war, bereitete ihm das Kopieren der Postkarte keinerlei Mühe. Wagner zeigte sich zufrieden und brachte neue Postkarten, darunter eine mit der Abbildung eines stürmischen, von schwarzen Wolkenfeldern verhangenen Himmels, durch den vereinzelte Sonnenstrahlen brechen.

«Für mich,» erklärte Wagner; das Motiv passte zu dem schwerfälligen Nazi. Mordechai wählte eine 70x50 Zentimeter grosse Leinwand für das Ölgemälde. Sein Auftraggeber war begeistert von dem fertigen Kunstwerk. Wagner bewohnte zusammen mit Frenzel, Bolender und Gomerski die Blockhütte mit dem Namen «Schwalbennest». Zu deren Verzierung liess er sich von Mordechai ein Schwalben-Emblem entwerfen und dieses auf sämtliche Möbelstücke des Hauses malen.

Kurz vor Wintereinbruch erkrankte Mordechai an Typhus. Heftige Fieberanfälle schwächten ihn so sehr, dass er nicht mehr malen konnte. Er befürchtete, ins Lager III abgeschoben zu werden, falls Wagner ihn in diesem Zustand sah. Denn Arbeitskräfte waren in jenem Herbst so billig, dass die Nazis Juden beim geringsten Anzeichen von Schwäche töteten – selbst wegen eines verbundenen Fingers.

Während Mordechai in der Ecke ruhte, behielten die Bügler die Umgebung im Auge, um ihn rechtzeitig vor Wagner zu warnen. Wenn dieser sich näherte, kroch Mordechai an den Tisch zurück und hielt krampfhaft seinen Pinsel fest, bis der Nazi die Baracke wieder verlassen hatte. Wagner konnte sich allerdings lautlos wie ein Geist bewegen. Gelegentlich versteckte er sich zwischen Baracken, um Juden beim Übertreten von Verboten zu ertappen. Eines Tages schlüpfte er ungesehen in Mordechais Werkstatt. Mit gesenktem Kopf wartete der Maler auf das Herabsausen der Peitsche.

«Krank?» fragte Wagner.

«Ja», gab Mordechai zu. Er wagte nicht zu lügen, nachdem der Nazi die Wahrheit erraten hatte.

Wortlos verliess Wagner die Baracke. Mordechai erwartete, dass er in Kürze mit zwei Ukrainern zurückkehren werde, um ihn ins Lager III schleppen zu lassen. Stattdessen beauftragte Wagner ein paar Juden damit, einen alten Hühnerstall in der Nähe der Büglerei zu reinigen und Mordechai dorthin zu verlegen. Wagner schätzte die Arbeit des Künstlers und wollte ihn nicht verlieren. Darüber hinaus war dies der erste Fall von Typhus in Sobibór, und Wagner war bestrebt, den Patienten zu isolieren, um ein Übergreifen der Krankheit auf die Deutschen zu verhindern.

Wagner sorgte für Mordechai wie für einen preisgekrönten Zuchthahn. Er schaute regelmässig vorbei, brachte Essen und verordnete ihm Ruhe. Dann erfuhr Mordechai eines Tages per Zufall, dass Wagner Heimaturlaub habe.

(Die Arbeit in den Lagern galt als besonders schwer; deshalb erhielten die Nazis pro sechs Wochen Dienst in Sobibór zwei Wochen Urlaub.) SS-Oberscharführer Frenzel vertrat Wagner. Da Mordechai nicht wusste, wie Frenzel reagieren würde, schleppte er sich zum Appell. Die Juden rechts und links von ihm in der Reihe stützten ihn. Einer nach dem anderen zählten die Kapos jeweils gruppenweise die Anwesenden durch und gaben das Ergebnis an Frenzel weiter, der die Ziffern zusammenrechnete. Nach der ersten Zählung hatte Frenzel einen Juden mehr als auf der Liste verzeichnet. Daraufhin liess er den gesamten Vorgang wiederholen – entschlossen, den für den Fehler verantwortlichen Kapo auszupeitschen. Doch erneut war ein Jude zu viel.

«Wer ist es?» fragte Frenzel den Oberkapo.

«Der Maler. Er war krank.»

«Bringt ihn her!»

Die Kapos geleiteten Mordechai zu Frenzel.

«Nun, Maler! Willst du leben oder sterben?» fragte der Nazi.

«Leben.»

«Dann zurück ins Bett!»

Ausserstande, sein Glück zu fassen, glaubte Mordechai, der Nazi wolle nur ein neues Spiel mit ihm treiben. Doch am nächsten Tag erschien Frenzel zur Mittagszeit im Hühnerstall, als Mordechai gerade seine Wassersuppe schlürfte.

«Hast du noch Hunger? Willst du mehr Essen?» erkundigte sich Frenzel. Mordechai nickte. Ein paar Minuten später kehrte der Nazi mit einem Teller voll Eiern und Kartoffeln zurück, stellte ihn auf den Boden und verschwand. Der Schicksalswende noch immer misstrauend, schlang Mordechai das Essen gierig herunter. Eine halbe Stunde später kam Frenzel in Begleitung von Klat wieder.

«Noch hungrig?» fragte der Nazi.

«Ja», antwortete Mordechai. Selbst wenn er keinen Hunger mehr gehabt hätte, hätte er weiter gegessen.

«Hol ihm was!» wies Frenzel Klat an. Der «Schwarze» brachte eine Schüssel dicke Kartoffelsuppe aus der Küche der Ukrainer. Frenzel sah Mordechai beim Essen zu, wobei sich sein dünnes Lächeln allmählich in ein breites Grinsen verwandelte.

Frenzel verwöhnte Mordechai während der gesamten Zeit von Wagners Abwesenheit. Er stellte ein Bett in den alten Hühnerstall und brachte so viel Essen, dass Mordechai die Menge kaum bewältigen konnte, aber nicht wagte, etwas übrig zu lassen, weil er hinter der Grosszügigkeit noch immer irgendeinen bösen Scherz des Nazis vermutete. Doch Frenzel meinte es ernst. Er war tatsächlich an der Genesung des Künstlers interessiert. Sobald sich Mordechai wieder aufrichten konnte, brachte ihm der Nazi einen Tisch, Leinwand, Pinsel und Farben. Bald hatte Mordechai fünf Assistenten, ein-

schliesslich seines jüngeren Bruders. (Die beiden Schildermaler aus Shlomos Baracke hatten erneut Wagners Zorn auf sich gezogen und waren in Lager III gelandet.) Die Buben malten Schilder, während Mordechai Hitlerporträts und Landschaften von Postkarten kopierte.

Als eines Tages ein besonders grosser Transport in Sobibór eintraf, wurden Mordechai und seine Assistenten von Frenzel zur Entladerampe beordert, um dem Bahnhofskommando bei der Räumung und Reinigung der Wagons zu helfen. Mordechai stand zufällig dabei, als sich ein polnisches Paar voneinander verabschiedete. Der Mann umarmte die Frau und küsste sie mit all der Verzweiflung, die in einem letzten Kuss liegen kann. Ein Ukrainer beobachtete die beiden.

«He, ihr da! Vorwärts!» Er ging mit Riesenschritten auf das Paar zu. «Los, bewegt euch!»

Als sich die beiden aneinander klammerten und sich weigerten, getrennt zu werden, stiess der Ukrainer den Mann zu Boden und trat ihm vor den Augen der Frau mit den Stiefeln den Schädel ein.

«Wirf ihn in den Zug!» befahl der Ukrainer dem danebenstehenden Mordechai. Doch der Künstler war zu entsetzt, um sich bücken zu können und den Mann zur Lorenbahn zu ziehen.

Der Ukrainer lachte. «Hau ab hier», wies er Mordechai an. «Geh zu deinen Pinseln zurück. Du bist hier nicht zu gebrauchen.»

Die Nazis teilten Mordechai nie wieder zur Arbeit beim Bahnhofskommando ein; es schien fast, als fürchteten sie, der Schock könne den Pinsel in der Hand des Künstlers erstarren lassen.

Kapitel 11

Herbst 1942

Witold betrat ein ausgebombtes Haus am Stadtrand von Warschau. In der Abenddämmerung wirkte das einstige Herrenhaus unweit der Ghettomauern wie ein Symbol des von den Deutschen besetzten Polen – nicht zerstört, aber beschädigt; geteilt, aber nicht erobert.

Zwei Juden warteten auf Witold, den Kurier des polnischen Untergrunds. Der eine war Leon Feiner, Vorsitzender der jüdischen sozialistischen Bewegung, des «Bund»; der andere war der Zionist Adolf Berman.¹ Witold sollte in Kürze zu seiner dritten Geheimmission in den Westen aufbrechen und hatte sich bereit erklärt, auch dem jüdischen Untergrund als Kurier zu dienen.

Jan Kozielski, alias Jan Karski, Deckname «Witold», war ein 27-jähriger Katholik. Als die Nazis im September 1939 Polen überfielen, wurde er auf der Flucht Richtung Osten von den Sowjets gefangengenommen und später im Rahmen eines Häftlingsaustauschs an die Deutschen übergeben. Doch der Leutnant der Artillerie Kozielski entkam durch den Lüftungsschlitz eines Güterwagens und schloss sich dem Untergrund an. Da er den Westen kannte und verstand – er hatte drei Jahre lang in Westeuropa studiert – und über ein ausgezeichnetes Gedächtnis verfügte, bildete ihn der Untergrund zum Kurier aus.

Karskis Aufgabe war anspruchsvoll und gefährlich. Unparteiisch und wertfrei musste er der polnischen Exilregierung – zunächst in Angers, später in London – die Lage innerhalb Polens sowie die Organisation und die Pläne des Untergrunds erläutern. Seine Reiseroute nach Westen war kompliziert – über die Karpaten an Polens Südgrenze in die Slowakei und von dort nach Budapest; unter einem Pseudonym und mit gefälschten Papieren im Orientexpress von Budapest über Mailand nach Paris.

Karskis erste Reise verlief erfolgreich. Während der zweiten wurde er jedoch bei Presov in der Slowakei von den Nazis gefasst. Sie wussten, dass er Kurier war, da sie einen Film bei ihm fanden.

Als sich Karski weigerte zu reden, schlug ihn die Gestapo mit Gummiknüp-

peln hinter die Ohren, eine Foltermethode, die starke Schmerzen verursachte, ohne dass man das Bewusstsein verlor. Als ihn selbst dies nicht zum Sprechen brachte, traktierten sie ihn so lange mit Fäusten und Knüppeln, bis er ohnmächtig zusammenbrach. Danach liessen sie ihn drei Tage in seiner Zelle liegen.

Die Gestapo verhörte Karski ein zweites Mal. Wieder weigerte er sich auszusagen, und wieder schlugen sie ihn brutal zusammen, wobei er die meisten seiner Schneidezähne verlor. Als ihm klar wurde, dass er nicht mehr lange würde durchhalten können, schnitt er sich mit einer in seinen Stiefeln versteckten Rasierklinge die Pulsadern auf.

Karski erwachte im Krankenhaus, ans Bett gefesselt. Die Gestapo verlangte seine sofortige Auslieferung, doch die Ärzte – Mitglieder der Untergrundbewegung – überzeugten die Deutschen davon, dass der Kurier sterben würde, wenn man ihn zu früh wieder verhörte. Mit Hilfe von Ärzten und Krankenschwestern gelang es einer dem Untergrund angehörenden Frau, Karski zu besuchen. Man würde ihn um Mitternacht befreien – die Nazi-Wache war bestochen –, erklärte sie ihm. Er müsse sein Zimmer verlassen, nach einem Fenster mit einer Rose auf dem Fensterbrett Ausschau halten und springen. Die Frau gab Karski eine Zyanidkapsel für den Fall, dass das Unternehmen scheitern sollte.

In jener Nacht, nackt und mit dem Gift in der Hand, sprang Karski. Ein Untergrundkommando fing ihn auf, trug ihn zu einem im Schilf verborgenen Boot und ruderte ihn über den Fluss zu einer verlassenen Scheune. Drei Tage später wurde er, unter Heu und Gemüse versteckt, in einem Pferdewagen zu einem polnischen Landsitz gebracht, wo er sich als lange verschollener Vetter aus Krakau, Gärtner von Beruf, ausgab. Nach seiner Genesung schloss er sich wieder dem Warschauer Untergrund an.

Im Herbst 1942 bereitete die Untergrundführung Karskis dritte Mission in den Westen vor. Der Kurier sollte in einem hohlen Schlüssel einen Mikrofilm mit über 1.000 Seiten Dokumentarmaterial in den Westen schmuggeln.

«Witold fährt bald ab», meldete der Untergrund der polnischen Exilregierung in einem kodierten Funkspruch. «Reist durch Deutschland, Belgien, Frankreich, Spanien. Zwei Wochen Aufenthalt in Frankreich; zwei Wochen in Spanien. Alle ‚Transport-Zellen‘ in Frankreich informieren, ebenfalls alle Vertreter der Alliierten in Spanien. Kennwort: ‚Komme Tante Sophie besuchen Kündigen Sie ihn als ‚Karski‘ an.»

Kurz vor seiner Abreise wurde Karski von seinem Vorgesetzten gebeten, den Juden zu helfen.

«Die Juden haben von Ihrer Mission erfahren», sagte er. «Sie möchten, dass Sie auch sie vertreten. Sie müssen nicht. Aber ich würde mich freuen, wenn Sie zustimmen. Es ist das mindeste, was ich für sie tun kann.» Karski wusste nicht, was ihn erwartete, als er das ausgebombte Haus betrat. Feiner begrüßte ihn. Aus Sicherheitsgründen wurden keine Namen genannt. Mit sei-

em silbergrauen Haar und Backenbart, seinen rosigen Wangen und seiner aufrechten Haltung wirkte der Jude wie ein polnischer Edelmann.

Vor dem Krieg war Feiner ein ausgezeichneter Strafverteidiger gewesen; jetzt lebte er ausserhalb des Ghettos, wo man ihn für einen polnischen Geschäftsmann hielt. Berman war jünger als Feiner und leichter erregbar. Auch er fiel im «arischen» Teil Warschaus nicht auf.

«Wir stimmen in vielen Punkten nicht überein», begann Feiner. «Aber wir wissen, was mit den Juden geschieht, und sind uns darüber einig, was dagegen unternommen werden muss.»

Der Bund und die Zionisten vertraten gegensätzliche Standpunkte innerhalb des jüdischen politischen Spektrums. Die Bundisten strebten nach einem auf sozialistischen Prinzipien basierenden neuen Polen, die Zionisten wollten Polen verlassen und einen demokratischen Staat in Palästina gründen.

«Ihr anderen Polen habt Glück», sagte Feiner verzweifelt. «Viele von euch werden sterben, aber euer Volk wird wenigstens weiterleben. ... Eure Städte werden wiederaufgebaut werden, und eure Wunden werden langsam heilen. ... Euer Land wird wiederauferstehen. Doch polnische Juden wird es dann nicht mehr geben. Wir werden alle tot sein.»

Die beiden Juden erzählten Karski von den Vernichtungslagern. Sie beschrieben das Ghetto – den Hunger, das Warten, das Verstecken, die Razzien, die Morde. Sie erklärten, dass die Nazis dabei seien, das Warschauer Ghetto systematisch zu liquidieren, wie zuvor schon die Ghettos von Opole und Piaski. Seit Juli, berichteten sie, seien bereits 300.000 Warschauer Juden nach Treblinka deportiert worden, und die Nazis beschleunigten den Abtransport der verbliebenen 100.000. Bald würde alles vorüber sein.

Karski sass in einem alten Sessel und lauschte den beiden Juden. Sie schrien; sie flüsterten; sie wanderten im Kerzenschein ruhelos auf und ab, wobei sie groteske Schatten an die Wand warfen. Der Kurier war wie betäubt. Er wusste, dass die Juden verfolgt wurden, aber er hatte keine Ahnung, dass die Nazis dabei waren, alle Juden zu vernichten.

«Was nützt es, darüber zu reden?» schluchzte der Zionist, das Gesicht in den Händen vergraben. «Warum soll ich noch weiterleben? Ich sollte mich den Deutschen stellen und ihnen sagen, wer ich bin. Wenn alle Juden getötet werden, brauchen sie keine Führer mehr. ... Aber es ist sinnlos, *Ihnen* das alles zu erzählen. Niemand in der Welt draussen wird es begreifen können. Sie begreifen es nicht. Nicht einmal ich kann es. Mein Volk stirbt, und ich lebe.»

«Ich werde bald in London sein», erklärte Karski, «in einer Position, in der ich bei Vertretern der Alliierten Gehör finden werde.»

«Wirklich?» Der Zionist klang hoffnungsvoll. «Glauben Sie, Sie können Roosevelt sprechen? Und Churchill?»

«Vielleicht.» Karski war vorsichtig. «Was soll ich ihnen sagen?»

Die Forderungen der Juden wirkten klar strukturiert, fast so, als hätten sie sie vorher geübt. Als erstes, erklärten sie, müsse der polnischen Exilregierung und den Alliierten deutlich gemacht werden, dass die polnischen Juden völlig hilflos seien. Weder der Untergrund noch die polnische Bevölkerung könne sie retten. Da sie keine eigene Stimme im alliierten Kriegsrat und kein eigenes Land zu ihrem Schutz besäßen, forderten die polnischen Juden von der polnischen Exilregierung und den Alliierten besondere Massnahmen zur Beendigung der Massenvernichtung. Falls sie es versäumten zu handeln, würden die polnischen Juden die gesamte Verantwortung für den Genozid *ihnen* auferlegen.

Karski erklärte sich bereit, diese Forderung weiterzugeben, worauf die beiden Juden konkreter wurden.

«Man kann Deutschland nur mit Macht und Gewalt beeindrucken», erläuterte der Zionist. «Deutsche Städte sollen gnadenlos bombardiert werden. Bei jedem Bombenangriff sollen Flugblätter abgeworfen werden, die die Deutschen lückenlos über das Schicksal der polnischen Juden informieren. Eine solche, mit Gewalt unterstrichene Warnung wird die deutsche Bevölkerung vielleicht in einem Masse aufschrecken, dass sie genügend Druck auf ihre Führer ausübt, um deren Politik zu ändern. Kein anderer Schritt wird dies erreichen.»

Flugblätter und Rundfunkmeldungen, ergänzte Feiner, müssten die Nazi-Verbrechen gegen die Juden exakt auflisten – Namen, Orte, Verbrechen, Daten, Methoden. Die Alliierten müssten den Deutschen begreiflich machen, dass, falls der Genozid weitergehe, die gesamte Verantwortung für die Ermordung von Millionen auf den Schultern der deutschen Zivilbevölkerung laste.

«Wir fordern noch mehr», fuhr der Zionist fort. «Hitler führt einen totalen Krieg gegen die Zivilisation. Sein erklärtes Ziel ist die völlige Vernichtung der Juden. Dies ist ein beispielloser Fall in der Geschichte, der beispiellose Gegenmassnahmen verlangt. Die Alliierten sollen in allen Teilen der Welt, in die ihre Macht reicht – Amerika, Europa, Afrika –, mit der öffentlichen Exekution von Deutschen beginnen. Von allen, deren sie habhaft werden können. Dies ist es, was wir fordern.»

Sowohl deutsche Kriegsgefangene als auch als Nazianhänger erkannte Zivilisten, erklärte Feiner, sollten als Vergeltung exekutiert werden.

«Aber das ist völlig absurd», protestierte Karski. «Eine solche Forderung wird Sympathisanten nur verwirren und abschrecken.»

«Natürlich!» schrie der Zionist. «Meinen Sie, ich wüsste das nicht? Wir glauben nicht im Traum daran, dass diese Forderung erfüllt wird, aber wir stellen sie, damit die Leute begreifen, was wir empfinden angesichts dessen, was geschieht. Wie hilflos wir sind. Wie verzweifelt unsere Lage ist. Wie wenig uns ein Sieg der Alliierten noch nützen wird, so wie die Dinge stehen.»

Die beiden Juden hetzten rastlos auf und ab. Sie flüsternten, sie flehten, sie ballten ihre Fäuste vor Wut. Auf Karski wirkten sie wie Erdbeben – berstend, rasend, sich selbst zerfleischend.

Wenn man amerikanische und britische Bürger schützen kann, tobten sie, wieso kann nicht wenigstens die Evakuierung von jüdischen Kindern in grossem Umfang veranlasst werden? Oder von jüdischen Frauen, Kranken, Alten? Bietet den Deutschen einen Tausch an! Bietet Geld! Warum können die Leben von ein paar 1.000 polnischen Juden von den Alliierten nicht gekauft werden?

«Wie denn?» fragte Karski schockiert. «Das widerspricht jeglicher Kriegsstrategie. Dürfen wir unseren Feinden Geld geben? Dürfen wir ihnen ihre Soldaten zurückgeben, damit diese an der Front wieder gegen uns eingesetzt werden?»

«Jeder sagt uns, das steht im Widerspruch zur Strategie dieses Krieges», argumentierten die Juden. «Aber die Strategie kann sich ändern. Warum sollte man sie nicht korrigieren, um einen Bruchteil des unglücklichen jüdischen Volkes einzubeziehen? Warum lässt die Welt uns alle sterben? Haben wir nicht unseren Teil zur Kultur beigetragen? Zur Zivilisation? Haben wir nicht gearbeitet, gekämpft und geblutet? Warum kämpfen sie für alle anderen?»

Karski erhob sich. Die Tragweite ihrer Forderungen traf ihn wie ein Schlag. «Was soll ich den jüdischen Repräsentanten in England und Amerika Vorschlägen?» fragte Karski. «Die können sich für Sie einsetzen. Ihre Stimme hat Gewicht.»

Feiner umklammerte den Arm des Kuriers so fest, dass es schmerzte. Karski war erschüttert von dem tiefen, unerträglichen Schmerz in den Augen des Juden.

«Sagen Sie ihnen, sie sollen sich vor allen wichtigen englischen und amerikanischen Behörden versammeln», sagte Feiner. «Sagen Sie ihnen, sie sollen dort so lange bleiben, bis man ihnen garantiert, dass Entscheidungen zur Rettung der Juden getroffen werden. Lasst sie weder Nahrung noch Flüssigkeit akzeptieren. Wenn wir hier alle sterben, dann sollen auch sie sterben. Lasst sie unter den Augen der Öffentlichkeit eines langsamen Todes sterben. Lasst sie alle sterben. Vielleicht wird dies das Gewissen der Welt aufrütteln.»

Karski sank in den Sessel zurück; seine Schläfen pochten, und sein Körper zitterte angesichts ihrer Verzweiflung. Die beiden Juden stellten noch weitere Forderungen:

- Die Alliierten sollten die Verhinderung der Massenvernichtung der Juden offiziell zum Kriegsziel erklären.
- Die polnische Exilregierung müsse beim Vatikan darauf dringen, dass an der Vernichtung der Juden beteiligte Katholiken öffentlich exkommuniziert würden.

- Der Präsident müsse dem polnischen Untergrund befehlen, Polen, die Juden erpressten, denunzierten oder ermordeten, zu bestrafen oder zu erschliessen.
- Die Alliierten sollten Blankopässe für die Juden schicken, die man noch aus Polen herausschmuggeln könne.²

«Ich kenne die Engländer», wandte sich Feiner an den Kurier. «Es wäre hilfreich, wenn Sie Augenzeuge wären.» Er lud Karski ein, das Warschauer Ghetto und ein Vernichtungslager zu besuchen. Heimlich ins Ghetto hinein- und wieder hinauszuschlüpfen sei nicht gefährlich. Aber ein Besuch in einem Vernichtungslager, warnte der Jude, beinhalte ein grosses Risiko.

Karski erklärte sich bereit, beides zu besichtigen, denn er wusste, wenn er nicht mit eigenen Augen sah, würde er die Lage der polnischen Juden nicht überzeugend darstellen können.

Der Kurier trat aus einem Ghettokeller in die Hölle. Alle Warschauer Juden schienen auf der Strasse zu sein. Die Toten und die Sterbenden lagen in Schutt und Schlamm; die Lebenden schlurften, standen, lagen mit glasigen Augen herum und starrten ins Leere. Oder sie huschten wie Schatten, wanderten ziellos umher, schienen etwas zu suchen. Selbst die Pflastersteine rochen nach Tod.

Karski kam an einem Park mit fast blattlosen Bäumen und einer deplatziert wirkenden Grünfläche vorbei. Mütter sassen auf Bänken und stillten ihre Babys aus vertrockneten Brüsten. Kinder schwärmten wie die Ameisen umher, Skelette in gespannter, durchscheinender Haut.

«Sie spielen, bevor sie sterben», erklärte Feiner.

Eine Gruppe von etwa 100 Männern marschierte im Gleichschritt in der Strassenmitte. Sie trugen Lumpenbündel, aus denen Brot und Kohlblätter herausschauten. Karski erschienen diese Männer kräftiger als die anderen, wenn auch genauso erbärmlich. Ihre Kleidung war zerrissen und schmutzig, ihre Augen ausdruckslos, ihre Gesichtsmuskeln erschlafft vor Müdigkeit. Und alle sahen gleich aus.

Feiner griff Karskis Frage vor. «Die Deutschen finden sie noch nützlich», sagte er. «Sie setzen sie beim Reparieren von Strassen und Geleisen ein. Die Männer sind so lange geschützt, wie sie ihre Hände gebrauchen und ihre Muskeln bewegen können. Jeder beneidet sie. Wir versorgen so viele Menschen wie möglich mit gefälschten Papieren, die sie als Arbeiter ausweisen. Andernfalls würden sie ermordet werden. Wir haben Tausenden auf diese Weise das Leben gerettet. Aber es wird nicht mehr lange funktionieren.»

Karski deutete auf die Leichen. «Warum liegen sie nackt auf der Strasse?» «Wenn ein Jude stirbt», erklärte Feiner, «ziehen ihm seine Angehörigen die Kleidung aus und werfen den Leichnam auf die Strasse. Andernfalls müssten sie für die Beerdigung zahlen. Die Deutschen haben eine Begräbnissteuer eingeführt, die sich praktisch niemand hier leisten kann.

Nebenbei bleiben auf diese Weise auch noch ein paar Kleidungsstücke übrig. Jeder Lumpen zählt hier.»

Ohne Vorwarnung drängte Feiner Karski plötzlich in einen Hauseingang und eine Stiege hoch.

«Beeilen Sie sich; das müssen Sie sehen», sagte der Jude. Karski hörte einen entfernten Schuss, als Feiner an eine Tür klopfte.

«Haben Sie Fenster zur Strasse?» fragte er ein ausgemergeltes Gesicht. «Nein! Zur Hofseite.»

Feiner eilte zur gegenüberliegenden Tür und hämmerte dagegen. Als ein Kind einen Spaltbreit öffnete, schob er es beiseite und zog Karski zum Fenster.

«Jetzt werden Sie etwas zu sehen bekommen», kündigte der Jude an, während er die Jalousien herunterliess.

Karski spähte durch die Lücke zwischen Jalousie und Fensterrahmen. Unten auf der Strasse standen zwei rotwangige, blauäugige, blonde deutsche Halbwüchsige in der Uniform der Hitlerjugend. Sie krümmten sich vor Lachen. Der Jüngere zog seine Pistole und suchte mit den Augen die umliegenden Gebäude ab. Die Ghettostrasse war wie ausgestorben. Plötzlich schien der Bub eine Bewegung zu entdecken. Wie ein Jäger zielte er mit der Pistole auf ein Haus und feuerte einen Schuss ab. Eine Fensterscheibe zerbarst, und ein Mann schrie vor Schmerz wie ein Tier. Der Schütze stiess einen Siegeschrei aus, sein Kamerad klopfte ihm auf die Schulter. Die beiden grinsten sich an, blieben einen Augenblick schweigend stehen, als warteten sie auf den Applaus eines unsichtbaren Publikums, und schlenderten dann Arm in Arm in ihren schmucken Uniformen und polierten Stiefeln Richtung Ghetto – zwei Helden, die aus der Schlacht zurückkehren.

Karski konnte sein Gesicht nicht von dem Fensterschlitz abwenden. Sprachlos, mit eiskalten Füßen, fürchtete er, dass die Jugendlichen zurückkehren würden, auf ein anderes Fenster schiessen und wieder grinsen würden, wenn sich etwas bewegte.

«Sie sind zu uns gekommen, um das alles hier zu sehen?» fragte eine kreideweisse Frau. «Es nützt nichts. Gehen Sie zurück. Laufen Sie weg. Quälen Sie sich nicht.»

Feiner sass auf einem zerschlissenen Sofa, das Gesicht in den Händen vergraben, als verberge er seinen Schmerz vor der Welt.

«Bringen Sie mich hier raus!» forderte Karski. «Ich bin sehr müde. Ich muss sofort gehen. Ich werde ein anderes Mal wiederkommen.»

Auf der Strasse konnte Feiner kaum mit dem katholischen Kurier Schritt halten, so schnell eilte dieser zu der Kellertür, um durch den Tunnel in den Hof auf der «arischen» Seite des Ghettos zu gelangen. Karski wusste, dass es töricht war zu rennen; jeder Deutsche, der sie sah, würde Verdacht schöpfen. Aber das Einzige, woran er denken konnte, war, jener Hölle zu entinnen.

Zwei Tage später kehrte Karski zurück, lief durch die Ghettostrassen und prägte sich die Eindrücke, Geräusche und Gerüche ins Gedächtnis ein, wobei er sein Gehirn in eine Kamera für den Westen verwandelte. Danach liess er sich in ein Lager einschleusen.

Feiner und Berman bestachen einen in Izbica Lubelska arbeitenden, polnisch sprechenden Zivilisten, Karski in der Uniform eines ukrainischen Wachmanns durch das Lager zu führen.

In der Küche eines Eisenwarenladens, der einem Mitglied des polnischen Untergrunds gehörte, zog sich Karski die Uniform an – Hosen, hohe schwarze Stiefel, Gürtel und Halsbinde. Die Kappe musste er mit Papier ausstopfen, um sie passend zu machen. Als sie vom Dorf zu dem etwa zwei Kilometer entfernten Lager aufbrachen, beruhigte ihn sein Führer. Er solle sich keine Sorgen machen, sagte der Mann. Im Lager herrsche ein völliges Durcheinander. Er könne überall hingehen. Deutsche bewachten das Osttor. Sie fragten niemals nach Papieren. Nur von den Ukrainern müsse er sich fernhalten.

Als sie sich dem Lager näherten, hörte Karski ein beinahe übermenschliches Wehklagen und vereinzelte Gewehrschüsse.

«Heute kommt eine Ladung rein», sagte der Führer.

«Wie sind die Fluchtaussichten?»

«Null, wenn man erst mal drin ist.»

«Bedeutet das, es gibt nicht die geringste Chance zur Flucht?» fragte Karski nach.

«Nicht alleine. Mit meiner Hilfe ist es möglich. Aber es ist ein schrecklich hohes Risiko. Der Jude und ich könnten beide getötet werden. Wenn der Jude natürlich gut bezahlt – sehr gut –, dann lässt es sich machen.» «Wie sollen sie bezahlen? Sie haben doch sicher kein Geld dabei, oder?» «Wir versuchen nicht, das Geld von ihnen zu bekommen. Wir sind doch nicht dumm. Wir werden im Voraus bezahlt. Ausschliesslich in bar. Wir handeln nicht mit denen im Lager.» Der Führer sprach verächtlich, während er in Richtung des Geschreis deutete. «Wir machen Geschäfte mit Leuten von draussen, wie mit Ihnen. Wenn jemand zu mir kommt und mir erzählt, dass dieser oder jener Jude ankommen wird und er ihn ‚herausgeschmuggelt‘ haben will... Nun, wenn er bereit ist, im Voraus reichlich zu blechen, dann tue ich, was ich kann.»

«Haben Sie schon viele Juden gerettet?» forschte Karski nach.

«Nicht so viele, wie ich mir gewünscht hätte, aber ein paar.»

«Gibt es viele gute Menschen wie Sie, die bereit sind, Juden zu retten?» «Sie retten?» Der Führer war verwirrt. «Wer will sie schon retten? Aber wenn sie bezahlen – das ist etwas anderes. Wir können alle etwas Geld gebrauchen.» Karski betrachtete das einfältige Gesicht und die groben Hände seines Führers. Er war vor dem Krieg wahrscheinlich Bauer gewesen, ein durchschnittlicher Mann, schätzte Karski. Weder gut noch böse, vermutlich Familienvater, vielleicht religiös.

«Was wollen Sie eigentlich hier?» fragte der Mann, hellhörig geworden. «Nun, ich möchte auch ein paar Juden retten», antwortete Karski hinter-sinnig. «Mit Ihrer Hilfe natürlich. Deshalb bin ich zum Lager gekommen. Um zu sehen, wie alles funktioniert.»

«Versuchen Sie nur nicht, ohne uns etwas zu machen.» Der Gedanke an Konkurrenz schien den Mann zu beunruhigen.

«Natürlich nicht», versicherte Karski. «Warum sollte ich ohne Sie arbeiten? Wir wollen beide Geld verdienen.»

Der Führer schien neugierig geworden. «Wie werden Ihre Leute Sie bezahlen? Pauschal oder pro Jude?» «Was bringt mehr auf lange Sicht?»

Der Führer dachte nach. «Wenn ich Sie wäre, würde ich mich pro Jude bezahlen lassen. Man lässt zu viele Gewinnchancen aus, wenn man gegen Pauschale arbeitet. Sehen Sie, jeder Jude ist anders. Wenn Sie an einen geraten, der unbedingt jemanden frei bekommen will, und wenn er auch noch so aussieht, als könne er gut bezahlen, können Sie eine Menge aus ihm rausholen, wenn Sie es schlau anstellen.»

«Sie haben völlig recht.»

«Sie werden so mehr verdienen», ergänzte der Führer. «Aber denken Sie dran: halbe-halbe. Versuchen Sie keine Tricks.»

Als sie sich dem Lagerrand näherten, machten Rufe, Schreie und Gewehrschüsse jedes Gespräch unmöglich. Davon unbeeindruckt summte der Führer ein Volkslied. Sie bahnten sich ihren Weg durchs Unterholz und stiessen direkt auf den Lagerzaun, der einen von bewaffneten Wachen umrundeten Pferch einschloss. Der Pferch war vollgestopft mit einer zuckenden Masse wahnsinniger Juden, die schrien, zeterten und ihre Hände reckten in einem makabren Totentanz. Die Nazis hatten sie seit drei Tagen ohne Nahrung und Wasser sich selbst überlassen. Die Deutschen und die Wachen bahnten sich mit ihren Gewehrkolben einen Weg durch die Körper, schweigend, wie gelangweilte Schweinezüchter, die ihren Bestand prüfen, bevor sie ihn zum Markt bringen. Auf den Geleisen ausserhalb des Zauns wartete ein staubiger Zug.

Karski und sein Begleiter grüssten zwei deutsche Wachposten am Osttor und betraten Izbica Lubelska.

«Folgen Sie mir», forderte der Führer Karski auf. «Ich bringe Sie zu einer guten Stelle.»

Würgend vom Gestank des uringetränkten Strohs bahnte sich Karski seinen Weg durch die entmenschlichten Gestalten. Manchmal trat er auf eine Hand oder einen Arm. Jemand jaulte wie ein junger Hund, und Karski musste gegen das Erbrechen ankämpfen. Seinem Führer schien das alles nichts auszumachen; er bewegte sich leichtfüssig und flink wie eine Ziege über den Platz. Gelegentlich rief er ein «Los, beeilen Sie sich!» über die Schulter. Karski folgte ihm über den 300 Meter langen Platz zu einer Stelle am westli-

chen Zaun, wo ein schweres Tor eine von Stacheldraht eingezäunte Rampe bewachte, an deren Ende zwei Güterwagons standen.

«Bleiben Sie hier», sagte Karskis Begleiter. «Halten Sie sich von den Ukrainern fern. Und vergessen Sie nicht: Falls es Schwierigkeiten gibt, Sie kennen mich nicht, und ich kenne Sie nicht.»

Ein schwergewichtiger SS-Offizier brüllte ungeduldig einen Befehl. Zwei Deutsche stemmten das Tor auf und rannten über die eingezäunte Rampe zu den offenen Wagons. Der SS-Offizier baute sich breitbeinig, mit in die Hüften gestemmten Händen vor den Juden auf.

«Achtung! Achtung!» überbrüllte er den Lärm. Die Menge wurde still. «Alle Juden werden diesen Zug besteigen, um zu einem Ort gebracht zu werden, wo Arbeit wartet», verkündete der SS-Mann. «Ruhe bewahren! Nicht drängeln! Wer versucht, sich zu widersetzen oder eine Panik zu verursachen, wird erschossen.»

Er brach in Gelächter aus, zog seine Pistole und verlieh seinem Befehl mit drei willkürlichen Schüssen in die Menge Nachdruck.

«Alle Juden raus – raus!» schrie er und steckte seine Pistole in das polierte schwarze Halfter zurück.

Die Juden, die am dichtesten vor dem SS-Offizier standen, versuchten zurückzuweichen und sich in den Hintergrund zu drängen, doch eine Gewehrsalve von hinten liess die ganze Herde kopflos nach vorn stürmen. Schüsse von den Seiten trieben sie auf die Rampe.

Die beiden Deutschen am anderen Ende feuerten in die schreienden Gesichter, um den panischen Ansturm zu bremsen, und der SS-Offizier brüllte: «Ordnung! Ordnung!»

Karski traute seinen Augen nicht. Feiner hatte ihn gewarnt, dass er Izbica Lubelska niemals vergessen werde, selbst wenn er 100 Jahre alt würde. Er wusste, dass Feiner recht hatte.

Laut Dienstvorschrift der deutschen Wehrmacht durften in Frachtwagons bis zu 40 Soldaten transportiert werden. Die Nazis stopften 120 bis 130 Männer, Frauen und Kinder in jeden Wagon. Durch die von hinten nachdrängenden Juden wurden die vorderen in den Zug gepresst wie Tauben in ein Fass. Die Böden waren mit Chlorkalk bestäubt, um die Seuchengefahr einzudämmen. Als die Wagons voll waren, kletterten gehetzte, in den Wahnsinn getriebene Juden über die Köpfe der bereits Eingepferchten, rissen an Haaren und Kleidungsstücken, trampelten auf Gesichter und Glieder und schrien in irrer Raserei.

Es dauerte drei Stunden, bis alle 48 Wagons – jeweils zwei gleichzeitig – beladen waren. Von der Lokomotive bis zum letzten Wagon ging ein Beben und Zittern, ein Schluchzen und Wehklagen durch den Zug. Der Lagerplatz war übersät mit Toten und Sterbenden. Die Deutschen und die Wachen wateten durch den Schmutz und schossen auf alles, was sich bewegte. Dann rollte der

Zug in Richtung seines endgültigen Bestimmungsorts: Sobibór.³ Izbica Lubelska wurde so still wie eine von einer tödlichen Seuche heimgesuchte Stadt.

Karski starrte noch immer wie gebannt auf die Geleise, als der Zug schon lange abgefahren und im Wald verschwunden war. Plötzlich fühlte er eine grobe Hand auf seiner Schulter.

«Stehen Sie hier nicht mit offenem Mund herum», schimpfte sein Begleiter. «Los! Beeilen Sie sich! Sonst werden wir beide geschnappt.»

Wie betäubt folgte er dem Führer durch das Osttor nach draussen. Nach kurzem Fussmarsch trennten sie sich. Karski rannte und stolperte zu dem Laden zurück. Äusser Atem versicherte er dem Besitzer, dass alles gut gegangen sei. Dann stürzte er in die Küche, verschloss die Tür hinter sich und versuchte, sich Izbica Lubelska von der Haut zu waschen.

Als er am nächsten Morgen erwachte, wurde er von Übelkeit geschüttelt. Während des ganzen Tages und der folgenden Nacht musste er sich immer wieder übergeben. Dann trank er zwei grosse Gläser Wodka. Er schlief zwischen Alpträumen und fiebrigen Schweissausbrüchen. Am nächsten Morgen brachte ihm der Ladenbesitzer Brot und Milch. Wieder etwas bei Kräften, wenn auch noch schwach, nahm Karski einen Zug zurück nach Warschau.

Als der Zug aus Izbica Lubelska in Sobibór einfuhr, wurde er dort von SS-Oberscharführer Wagner und dem jüdischen Bahnhofskommando erwartet. Wagner brach das Siegel eines Wagons auf und öffnete die Tür. Er wandte sich ab, als werde ihm übel. Dann liess er von den ukrainischen Wachen Zigaretten an Abraham und die übrigen Mitglieder des Bahnhofskommandos verteilen. Mit vor den Mund gepressten Taschentüchern verfolgten Nazis und Ukrainer aus sicherem Abstand, wie Abraham und die anderen die Körper in die Loren entluden. Nur wenige Opfer atmeten oder zuckten noch. Und sie sahen nicht mehr wie menschliche Gestalten aus. Die meisten Körper waren bereits bläulich-grün, und der Chlorkalk hatte das Fleisch derjenigen zerfressen, die darin gestanden oder gelegen hatten.

Kapitel 12

Winter 1942

Jan Karski trug während seiner dreiwöchigen Reise ein Medaillon mit einer geweihten Hostie um den Hals. Ein Untergrundpriester hatte ihm dieses Privileg zugestanden, damit Karski im Falle einer erneuten Verhaftung durch die Gestapo wenigstens mit der Heiligen Kommunion würde sterben können. Es war eine strapaziöse Reise: Mit dem Zug über Berlin und Brüssel nach Paris; von dort nach Lyon; weiter mit dem Fahrrad zum Fuss der Pyrenäen und mit einem spanischen Bergführer durch das Gebirge nach Spanien; drei Tage im Rumpf eines Fischerbootes zu einem Kontaktmann in Barcelona; nach Madrid und Algeciras mit Hilfe von Beamten des amerikanischen OSS (Office of Strategic Services; Vorläufer der CIA); anschliessend mit einem Fischerkahn zu einem Patrouillenboot der britischen Marine in der Strasse von Gibraltar und von Gibraltar mit einer Frachtmaschine der Royal Air Force nach London.

Die polnische Exilregierung empfing Karski als Helden und sandte eine Zusammenfassung seines Berichts über das Todeslager und das Warschauer Ghetto an das britische und das amerikanische Aussenministerium. Über eine Million polnischer Juden seien bereits ermordet worden, hiess es darin. Und die Vernichtung gehe weiter. So hätten die Nazis zum Beispiel im September 120.000 Lebensmittelkarten für die Warschauer Juden gedruckt, im Oktober dagegen nur noch 40.000.

Die Zusammenfassung beschönigte nichts.

«Die Menschen werden so dicht zusammengedrängt, dass diejenigen, die an Erstickung sterben, Seite an Seite stehenbleiben mit den Lebenden, die langsam an den Chlorgasen oder dem Mangel an Sauerstoff, Wasser und Nahrung dahinsiechen», hiess es über die Transporte. «Bei Ankunft des Zuges ist die Hälfte der Menschen tot. Die Überlebenden werden in speziellen Lagern in Treblinka, Belzec und Sobibór ... ermordet.»¹ Karskis Bericht überraschte die Verantwortlichen in London, Washington und New York keineswegs; sie hatten bereits Monate vor Karskis Ankunft drei wichtige Dokumente über die Vernichtung der Juden erhalten.

Feiner und der polnische Bund hatten im Mai einen detaillierten Bericht in den Westen geschmuggelt. Darin wurden sowohl Massenmorde durch die

Einsatzgruppen in Russland erwähnt, als auch Gaswagen im westpolnischen Chelмно sowie in Güterwagons abtransportierte Juden, die in den ostpolnischen Wäldern spurlos verschwanden.

Während die Nazis im Sommer 1942 das Lager Sobibór erweiterten, bestätigte die polnische Exilregierung den Bund-Bericht und ergänzte Details. In einem Regierungsbulletin sprach sie vom Transport von Juden nach «Sobibór bei Wlodawa, wo alle mit Gas oder Maschinengewehren ermordet werden ...». Der polnische Untergrundagent im Bahnhof Sobibór habe um seine Versetzung gebeten, hiess es weiter, weil er den Gestank nicht mehr ertragen konnte.²

Der zweite wichtige Bericht, der London und Washington erreichte, kam von Gerhard Riegner, Vertreter des Jüdischen Weltkongresses in Genf. Riegner war von einem den Nazis nahestehenden deutschen Industriellen informiert worden, dass Hitler einen Befehl zur systematischen Vernichtung aller europäischen Juden – nicht nur der polnischen – erlassen habe.

Riegner war schockiert. Er kannte natürlich den Bund-Bericht, wusste von den Vergasungen in Chelмно, von Sobibór, Belzec und Treblinka, der Liquidierung des Warschauer Ghettos, den französischen Juden, die in den Osten deportiert worden waren, und von den Zügen aus Belgien. Er hatte vereinzelte Nachrichten gehört, dass jene, die man in den Osten verschleppt hatte, spurlos verschwunden waren. Von dem deutschen Industriellen erfuhr Riegner, dass die Nazis das, was sie den polnischen Juden antaten, auch mit den übrigen europäischen Juden vorhatten. Deportation in den Osten bedeutete Sobibór, Belzec oder Treblinka.

Uneingedenk dessen, dass die Endlösung bereits angelaufen war, telegraphierte Riegner über abhörsichere Kanäle der britischen und amerikanischen Konsulate in Genf an Vertreter des Jüdischen Weltkongresses in London und New York folgende Nachricht:

ERHIELT ALARMIERENDEN BERICHT, DASS IM FÜHRERHAUPT-QUARTIER PLAN DISKUTIERT WURDE, NACH DEM ALLE JUDEN IN VON DEUTSCHLAND BESETZTEN ODER KONTROLLIERTEN LÄNDERN (3,5-4 MILLIONEN) NACH DEPORTATION UND KONZENTRATION IM OSTEN MIT EINEM SCHLAG VERNICHTET WERDEN SOLLEN, UM DIE JUDENFRAGE IN EUROPA ENDGÜLTIG ZU LÖSEN. ... BETREFFENDE AKTION IST FÜR HERBST GEPLANT. ... IN ERWÄGUNG GEZOGENE METHODEN U.A. BLAUSÄURE. ... WIR ÜBERMITTELN DIE INFORMATION MIT VORBEHALT. KORREKTHEIT KANN NICHT BESTÄTIGT WERDEN. ... INFORMANT BEHAUPTET, ENGE VERBINDUNGEN ZU HÖCHSTEN DEUTSCHEN STELLEN ZU HABEN, UND SEINE BERICHTE SIND GRUNDSÄTZLICH ZUVERLÄSSIG.

Obwohl das britische Aussenministerium Zweifel hegte, gab es das Telegramm – Riegners Wunsch entsprechend – an den Parlamentsabgeordneten und Repräsentanten des Jüdischen Weltkongresses Sidney Silverman

weiter. Das Aussenministerium wies Silverman darauf hin, dass es Riegners «wilde» Geschichte nicht bestätigen könne und sie deshalb nicht veröffentlichten werde. Falls der Jüdische Weltkongress die Presse informieren wolle, warnte das Aussenministerium, riskiere man, «die Deutschen zu verärgern», die Lage der europäischen Juden zu verschlimmern und die Tarnung von Riegners Quelle auffliegen zu lassen. Silverman hielt das Telegramm zurück, bis dessen Wahrheitsgehalt bestätigt werden konnte.

Washington reagierte noch skeptischer als London. Mit der Begründung «völlig absurd» weigerte sich das US-Aussenministerium, eine Kopie an den Vorsitzenden des Jüdischen Weltkongresses, Rabbi Stephen Wise, zu schicken, ohne dessen Inhalt selbst bestätigen zu können. Zwei Wochen, nachdem die Nachricht aus Genf im US-Aussenministerium eingetroffen war, erhielt Wise jedoch eine Kopie des Telegramms von Silverman aus London. Der Inhalt erschütterte den Rabbi, der keinerlei Zweifel an dessen Korrektheit hegte.

Wises erste Reaktion war, das Telegramm sofort zu veröffentlichen, doch nachdem er sich mit anderen jüdischen Repräsentanten beraten hatte, gelangte er zu der Überzeugung, dass die Nachricht von der Endlösung die noch nicht nach Polen deportierten westeuropäischen Juden nur demoralisieren würde. Ratsuchend wandte er sich ans Aussenministerium. Unterstaatssekretär Sumner Wehes bat den Rabbi, das Telegramm solange zurückzuhalten, bis es von US-Seite bestätigt worden sei. Wise stimmte zu.³

Der dritte wichtige Bericht, der in London und Washington eintraf, stammte von dem Zionistenführer Richard Lichtheim aus Genf. Zur selben Zeit, als Riegner sein Telegramm dem britischen und dem amerikanischen Konsulat zur Weiterleitung übergab, diktierte Lichtheim einen Bericht an Rabbi Wise, der auf den Aussagen zweier Augenzeugen aus Polen basierte. Bei einem der beiden handelte es sich um einen bekannten, äusserst zuverlässigen Nichtjuden. Lichtheim hielt seinen Bericht zwei Wochen lang zurück, weil dessen Inhalt, wie er Wise in einem Begleitschreiben erklärte, «so entsetzlich» sei, «dass ich Zweifel hatte, ob ich ihn weiterleiten sollte oder nicht».

Lichtheims Bericht, der das Riegner-Telegramm durch Zeugenaussagen untermauerte, wurde vom US-Aussenministerium abgefangen und Rabbi Wise vorenthalten. Das Aussenministerium schickte eine Kopie ans Weisse Haus und wies den amerikanischen Konsul in Bern an, sich mit Riegner und Lichtheim zu treffen.⁴

Die beiden Juden kamen gut vorbereitet in Leland Harrisons Büro im Oktober 1942 (während Karski unterwegs nach London war). Sie überreichten dem Konsul eine Akte voller Augenzeugenberichte, die ihre Telegramme bestätigten; ausserdem ein dreiseitiges Memorandum, das Hitlers Endlösung anhand aktueller Zahlen Land für Land auflistete:

- Fast drei Millionen polnische Juden sind bereits ermordet worden.
- Nur 4.000 der 100.000 lettischen Juden leben noch.
- Alle serbischen Juden sind spurlos verschwunden und müssen als tot gelten.
- Mehr als 70.000 der 90.000 slowakischen Juden sind deportiert und höchstwahrscheinlich ermordet worden.
- Mehr als 60.000 der 180.000 holländischen Juden sind bereits nach Polen deportiert worden und sind vermutlich tot.
- Mehr als 50.000 französische Juden sind deportiert worden und müssen ebenfalls als tot gelten.
- Da keinerlei Nachrichten mehr aus Litauen eintreffen, muss man annehmen, dass alle 150.000 Juden dort ermordet worden sind.⁵ London und Washington waren endlich überzeugt.

«Wir bezweifeln nicht, dass die deutschen Machthaber eine Politik der stufenweisen Vernichtung aller Juden – mit Ausnahme hochqualifizierter Fachkräfte – betreiben», telegraphierte das britische Aussenministerium an seinen Botschafter in Washington. Und US-Unterstaatssekretär Wehes bestellte Rabbi Wise in die Hauptstadt.

«Dr. Wise, ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, dass diese Akten ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigen und rechtfertigen», gestand Wehes. Er entband Wise von dem Versprechen, Hitlers Vernichtungsplan nicht zu veröffentlichen.

Sowohl das amerikanische als auch das britische Aussenministerium waren beunruhigt. Man stand mitten im Krieg, und es war zu befürchten, dass die Nachrichten von der Endlösung die Alliierten dahingehend ablenken könnten, «eine unverhältnismässige Menge Zeit auf die Beschäftigung mit klagenden Juden» zu verwenden.⁶

Karski und die Forderungen, die er von den beiden Warschauer Juden mitbrachte, waren in London also nicht willkommen. Dennoch übermittelte sie der Kurier so präzise, wie Feiner und Berman verlangt hatten:

Vergeltende Bombardierung. Die Alliierten sollten als Vergeltungsmassnahme gegen die fortdauernde Vernichtung der Juden deutsche Städte bombardieren und Flugblätter abwerfen, die den Grund der Bombardierung erklärten. Wie von den Juden verlangt, legte die polnische Exilregierung diese Forderung den Briten vor; doch der Text ihres dringenden Memorandums an Premierminister Winston Churchill entsprach nicht dem, was Feiner und Berman sich vorgestellt hatten.

Zum einen hiess es darin, die polnische Regierung mache einen Vorschlag; dass es sich dabei um eine Forderung der polnischen Juden handelte, wurde nicht erwähnt. Ausserdem sprach der Text von der Bombardierung ausgewählter Ziele in Polen statt in Deutschland. Und schliesslich wurde Luftunterstützung für jene Polen verlangt, die sich der Deportation in Arbeitslager

im Westen widersetzten, nicht jedoch für Juden, die sich der Deportation in die Vernichtungslager im Osten widersetzten.

Churchill befürwortete vergeltende Bombardierungen zwar, der Stabschef der Luftwaffe, Sir Charles Portal, lehnte diese jedoch prinzipiell ab. Luftangriffe seien militärische Operationen gegen militärische und industrielle Ziele, argumentierte er. Vergeltungsmassnahmen hingegen bedeuteten das Eingeständnis, dass die Alliierten Zivilisten bombardierten. Dies wiederum könne zu Racheakten der Deutschen gegen gefangengenommene alliierte Piloten führen. Darüber hinaus würde die vorgeschlagene Bombardierung Hitlers Argument stärken, die Juden hätten den Krieg begonnen, um Deutschland zu vernichten. Die britischen Stabschefs und der alliierte Kriegsrat lehnten die polnischen Vorschläge ab.⁷

Aufnahme jüdischer Flüchtlinge. Die beiden Warschauer Juden forderten, dass alliierte und neutrale Länder (wie die Schweiz) Juden, denen die Flucht vor den Nazis gelang, Aufenthalt gewährten.

Der britische Aussenminister Anthony Eden erhob Einspruch.

«Wir haben schon 100.000 Flüchtlinge und nicht genügend Nahrung», erklärte er Karski. «Hier ist kein Platz für noch mehr Juden. Aber ich werde mein Möglichstes tun, um einen Platz für sie zu finden.»

Eden unternahm nichts dergleichen, denn er wehrte sich seit langem gegen die Aufnahme weiterer jüdischer Flüchtlinge, und er hatte sein Möglichstes getan, um sie auch aus Palästina fernzuhalten.

«Leider», schrieb Edens Privatsekretär in sein Tagebuch, «hält A.E. beim Thema Palästina unbeweglich an seinem Standpunkt fest. Er liebt Araber und hasst Juden.»

Nur wenige Monate vor Kriegsausbruch hatte sich das britische Parlament arabischem Druck gebeugt und gegen den Widerstand Churchills ein Gesetz erlassen, das die zukünftige Einwanderung nach Palästina auf insgesamt 75.000 Juden beschränkte – nicht mehr als 10.000 pro Jahr. Im Prinzip schlugen die Briten den osteuropäischen Juden die Tür zu, kurz bevor Hitler mit deren Vernichtung begann.

Osteuropäische Juden ignorierten die Quotenpolitik und fuhren auf Frachtkähnen über das Schwarze Meer und durch die Ägäis. Die wenigsten erreichten Palästina. So ertranken im Dezember 1940 zum Beispiel 100 Juden, als die *Salvador* sank. Ein Jahr später verweigerte die neutrale Türkei der *Sturma* mit 750 rumänischen Juden, darunter 70 Kindern, an Bord die Fahrt durch türkisches Gewässer, wenn Palästina nicht für deren Aufnahme garantiere. Die Briten hatten den rumänischen Juden keine Visa erteilt (obwohl noch 40.000 Visa verfügbar waren), weil Rumänien ein Verbündeter Deutschlands war.

Aus Furcht, die Aufnahme der *Sturma*-Passagiere könne andere Juden zur Flucht nach Palästina ermutigen, und mit der Begründung, es befänden sich vielleicht Nazi-Agenten an Bord, teilten die Briten der Türkei mit, dass sie

dem Schiff die Einreise nach Palästina verweigerten. Daraufhin schleppten die Türken die Sturma ins Schwarze Meer zurück, wo sie am nächsten Morgen explodierte. Es gab einen Überlebenden.

Selbst mit Kenntnis von Karskis Bericht weigerten sich die Briten, 4.500 bulgarischen Juden – überwiegend Frauen und Kindern – die Einreise nach Palästina zu gewähren. Sie argumentierten, deren Aufnahme käme dem «Öffnen eines Schleusentores» gleich. Die Zeit drängte; noch hielt der bulgarische König Boris die Nazis hin. Er hatte bereits zugestimmt, 12.000 Juden aus dem kurz zuvor von Bulgarien annektierten Mazedonien und aus Thrakien nach Polen zu deportieren, und die Nazis forderten, dass er auch die 50.000 bulgarischen Juden auslieferte. Niemand wusste, wie lange der König sich noch würde behaupten können.

So unerbittlich Eden an seiner Palästinapolitik festhielt, so kategorisch weigerte er sich, weitere jüdische Flüchtlinge in England aufzunehmen. Im Sommer 1942 schloss auch die Schweiz ihre Grenzen für «illegale Ausländer» und trieb mehr als 1.000 Juden nach Frankreich zurück, obwohl die Schweizer Presse gemeldet hatte, dass die französischen Juden in den sicheren Tod nach Polen geschickt würden. Die Regierung argumentierte, dass mit den bereits akzeptierten 12.000 jüdischen Flüchtlingen die Aufnahmekapazität der Schweiz erschöpft sei.

Vertreter jüdischer Organisationen baten Grossbritannien um Aufnahme der französischen Juden, doch Innenminister Herbert Morrison lehnte ab. In einem geheimen Memorandum ans Kabinett argumentierte er, falls England noch mehr Juden einreisen lasse, könne ein «unerfreulicher Grad von Antisemitismus geschürt werden – wovon reichlich unter der Oberfläche schwelt –, und dies würde sowohl Grossbritannien als auch der jüdischen Gemeinschaft schaden».

Auch das Parlament befasste sich mit dem Problem. Der Erzbischof von Canterbury, Cosmo Gordon Lang, regte im Oberhaus an, Grossbritannien solle allen jüdischen Flüchtlingen vorübergehendes Asyl gewähren. Durch gezielten Einsatz des Rundfunks könne man die Sympathie der Engländer gewinnen, argumentierte er, besonders wenn es sich bei den Juden überwiegend um Kinder handle.

Lord Samuel teilte diese Meinung: «Die Zahl ist so klein, dass es absurd erscheint, sich auf Versorgungsengpässe ... oder Arbeitsplatzmangel zu berufen, zumal wir wissen, dass hier Bedarf an Arbeitskräften besteht. Während Regierungen Woche für Woche, Monat für Monat Memoranden verfassen, Stellungnahmen austauschen und Konferenzen abhalten, töten die Nazis Männer, Frauen und Kinder.»

Doch die britische Regierung liess sich durch diese Tatsache nicht umstimmen.

«Die einzige effektive Hilfe für die gemarterten Juden und, wie ich ergänzen darf, für alle leidenden Völker in Europa», erwiderte Eden, «ist ein Sieg der Alliierten.»⁸

Verhängung von Sanktionen. Feiner und Berman forderten eine Bestrafung derjenigen Polen, die Juden erpressten, denunzierten oder ermordeten.

«Bis hin zu Exekutionen», erklärte Karski dem Oberbefehlshaber der polnischen Streitkräfte und Ministerpräsidenten der Exilregierung, General Wladyslaw Sikorski. «Die Identität der Schuldigen und die Art ihrer Verbrechen sollten in der Untergrundpresse veröffentlicht werden.»

Fünf Monate später, als 90 Prozent der polnischen Juden bereits tot waren, erliess die Exilregierung folgendes Dekret: «Einige ehr- und gewissenlose Individuen aus kriminellen Kreisen haben eine neue, verwerfliche Profitquelle entdeckt, indem sie Polen, die Juden Unterschlupf gewähren, und Juden selbst erpressen. ... Jeder Fall einer solchen Erpressung wird angezeigt und mit aller Schärfe des Gesetzes verfolgt.»⁹

Das Dekret wurde in der Untergrundpresse publiziert und im Rundfunk verlesen. Elf Polen wurden schliesslich wegen Verfolgung von Juden angeklagt und hingerichtet. Wie viele ohne Prozess erschossen wurden, ist nicht bekannt.

Lösegeld für Juden. Feiner und Berman verlangten von den Alliierten, in Berlin auf Freilassung von Juden zu drängen, selbst wenn dies Freikaufen bedeutete. Karski trug die Forderung dem für Geheimoperationen verantwortlichen Kriegsminister Lord Selborne vor. Dieser lehnte den Vorschlag jedoch kategorisch ab, wobei er andeutete, dass er die Greuermeldungen aus Europa überwiegend für jüdische Propaganda hielt – ungeachtet der Tatsache, dass Karski ein katholischer Augenzeuge war. Selborne argumentierte, dass kein Premierminister oder Kabinett jemals dem Plan zustimmen werde, Juden freizukaufen – selbst wenn es sich dabei um Frauen und Kinder handle, da man sich mit einem solchen Schritt dem Vorwurf aussetze, Hitler das Töten weiterer britischer Soldaten und die Verlängerung des Krieges zu ermöglichen.

Auch das Britische Flüchtlingskomitee wies «jeden Versuch der Zusammenarbeit mit Hitler» zurück, und der alliierte Kriegsrat weigerte sich, in direkte Verhandlungen mit den Deutschen zu treten.¹⁰

Exkommunikation. Die beiden Warschauer Juden beauftragten Karski, den polnischen Präsidenten darum zu bitten, sich an Papst Pius XII zu wenden. «Die polnischen und die nach Polen deportierten europäischen Juden fühlen sich berechtigt, aus humanitären und religiösen Gründen den Schutz des Vatikan erwarten zu dürfen», erläuterte Karski dem polnischen Präsidenten. «Öffentlich verkündete kirchliche Sanktionen könnten Wirkung beim deutschen Volk zeigen. Selbst der getaufte Katholik Hitler würde dadurch vielleicht zum Nachdenken gezwungen.»

Kurz nach Karskis Besuch bei Präsident Raczkiewicz übergab der polnische

Botschafter beim Heiligen Stuhl dem aussenpolitischen Sprecher des Vatikans eine offizielle Note, die nachdrücklich darauf hinwies, dass «die Deutschen im Begriff sind, die gesamte jüdische Bevölkerung Polens zu liquidieren».

Präsident Raczkiewicz schrieb ausserdem einen persönlichen Brief an den Papst: «In diesem tragischen Augenblick kämpft mein Volk nicht nur um seine Existenz, sondern auch um alle Werte, die ihm heilig sind», hiess es in dem Schreiben. «Die Menschen wollen keine Rache, sondern Gerechtigkeit. Sie bitten nicht um materielle oder diplomatische Hilfe; denn sie wissen, dass eine solche Hilfe nur in sehr geringem Umfang möglich wäre. Aber sie bitten um eine Stimme, die sich klar und deutlich gegen das Böse erhebt und die dafür Verantwortlichen verdammt.»¹¹ Die Bitte überraschte Pius XII nicht; diplomatische Vertreter der Vereinigten Staaten, Englands, Brasiliens, Uruguays, Kubas, Perus und acht besetzter Länder hatten den Papst bereits aufgefordert, die Nazi-Gräueltaten zu verurteilen. Und die Tatsache, dass die Deutschen dabei waren, die polnischen Juden abzuschlachten, war ebenfalls keine Neuigkeit. Niemand war besser über die Lage der europäischen Juden informiert als der Heilige Stuhl; denn durch sein Diplomatisches Corps aus Nuntien und apostolischen Gesandten verfügte der Vatikan über Beobachtungsposten in allen besetzten, alliierten und neutralen Grossstädten – Athen, Berlin, Bukarest, Budapest, Bratislava, Bern, Istanbul, Lissabon, London, Madrid, Paris, Sofia, Vichy und Washington. Bern und London kam besondere Bedeutung zu, da die Schweiz ein neutraler Hafen mitten in Europa und England der Sitz der Exilregierungen war.

Im März 1942 (neun Monate vor Karskis Ankunft in London) wies der päpstliche Nuntius im slowakischen Bratislava den Vatikan darauf hin, dass die Deportation von 80.000 Juden nach Polen unmittelbar bevorstehe.

«Es ist davon auszugehen, dass einem Grossteil von ihnen der Tod gewiss ist», schrieb der päpstliche Nuntius an den Vatikan.

Der Papst sprach keine öffentliche Verurteilung aus; stattdessen versuchte der Vatikan, über den mit den Nazis sympathisierenden Präsidenten Dr. Josef Tiso, einem katholischen Priester, im geheimen zu intervenieren. Dies führte jedoch nur zu einem mehrwöchigen Aufschub der Deportationen. Schliesslich wurden 70.000 slowakische Juden in Polen vergast, ein Drittel davon in Sobibór.

Zur gleichen Zeit, als der Nuntius in Bratislava seine Berichte an den Vatikan schickte, traf sich der Nuntius in Bern mit Riegner. Der Vertreter des Jüdischen Weltkongresses übergab dem Geistlichen eine detaillierte schriftliche Dokumentation über die Ermordung der europäischen Juden generell und die Situation der slowakischen Juden im Besonderen. Riegner bat den Vatikan dringend um Intervention. Der Nuntius erklärte, Rom bereits informiert zu haben, und versprach, dies erneut zu tun.

Im August (drei Monate vor Karskis Ankunft in London) teilte der päpstliche Nuntius in Frankreich dem Vatikan mit, die Franzosen glaubten nicht, dass die nach Polen deportierten Juden tatsächlich, wie von den Deutschen und der Vichy-Regierung behauptet, in Arbeitslager interniert würden, da es sich bei den meisten um Kleinkinder, Alte und Kranke handele.

Im September (als Karski das Vernichtungslager besuchte) hatte Myron Taylor, Roosevelts persönlicher Gesandter beim Heiligen Stuhl, dem Vatikan die Telegramme von Riegner und Lichtheim vorgelegt und um Bestätigung und weitere Information gebeten. Nach langer Verzögerung erklärte der Vatikan, den Inhalt nicht bestätigen zu können. Später spielte eine andere Quelle aus dem Vatikan dem amerikanischen Aussenministerium jedoch einen Bericht zu, in dem es unter anderem hiess:

«Die Massenvernichtung der Juden geht weiter. ... Sie werden mit Gas in speziell für diesen Zweck präparierten Kammern getötet... und durch Massenerschiessungen, nach denen die Toten zusammen mit den Sterbenden mit Erde zugeschüttet werden. ... Überall sieht man Kolonnen von Juden, die in den Tod geführt werden.»¹²

Papst Pius XII vermied sorgfältig jede öffentliche Stellungnahme und versprach, das Thema in seiner Weihnachtsbotschaft an die Welt anzusprechen.

Kapitel 13

Winter 1942-1943

Kommandant Reichleitner untersagte dem Personal von Sobibór, Gold aus den Transporten zu stehlen. Das Gold gehöre dem Reich, erklärte er. Um Reichleitners Verfügung zu umgehen, ernannte Wagner Shlomo pro forma zum Leiter der Schlosserei und befahl ihm, nachts weiterhin Schmuck für ihn – und nur für ihn – anzufertigen. Da Wagner Shlomos Verwandte längst als Schwindler verdächtigte, entfernte er Jankus und Nojeth aus der Werkstatt. «Keine Goldschmiede», lautete seine knappe Begründung.

Shlomo war verzweifelt. Er hatte zwar noch seinen Bruder Moses, war sich jedoch sicher, dass sein Neffe und sein Vetter, für die er sich verantwortlich fühlte, ins Lager III gebracht worden waren.

Doch als die Arbeiter am Abend aus Lager II zurückkehrten, befanden sich auch Nojeth und Jankus in der Kolonne. Sie grinsten, als hätten sie gerade einen geräucherten Hering verspeist, denn Wagner hatte beiden leichte Arbeit zugewiesen. Jankus hatte er zu seinem persönlichen Burschen gemacht – dafür zuständig, ihm das Bad einzulassen, die Stiefel zu polieren und das Zimmer sauber zu halten. Nojeth schickte er auf die Jagd nach Gold. Im Lager II stapelten sich Berge von Spielzeug, Küchenutensilien und kleinen Schatullen. Nojeth musste alle diese Gegenstände auf Geheimfächer oder doppelte Böden hin untersuchen und darin verstecktes Gold und Geld einsammeln.

Shlomo nutzte seinen Posten als Werkstattleiter zu seinem persönlichen Vorteil. Er teilte sich selbst zur Überprüfung und Reinigung der Holzöfen und Rohre im gesamten Lager ein. Diese Arbeit ermöglichte es ihm, sich stundenlang zu verdrücken, um auszuruhen. Als nächstes übernahm er die Reinigung der Gewehre der Ukrainer. Auf diese Weise konnte er sich für seine geplante Flucht jedes Detail über Waffen einprägen und mit den Wachleuten ins Gespräch kommen. Bald betrieb er einen schwunghaften Handel, indem er einen Teil des Goldes, das Nojeth abends einschmuggelte, gegen Wurst, Huhn und Wodka tauschte. Shlomo war inzwischen so trink-

fest wie jeder Ukrainer; der Wodka liess ihn für ein paar Stunden seine Angst, seinen Zorn und seinen Hass vergessen.

Da Shlomo kein echter Mechaniker war, schickte ihm Wagner zu seinem Schutz Schweisser, Schmiede, Spengler und Elektriker – polnische, deutsche, österreichische und französische Juden. Ein Schlosser baute aus einem alten Dreiradkarren ein Kinderfahrrad. Wagner war so begeistert davon, dass Shlomos Mannschaft bald Aufträge für ein Dutzend erhielt. Die Deutschen wollten sie ihren Kindern nach Hause mitbringen. Ein Schmied konstruierte aus alten Fahrradteilen eine Feuerstelle mit Rauchfang und brachte Shlomo die Kunst des Schweissens bei. Um Kommandant Reichleitner noch besser zu täuschen, bezeichnete Wagner den Goldschmied fortan als «Spengler». Nachts arbeitete Shlomo an Ringen und Armbändern für Wagner. Eines Tages tauchte in der Schlosserei ein neuer Nazi auf – ein dicker Mann in den Vierzigern mit pausbäckigem, gerötetem Gesicht. Die Juden nannten ihn den «Roten Kloss».¹ Der Neue hatte von Shlomos heimlicher Tätigkeit gehört und bestellte einen protzigen Goldring bei ihm.

«In drei Tagen», befahl er.

«Das darf ich nicht», protestierte Shlomo, «nicht ohne Erlaubnis von Herrn Oberscharführer Wagner.»

«Ich gehe in vier Tagen in Urlaub», erwiderte der dicke Nazi. «Mein Ring in drei Tagen.»

Als Bestechung stellte er eine halbvolle Flasche Wodka auf den Tisch. Da Shlomo im Zweifelsfall lieber den «Roten Kloss», den er nicht kannte, verärgern wollte als Wagner, den er nur zu gut kannte, entschloss er sich, den Auftrag nicht auszuführen.

«Ist der Ring fertig?» fragte der «Rote Kloss» am dritten Tag. Der Bernhardinermischling Barry stand neben ihm.

«Nein, ich ...»

Schweigend verliess der Nazi die Werkstatt, ohne Shlomo den Satz vollenden zu lassen. Barry trottete an der Seite seines Herrn hinaus. Der «Rote Kloss» baute sich in der Mitte des Platzes auf, blies wie wild in seine Trillerpfeife und brüllte: «Alle raus! Faule Judenhunde! Raus!» Die Juden strömten aus den Werkstätten von Lager I und traten in Reih und Glied an, als handele es sich um einen Appell. Alle hatten Angst, denn die Nazis unterbrachen die Lageroutine gewöhnlich nicht ohne Grund.

«Leibesübungen», ordnete der «Rote Kloss» an, worauf die Juden Liegestütze, Kniebeugen und Sprints absolvieren mussten. Während sie keuchten und stöhnten, schoss der Nazi wahllos in der Gegend herum, um sie zu erschrecken. Dann beendete er das Spektakel mit einem Pfiff, stapfte zu Shlomo hinüber und versetzte ihm einen kräftigen Tritt in den Hintern.

«Lauf!» befahl er. «Lauf!»

Shlomo war noch keine 30 Meter weit gerannt, da sprang ihn Barry von hinten an und riss ihn zu Boden. Shlomo wehrte sich so gut er konnte, während sich der Hund in seine Hosen verbiss. Shlomo sah sein Ende nahen. Er lag am Boden, Barry war hungrig, die anderen Häftlinge konnten nicht helfen, und der «Rote Kloss» lachte.

Doch bevor der Hund den Goldschmied zerfleischen konnte, tauchte Wagner plötzlich auf und piffte Barry zurück, worauf dieser sofort von seinem Opfer abliess.

«Zurück an die Arbeit!» ordnete Wagner an und klopfte dem «Roten Kloss» freundschaftlich auf die Schulter. Arm in Arm spazierten die beiden Nazis durch das Tor, als sei nichts geschehen. Wenig später wurde der «Rote Kloss» versetzt. Er war zu weit gegangen. Er hätte beinahe den wertvollen Goldschmied getötet.

Die Begegnung mit dem eigenen Tod lehrte Shlomo eine Lektion: Er würde in Zukunft für jeden arbeiten, aber niemandem davon erzählen. Dummerweise beging er einen Fehler. Wagner hatte ein Medaillon bei ihm bestellt. Bevor Shlomo mit dem Schmuckstück fertig war, stapfte der grosse Österreicher zitternd vor Wut in die Werkstatt und brüllte: «Raus!» Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, stiess er Shlomo hinaus, zerrte ihn durchs Tor und dann Richtung Lager III. Shlomo durchforschte sein Gedächtnis danach, was er falsch gemacht haben mochte. Trotz seiner Angst brachte er stammelnd die Frage heraus: «Was? Was habe ich getan?»

«Mein Medaillon», zischte Wagner zwischen zusammengebissenen Zähnen. Ein paar Schritte vor dem grossen Tor zu Lager III warf sich Shlomo auf den Boden und klammerte sich an Wagners Hosenbein fest. Unter Tränen flehte er:

«Bitte, bringen Sie mich nicht dahin! Ich war einer der ersten Juden, die Sie ausgewählt haben. Sie werden Ihr Medaillon nie bekommen, wenn Sie mich da reinschicken.»

Wagner blieb wie angewurzelt stehen, als sei er selbst von seinem Handeln überrascht. Er musterte Shlomo von oben bis unten und löste sich mit einem Tritt aus der Umklammerung.

«Lauf zurück», forderte er ihn auf.

Von der Angst getrieben, dass Wagner seine Meinung wieder ändern werde, rannte Shlomo so schnell er konnte in die Werkstatt zurück. Als er durch die Tür stürmte, warf sich ihm Moses weinend in die Arme. Der Bub hatte geglaubt, er würde seinen Bruder nie Wiedersehen.

Obwohl Shlomo froh war, dass er noch lebte, ergriff ihn nacktes Entsetzen. Warum? Was hatte er falsch gemacht? Falls es ihm nicht gelang, die Ursache zu finden, würde er denselben Fehler wieder begehen, und das nächste Mal würde Wagner keine Gnade walten lassen.

Shlomo ruhte nicht, bis ihm endlich die Antwort dämmerte: Er hatte sein

eigenes Geheimhaltungsgesetz gebrochen und Itzhaks Freund Szol, dem Leiter der benachbarten Schusterwerkstatt, das Medaillon gezeigt.

Szol wiederum hatte Wagner gegenüber unbedacht geäußert, dass das Medaillon, das der Spengler mache, sehr schön sei. Wagner befürchtete, dass Reichleitner davon erfahren könne.

Diese zweite Begegnung mit dem eigenen Tod festigte Shlomos Entschluss, aus Sobibór zu fliehen. Im Übrigen tuschelten die in der Schlosserei beschäftigten Juden bereits den ganzen Winter über eine mögliche Flucht. Es begann mit einem französischen und einem polnischen Juden, die Wagner zu Shlomos Unterstützung eingestellt hatte. Der französische Jude, ein älterer Mann, hatte im Spanischen Bürgerkrieg gegen die Faschisten gekämpft. In seinem Bein steckte noch eine Kugel, und an feuchten Tagen hinkte er, von Schmerzen geplagt, durch die Werkstatt. Der polnische Jude war in den Parzew-Wald entkommen, später jedoch von den Nazis gefasst und nach Sobibór transportiert worden.

«Flieh!» drängten sie Shlomo immer wieder. «Flieh!»

«Wie?» erwiderte der gewöhnlich. «Im Schnee? Lasst uns bis zum Frühling warten.»

«Feigling», nannten ihn der französische und der polnische Jude dann, oder «Schwächling».

«Ohne einen Plan?» argumentierte Shlomo. «Jetzt noch nicht. Sie bringen uns alle um.»

Schliesslich einigten sich die Drei darauf, bis zum Frühling zu warten und bis dahin in der Werkstatt vorsichtig mit ihren Äusserungen zu sein. Polnische Juden, wie Shlomo, trauten den deutschen und österreichischen Juden nicht. Nicht dass es hierfür einen bestimmten Grund gegeben hätte – sie misstrauten ihnen eben einfach.

Shlomo forderte Nojeth auf, so viel Gold zu horten, wie er ohne allzu grosses Risiko stehlen könne, damit man nach der Flucht bei polnischen Bauern Nahrungsmittel kaufen könne. Dann wandte Shlomo seine Gedanken einer anderen Flucht zu ... Frauen.

Zusätzlich zu den rund 100 männlichen Arbeitsjuden suchten die Nazis in Sobibór 20 Frauen aus den Transporten heraus, die zum Stricken, Nähen, Kochen, Waschen, Bügeln und Kleidersortieren eingesetzt wurden. Männer und Frauen schliefen in getrennten Baracken. Unter den weiblichen Arbeitskräften befanden sich auch Esther und Hella, Eda und Bajle. Esther Turner hatte vor dem Krieg in Chelm gelebt. Ihr Vater und ihr Bruder Idel waren bereits kurz nach der Invasion der Deutschen verhaftet worden. Der Vater wurde von den Nazis erschossen; Idel konnte mit einer Kugel im Fuss entkommen. Als die Nazis Chelm in ein Ghetto verwandelten, zogen Esther und ihre Familie zu Verwandten ins benachbarte Siedlce. Noch war man dort sicherer, aber die Ruhe währte nur kurz. Im Herbst 1942 räumten die Nazis die Stadt. Kräftige Bewohner wurden in ein Arbeitslager nach Staw verschleppt, alle übrigen nach Sobibór.

Esthers Mutter versteckte sich tagelang, bis sie das Leben auf Speichern und in Kellern – ohne Mann, von Kindern und Freunden getrennt – nicht mehr ertrug. Eines Tages verliess sie das Ghetto und ging zum Friedhof, wo sie von den Nazis erschossen wurde.

Esther war eine hübsche, schlanke junge Frau von 17 Jahren mit kastanienfarbenem, zu langen Zöpfen geflochtenem Haar, braunen Augen und einem selbstbewussten Lächeln. Hunger, Erschöpfung und Furcht hatten ihrem Gesicht jedoch ein blasses, leicht gelbliches Aussehen verliehen, so dass sie im Arbeitslager Staw abgelehnt wurde. Esther wusste, dass dies ein schlechtes Vorzeichen war.

Bevor sie die Deutschen nach Sobibór weiterschicken konnten, sah Esther eine katholische Schulfreundin aus Chelm, die sich ausserhalb des Lagers mit ihrem Freund unterhielt.

«Schau, was sie mir angetan haben», rief Esther, zu verstört, um irgendwas zu ihrer Rettung sagen oder unternehmen zu können.

«Komm», forderte die Freundin sie auf. «Nimm dein Kopftuch ab.» Das Mädchen führte Esther ans Ende der Schlange kräftiger junger Arbeiter, glättete Esthers Haar und tupfte ihr etwas Rouge auf die Wangen. «So. Versuch, gesund und stark zu wirken!»

Das gelang Esther; die Nazis akzeptierten sie. Tagsüber arbeitete sie in den Feldern, nachts schlief sie in einer als Gefängnis dienenden alten Fabrik. Ihrem Bruder Idel gelang eines Nachts die Flucht. Als sie nichts von ihm hörte – es war nicht schwierig, Nachrichten per Flüsterpropaganda weiterzugeben –, vermutete sie, dass Idel von den Nazis erschossen worden war.

Die Gnadenfrist in Staw währte nur kurz; im Winter liquidierten die Nazis das Arbeitslager – gemäss Himmlers Befehl, Ostpolen bis Ende 1942 «judenrein» zu machen. Esther, Hella und 800 weitere Juden wurden auf Pferdefuhrwerke verladen. Bewaffnete Ukrainer bewachten die Karren; berittene Deutsche mit Maschinenpistolen flankierten die Wagenkolonne. Hella Felenbaum war ein zierliches, 16-jähriges Mädchen mit blondem Haar und braunen Augen, das man leicht für eine Polin halten konnte. Hellas Eltern waren bereits nach Sobibór deportiert worden. Ihre beiden Brüder sassen auf demselben Pferdekarren wie sie. Als die Wagenkolonne an einem Wald vorbeizog, nickte ihr der 18-jährige Bruder zum Abschied zu und sprang; der einjährige Bruder folgte ihm. Die Nazis mähten den Kleinen nieder, bevor er den schützenden Waldrand erreichen konnte. Der ältere Bruder versteckte sich im Unterholz, wurde jedoch später gefasst und erschossen.

Wagner empfing die Wagenkolonne in Sobibór.

«Sechs Strickerinnen», rief er, während er die Reihe der Frauen abschritt. Mira trat vor; da sie an der polnisch-deutschen Grenze geboren war, sprach sie fliessend Deutsch. Dies schien Wagner zu beeindrucken. «Such noch sechs aus», forderte er sie auf.

Mira wählte Hella, übergibt jedoch Esther. Esther spürte, dass sie handeln musste, wenn sie überleben wollte.

«Was ist mit mir?» rief sie mit piepsiger Stimme. «Ich bin gut.»

«Die auch», befahl Wagner.

Wagner teilte den Strickerinnen eine eigene Baracke zu, brachte ihnen Wolle aus den Transporten und beauftragte sie, Kniestrümpfe und Pullover zu stricken. Um zu verhindern, dass sich Läuse in den Wollsachen einnisten und auf die Deutschen übertragen wurden, liess Wagner die Strickerinnen in derselben Baracke arbeiten und schlafen, damit sie nicht mit den anderen verlausten Häftlingen in Berührung kamen. Ausserdem erhielten die Frauen ausreichend frisch gewaschene Kleidung, Seife und Wasser, um sich rein zu halten. Esther und Hella verbrachten den ganzen Winter mit Stricken.

Eda und Bajle wohnten in einer Baracke mit zehn weiteren Frauen, die wie sie in der Wäscherei oder in der Küche beschäftigt waren. Die Wäscherinnen mussten Unterwäsche und Socken der Nazis auf Waschbrettern schrubben, in grossen schwarzen Kesseln auf Holzöfen kochen und in dem kalten Wasser spülen, das sie aus einem Brunnen im Vorlager schöpften. Nach dem Trocknen wurde die Wäsche mit Eisen, die mit glühender Kohle gefüllt waren, gebügelt. Hinzu kam das regelmässige Aufbügeln der Uniformen. Es war eine anstrengende Arbeit.

Eda war Mitte 20, frisch verheiratet und fast am selben Tag verwitwet. Ihr Mann war kurz vor ihrem Abtransport nach Sobibór von den Nazis erschossen worden. Als Eda einsam und verloren in der Kolonne vor dem Tor zu Lager III stand, kam Wagner auf sie zu.

«Beruf?» fragte er.

«Kindergärtnerin», antwortete Eda wahrheitsgemäss.

Der Österreicher lachte schallend. «Ab in die Wäscherei!»

Neben Eda wählte er auch Bajle und eine weitere Frau aus demselben Transport aus. Bajle war etwa im gleichen Alter wie Eda und ebenso naiv. Ihr Mann und ihr Sohn waren durch das grosse Tor zu Lager III marschiert, und sie machte sich Sorgen um die beiden. Der erste Jude, den Bajle in Sobibór kennenlernte, war Shlomo, und der brachte ihr im Lauf der nächsten Tage schonend, Stück für Stück, die Wahrheit über Sobibór bei.

«Das ist ein Arbeitslager», sagte er am ersten Tag. Das Personal sei zwar grob und gemein, die Arbeit jedoch erträglich. Bajle wirkte erleichtert, sogar beruhigt. Nachdem sie den ersten Schock der Trennung von Mann und Kind überwunden zu haben schien, eröffnete ihr Shlomo, dass sie mit dem Schlimmsten rechnen müsse und sich über nichts wundern dürfe, was sie vielleicht sehe oder höre. Als sich Zweifel und Furcht in ihren melancholischen Augen zeigten, erzählte Shlomo ihr die ganze Wahrheit. Bajle war eine starke Frau, die allmählich ihr inneres Gleichgewicht wiederfand, als sie die Realität zu akzeptieren lernte. Im Gegensatz zu Shlomo war Bajle

nicht von Bitterkeit, Zorn oder Rachedgedanken erfüllt. Sie zog sich in einen Kokon aus Traurigkeit und Apathie zurück.

Die Frauenbaracken waren trostlose Orte. Im Gegensatz zu den Männern sprachen die Frauen nicht über Flucht und Rache, sondern schwelgten in Erinnerungen an Eltern, Ehemänner, Kinder, Verlobte; und je mehr sie darüber redeten, desto elender fühlten sie sich. Manchmal verloren sie sich auch in romantischen Zukunftsphantasien – Träume von einer Rettung durch kühne Partisanen, die Geleise und Zäune sprengten, Nazis und Ukrainer töteten und die Gefangenen befreiten; von Nazis, die auf der Flucht vor den Russen die Wachtürme aufgaben und das Haupttor offen liessen; oder vom Zusammenbruch des Dritten Reiches nach der Bombardierung Berlins durch Flugzeuge der Alliierten.

«Mach dir keine Illusionen», pflegte dagegen Esthers Freundin Zelda zu sagen. «Früher oder später landen wir doch alle in der Bratpfanne.» Esther vertraute jedoch fest darauf, dass sie niemals in der «Bratpfanne» – wie die Frauen die Gaskammer nannten – enden würde. Ein Freund hatte ihr in Staw einmal prophezeit: «Esther, mein Gefühl sagt mir, dass du überleben wirst. Sollte es dir gelingen, klopfe an meinen Grabstein. Dann weiss ich, dass die Deutschen den Krieg verloren haben.»

Esther glaubte ihm und klammerte sich an ihre Hoffnung und an ihren Gott. Sie stammte aus einer frommen Familie, und jedes Mal, wenn die Frage an ihr nagte, wie Gott es zulassen konnte, dass Kinder starben, verdrängte sie sie. Glaube bedeutete für Esther, Gottes Weisheit und Gnade niemals in Frage zu stellen oder anzuzweifeln.

Ihre Frömmigkeit hinderte Esther jedoch nicht daran, die Nazis zu hassen. Eines Tages traf ein Transport in Sobibór ein, als sie gerade das an den Geleisen gelegene Offiziersquartier «Fröhliche Herberge» putzte. Hinter einer Gardine versteckt, beobachtete Esther, wie Frenzel ein Baby an den Füßen packte, es mit dem Kopf gegen den Wagon schleuderte und es anschliessend in die Lorenbahn warf wie eine tote Ratte. Die Szene verfolgte sie. Wie konnte ein menschliches Wesen so etwas tun? Dachten die Nazis niemals an ihre eigenen Frauen und Kinder? Welche Monster waren das? Je öfter der Mord wie ein Horrorfilm vor ihren Augen ablief, desto stärker wurde ihr Hass.

Um zu überleben, befolgte Esther zwei Grundregeln: Versuch, niemals aufzufallen, und verlieb dich nicht. Gefühle bedeuteten ein zusätzliches Risiko; man müsste an zwei Menschen denken. Esther wusste, dass es sie schon genug Mühe kosten würde, sich um ihr eigenes Überleben zu kümmern. Deshalb freundete sie sich zwar mit einer kleinen Gruppe polnischer Juden an, ging aber keine emotionalen Bindungen ein.

Wagner ernannte Eda zur Vorsteherin der Baracke, in der auch Bajle und die anderen Wäscherinnen und Köchinnen schliefen. Eda führte ein strenges Regiment, aber doch wieder nicht streng genug, um nicht empfänglich für romantische Gefühle zu sein. Sie verliebte sich in Itzhak, den Schuster. Beide

waren schüchtern und zurückhaltend. Sie hatte gerade ihren Mann verloren, er Frau und Sohn. Ihre Liebe wuchs langsam. Sie stahlen Lebensmittel füreinander, assen zusammen und unterhielten sich auf dem Hof von Lager I miteinander. Itzhak begann, Beschützergefühle zu entwickeln; bald schaute er regelmässig in der Wäscherei vorbei, um sich nach Edas Befinden zu erkundigen – fast so, als sei sie seine Frau. Eines Tages erwischte er einen Ukrainer dabei, wie dieser Eda schlug. Der Wachmann hatte eine Uniform gebracht, die er bis zum folgenden Nachmittag um fünf gewaschen und gebügelt haben wollte. Eda erklärte ihm, dass sie es bis dahin nicht schaffe. Genau in dem Augenblick, als der «Schwarze» Eda zu ohrfeigen begann, tauchte Itzhak auf. Ohne zu zögern, griff er dem Ukrainer in den Arm. «Schämst du dich nicht, eine Frau zu schlagen?» fuhr er den Mann an. «Sie arbeitet hart für euch.»

Itzhak wartete auf die fälligen Peitschenhiebe, doch der Ukrainer – im Allgemeinen ein anständiger Typ – beruhigte sich und stapfte, eher verlegen als wütend, davon.

Die Liebe zwischen Eda und Itzhak war ein offenes Geheimnis in Sobibór. Weil beide jedoch schüchtern waren und der Schmerz noch zu frisch war, schliefen sie nie miteinander.

Shlomo hingegen war in dieser Beziehung weniger zaghaft. Er verliebte sich in Bajle und war fest entschlossen, sie zu erobern. Die beiden wurden enge Freunde, und Shlomo machte häufig in der Küche halt, um mit Bajle zu reden und sie aufzuheitern. Sie genoss seine Liebenswürdigkeit und bewunderte seine Offenheit und seinen praktischen Verstand. Er mochte ihre Sanftheit und ihre Sinnlichkeit. Bajle gestand ihm, dass sie sich keine Illusionen über die Zukunft mache, sondern fest damit rechne, wie ihr Mann und ihr Kind in Lager III zu sterben. Es sei ihr jedoch egal, erklärte sie, es gäbe ohnehin niemanden und nichts mehr, wofür es sich zu leben lohne; alles komme ihr sinnlos vor.

Shlomo dachte ständig an Bajle. Er sei zu jung für sie, sagte er sich selbst; zu unerfahren. Wie konnte er ihr seine Liebe gestehen und sie bitten, seine Geliebte zu werden? Sie bewegte sich am Rand völliger Apathie. Hatte sie nicht gerade einen Mann verloren? Warum sollte sie ihn akzeptieren? Aber vielleicht war Shlomo der Goldschmied gerade derjenige, den sie brauchte, um wieder zu leben!

Es war für Shlomo nicht leicht, unter der Peitsche der Nazis zum Mann zu reifen. Ghettos, Hunger, Schrecken, Tod und Überlebenskampf waren alles, was er seit seinem zwölften Lebensjahr kennengelernt hatte. Das Bedürfnis nach einer Frau war für Shlomo Teil des Überlebens, denn die permanente Todesdrohung machte Sex umso wichtiger für ihn.

Shlomo hatte seine Unschuld auf jener Kartoffelfarm bei Wolwonice verloren, wo er für den alten deutschen Soldaten Schmuck anfertigte. Die leidenschaftlichen Umarmungen, der heisse Atem des Mädchens hatten ihn mehr

erregt, als er sich je hätte ausmalen können. Für ein paar Augenblicke hatte er alles um sich herum vergessen; es gab keine Nazis und keinen Krieg mehr, keinen Hunger, keinen Hass, keinen Tod – nur ihn und sie und ihre vereinten Körper. Die Erinnerung an ihren letzten Kuss hellte seine Träume auf.

Shlomo wollte jene Momente der Hingabe und des Vergessens wieder einfangen; der Angst und dem alle anderen Gefühle abtötenden Hass entfliehen, und sei es nur für Minuten. Er musste Sobibór entfliehen, sonst würde er verrückt werden.

Eines Tages traf er Bajle allein in der Küche an.

«Wo sind die anderen?» fragte er.

«Sich waschen», antwortete sie.

Er küsste sie auf die Wange und erklärte ihr ohne Umschweife, dass er sie begehre.

Bajle lächelte auf die ihr eigene, traurig-melancholische Weise. «Du bist viel zu jung. Warum fragst du nicht eins der Mädchen?» Shlomo war irritiert, fasste sich jedoch schnell wieder.

«Weil ich dich mag», gestand er.

Bajle schien geschmeichelt, und bevor sie ein zweites Mal widersprechen konnte, ergänzte er: «Wenn ich niemals einen Apfel gegessen hätte, würde ich sicher keinen grünen probieren wollen.»

Bajle errötete. «Ich bin verheiratet. Du hältst dich besser von mir fern. Sie haben ihn umgebracht – meinen Mann.»

Shlomo spürte Bajles Widerstand schmelzen.

«Sie werden uns alle töten, bevor sie hier fertig sind», sagte er.

In einer Ecke seiner Werkstatt auf einem Bett aus Decken liebten sie sich. Im Lauf der Wintermonate wurden sie ein Paar. Er beschützte sie. Sie wusch seine Kleidung und brachte ihm Essen. Und während die anderen Frauen über Familie und Ehemann sprachen, die Männer über Flucht und Rache, versuchten Bajle und Shlomo zu vergessen.

Kapitel 14

Winter 1942-1943

Im Winter 1942/43 trafen nur noch sporadisch Transporte in Sobibór ein. Die meisten polnischen Juden waren bereits tot, und die Nazis benötigten die Züge, um Soldaten und Material an die Ostfront zu befördern, wo die Wehrmacht ums Überleben kämpfte. Aufgrund der langen Pausen zwischen den Transporten und der Isolation in dem eingeschnittenen Lager waren die Nazis gelangweilt und extrem reizbar. Ihre schlechte Stimmung liessen sie an den Juden aus.

SS-Scharführer Paul Groth erfand kleine Spiele. Er liess sich wie ein König auf den Schultern von vier Juden auf dem Hof herumtragen, wobei er brennende Papierfetzen auf deren Köpfe warf. Oder er befahl Häftlingen, mit Schirmen in der Hand von Dächern zu springen; wer sich dabei den Knöchel verstauchte oder ein Bein brach, wurde im Lager III erschossen. Mit besonderem Vergnügen veranstaltete Groth Auspeitschorgien, bei denen er die Juden durch ein Spalier peitschenschwingender Ukrainer Spiessrutenlaufen liess. Oder er zwang einen schwächlichen Häftling, innerhalb weniger Minuten eine Flasche Wodka in einem Zug zu leeren und zwei Pfund Wurst hinunterzuschlingen. Anschliessend riss er dem Juden den Mund auf, urinierte hinein und lachte schallend, wenn sich das Opfer in den Schnee erbrach.

Der Nazi mässigte sich kurzfristig, als mit einem Transport aus Wien drei hübsche junge Jüdinnen in Sobibór eintrafen. Groth nahm sich eine von ihnen als Dienstmädchen und Geliebte. Der ewig betrunkene SS-Scharführer Paul schmuggelte die beiden anderen in die «Fröhliche Herberge» ein. Groth verliebte sich in die dunkelhaarige Ruth; um ihr einen Gefallen zu tun – so schien es zumindest – hörte er auf, andere Juden zu quälen. Doch die Atempause war nur von kurzer Dauer. Es versties gegen den SS-Kodex, denn es galt als Schändung der Herrenrasse, ein Verhältnis mit einer Jüdin zu haben. Himmler kannte in diesem Punkt kein Pardon. Kommandant Reichleitner liess Groth und Paul versetzen, während beide wegen Urlaubs abwesend waren. Groth landete schliesslich in Belzec.

Die Juden in Sobibór waren erleichtert, die beiden Nazis los zu sein; doch Groth und Paul wurden schnell ersetzt, und das Leben nahm wieder seinen

gewohnten Lauf. Die langen Wintertage machten auch Kurt Bolender und Erich Bauer zu schaffen. Da es im Lager III ohne Vergasungen kaum etwas zu tun gab, ertränkte Bauer seine Langeweile in Alkohol. Er richtete sich in seinem Zimmer im «Schwalbennest» seine Privatbar ein und liess sich von Juden Mixgetränke und Punsch kredenzen. Der gedrungene, nur 1.65 Meter grosse ehemalige Strassenbahnschaffner sass gewöhnlich in seinem Sessel vor einem Foto von seiner Frau und seinen Kindern und einem von Mord-echai gemalten Porträt von Hitler und betrank sich bis zur Besinnungslosigkeit. Wenn Häftlinge eine Flasche zerbrachen oder auch nur einen Tropfen Alkohol verschütteten, dann mussten sie den Fussboden mit der Zunge ab-lecken.

Bolender liess seine Wut an den zehn Juden aus, die die Kübel mit dem täglichen Einheitsfrass von Lager I zum Tor von Lager III brachten. Der Nazi befahl ihnen zu rennen, und falls die Juden von Lager III das Tor öffneten, bevor die aus Lager I verschwunden waren – was gelegentlich passierte –, erschoss Bolender die Essensträger. Seltsamerweise machten sich die Nazis immer noch vor, die Juden von Lager I wüssten nichts von den Vorgängen im Lager III; und dies sollte auch in Zukunft so bleiben. Die Nazis erfanden noch zahlreiche weitere grausame Spiele in jenem Winter. So schnürten sie zum Beispiel die Hosenbeine eines Häftlings unten fest zu und liessen oben eine Ratte in die Hose gleiten. Zuckte der Jude, wurde er erschossen. Gelegentlich rasierten sie zu ihrem Vergnügen einem Häftling eine Hälfte des Schädels, eine Hälfte des Bartes und eine Augenbraue. Oder sie liessen einen ausgemergelten, erschöpften Juden eine mit Sand gefüllte Schubkarre schieben, bis das Opfer zusammenbrach. Grosser Beliebtheit erfreuten sich auch die «Hahnenkämpfe», bei denen die Häftlinge mit hinter dem Rücken verschränkten Armen gegeneinander kämpfen mussten.

Ein Lieblingsspiel der SS war, eine Gruppe von Juden um einen Sarg zu versammeln, in den die Nazis einen als Chassiden gekleideten Häftling gelegt hatten. Dann sangen die Deutschen zu einer bekannten Melodie Ich bin ein Jude mit einer langen Nase, worauf der im Sarg Liegende «von den Toten auferstehen» und die Zeile wiederholen musste. Im Stil eines Psalmes fuhren die Nazis fort:

Oh Herr, wir bitten Dich, erhöre unser Gebet.

Mit den Juden mach ein Ende, den anderen den Frieden sende.

Die Juden mussten auf die Knie fallen und im Chor Amen, Amen anstimmen.

Aus purer Verzweiflung brüteten die Köche einen naiven Fluchtplan aus, der von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. In Sobibór arbeiteten 17 Personen als Köche – zwei in der Küche der SS, zwei in der der Ukrainer und 13 in der Häftlingsküche. Einer von ihnen, Hershel Zukerman, freundete sich mit dem Aufseher der Köche, dem Ukrainer Koszewardski, an, der Nazis hasste.

«Ich habe Freunde bei den russischen Partisanen», erzählte der Ukrainer dem Juden Zukerman. «Ich habe einen Plan, der uns alle befreien wird. In Chelm gibt es einen Arzt, der mit dem Untergrund zusammenarbeitet.»

Laut Plan sollte man sich zunächst bei diesem Arzt Gift besorgen. Drei bis vier Stunden vor dem angeblichen Vorstoss der Partisanen auf das Lager sollten die Köche das Essen der Deutschen und der Ukrainer vergiften; sobald die Russen am Waldrand auftauchten, könnten die Juden Sobibór dann ungehindert verlassen und sich den Partisanen anschliessen.

Alles ging schief. Zuerst erhielt Kommandant Reichleitner aus Lublin die Order, alle Juden aus den Küchen der SS und der Ukrainer zu entfernen. Offensichtlich hatten Häftlinge in einem anderen Lager versucht, ihre Wärter zu vergiften. Danach verschwand Koszewardski mit dem gesamten Geld, das ihm die Juden zum Kauf des Giftes und zur Bezahlung der Russen gegeben hatten, aus Sobibór. Zukerman und die anderen Eingeweihten vermuteten, dass der «Plan» dem Ukrainer von Anfang an nur als Vorwand zur persönlichen Bereicherung gedient hatte.¹

Die Folter, die Hoffnungslosigkeit und die quälende Ungewissheit, was als nächstes geschehen würde, welcher Tod sie wann erwartete, trieb viele ältere Juden an den Rand des Wahnsinns. Mindestens zehn der 100 männlichen Häftlinge begingen in jenem Winter Selbstmord, meist, indem sie sich an den Dachsparren der Baracken erhängten.² Andere, die Selbstmord für Sünde hielten oder nicht den Mut fanden, sich selbst zu töten, baten die Nazis darum, ins Lager III geschickt zu werden, oder täuschten eine Krankheit vor in der Hoffnung, dass man sie deshalb erschiessen würde.

Um Weihnachten erreichte der Schrecken seinen Höhepunkt. Über die Feiertage in Sobibór eingeschneit, verfielen die Nazis in Selbstmitleid. Zusätzlich stimmungsdrückend wirkte sich aus, dass sich die allgemeine Kriegslage für Deutschland seit September permanent verschlechtert hatte. In Afrika hatte General B.L. Montgomery bei El Alamein Generalfeldmarschall Erwin Rommel besiegt und befand sich mit seinen Panzern auf dem Vormarsch durch die Sahara. In Russland hielt die Rote Armee Leningrad, verhinderte einen Vorstoss der Deutschen auf Moskau und kesselte Hitlers Sechste Armee in Stalingrad ein.

Je schlechter die Dinge standen, desto exzessivere Fress- und Sauforgien feierten die Nazis von Sobibór in ihrer Kantine; und wenn sie dann betrunken genug waren, liessen sie die Juden mitten in der Nacht in klirrender Kälte zu Leibesübungen antreten.

Heiligabend war eine besonders schlimme Nacht. Während die Deutschen und die polnische Blaue Polizei den Parzew-Wald nach Juden durchkämmten und sich die Nazis in Sobibór unter den Kantineisch tranken und die Häftlinge im Schnee Liegestütze machen liessen, verkündete Papst Pius XII seine lange erwartete moralische Verurteilung von Kriegsverbren-

chen. In seiner 45-minütigen, einschläfernden Predigt an die Welt sprach der Papst vage von einem Gelübde, das die Menschheit «den Hunderttausenden von Menschen» schulde, «die ohne eigenes Verschulden, manchmal nur aufgrund ihrer Nationalität oder ihrer Herkunft, zum Tod oder einem langsamen Siechtum verurteilt sind».

Das war alles. Und obwohl zu jenem Zeitpunkt – laut eines offiziellen SS-Berichts³ – bereits 2,5 Millionen Juden «deportiert» worden waren, erwähnte der Papst in seiner Weihnachtsbotschaft das Wort «Jude» nicht einmal. Die alliierten, neutralen und besetzten Länder, die eine eindeutige moralische Verurteilung seitens des Vatikans erwartet hatten, waren schockiert. Der Papst hatte bei den Alliierten den Eindruck erweckt, dass seine Stellungnahme klar, deutlich und konkret ausfallen werde; stattdessen war sie schwach und ausweichend. Die Alliierten liessen es damit jedoch nicht bewenden, sondern gaben dem Papst eine zweite Chance. Unter Druck des Parlaments, der Kirchen und der Jüdischen Gemeinschaft schlug die britische Regierung den verbündeten Nationen die Verabschiedung einer gemeinsamen Erklärung vor, die die Verbrechen der Nazis an den Juden verurteilte. Doch die Vereinigten Staaten blockierten das Anliegen. Einige Politiker des US-Aussenministeriums argumentierten, Hitlers angeblicher Vernichtungsplan sei höchstens ein unbestätigtes Gerücht. Eine offizielle gemeinsame Erklärung könne die amerikanischen Juden dazu verleiten, Forderungen zu stellen, die eine Verlängerung des Krieges zur Folge haben würden. Die Befürworter der britischen Initiative argumentierten demgegenüber, dass die amerikanische Regierung mit schwerer Kritik von innen und aussen rechnen müsse, falls sich der Vernichtungsplan als Tatsache erweise und die Vereinigten Staaten nicht dagegen eingeschritten seien. Schliesslich einigte sich das US-Aussenministerium auf einen Kompromiss. Es erklärte sich zur Unterzeichnung der gemeinsamen Stellungnahme bereit, falls diese in einigen Punkten abgeschwächt würde.

Zwölf Regierungen und Exilregierungen stimmten schliesslich jener modifizierten Erklärung zu, die Mitte Jänner 1943 auf der Titelseite der *New York Times* erschien:

Die deutschen Behörden, denen es offensichtlich nicht mehr genügt, in all jenen Gebieten, auf die sich ihr barbarisches Regime erstreckt, Angehörigen der jüdischen Rasse die elementarsten Menschenrechte zu verweigern, sind inzwischen dazu übergegangen, Hitlers wiederholt betonte Absicht, die totale Vernichtung aller europäischen Juden, in die Tat umzusetzen.

Aus sämtlichen besetzten Ländern werden Juden unter brutalen, menschenunwürdigen Bedingungen nach Osteuropa transportiert. In Polen, das die Nazis zu ihrem Hauptschlachthof gemacht haben, werden aus den von den deutschen Invasoren etablierten Ghettos alle in der Kriegsindustrie verwendbaren Arbeiter systematisch entfernt. Von keinem der Abgeholt hat

man je wieder gehört. Die Leistungsfähigen werden in Arbeitslagern langsam zu Tode geschunden. Die Schwachen sterben an Kälte und Hunger oder werden bei Massenerschussungen niedergemetzelt. Die Zahl der Opfer dieser blutigen Greuelthaten wird auf viele hunderttausend vollkommen unschuldige Männer, Frauen und Kinder geschätzt.

Gestrichen aus dem Originaltext wurden auf Druck der Vereinigten Staaten die Formulierungen: «Es besteht kein Zweifel, dass die Deutschen systematisch Juden töten» und «ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht». Auf Weisung ihrer Aussenministerien versuchten sowohl der britische als auch der amerikanische Gesandte beim Heiligen Stuhl, den Papst zur Unterzeichnung der Erklärung zu drängen. Doch Pius XII lehnte ab. Nach Veröffentlichung der Note bemühten sich die Alliierten, den Papst zumindest zu deren Unterstützung zu bewegen. Die offizielle Antwort des Vatikan gegenüber dem Vertreter Grossbritanniens lautete, die Weihnachtsbotschaft des Papstes sei «klar und eindeutig in ihrer Verurteilung der erschütternden Behandlung von Polen, von Juden in besetzten Ländern und von Geiseln» gewesen. Der Vatikan betonte, der Papst habe «alle an ihn gerichteten Forderungen nach deutlicher Stellungnahme» erfüllt.⁴ Drei Wochen nach der gemeinsamen Erklärung der Alliierten besuchte Heinrich Himmler zum zweiten Mal Sobibór. Die Nazis hatten mit dem systematischen Abtransport der Juden aus den Niederlanden begonnen, und der Reichsführer-SS wollte sich persönlich vergewissern, dass Sobibór aufnahmebereit war.

Nachdem Himmler mit seinem Privatflugzeug auf einem Feld zwischen Lagerzaun und Nadelwald gelandet war, bereitete ihm Sobibór einen vergnüglichen Empfang. Kommandant Reichleitner hatte aus einem in der Nähe gelegenen Arbeitslager 200 jüdische Mädchen geholt – die hübschesten, die er finden konnte. Sie waren am Abend vor Himmlers Ankunft eingetroffen und hatten in einer leeren Baracke von Lager II geschlafen.

Als Himmler die Gaskammern inspizieren wollte, trieben die Nazis die nackten Mädchen durch die HIMMELFAHRTSSTRASSE. «Bademeister» Bauer wartete auf sie auf seinem üblichen Beobachtungsposten, dem Dach der «Duschen», in dem es Gucklöcher in die Kammern gab. Normalerweise trug der Berliner einen blauen Arbeitskittel, wenn er die Vergasungen überwachte, hatte an diesem Tag zu Ehren des Reichsführers-SS jedoch seine beste SS-Uniform angelegt.

Während Himmler dem Sterben der Mädchen zuschaute, bereitete der 15-jährige Moshe Bahir, der etwa zur gleichen Zeit wie Shlomo nach Sobibór gekommen war, in der Kantine Häppchen und Cocktails vor. Ein Nazi stürmte in die Kantine und verkündete begeistert: «Er kommt! Er kommt! Er bleibt zum Mittagessen!»

Moshe verdrückte sich, so schnell er konnte; er wusste, wenn man ihn bei

Ankunft der Gäste noch in der Kantine antraf, würde er erschossen werden. Mit pochendem Herzen raste er vom Vorlager zum Lager I. Weit und breit waren keine Juden in Sicht, da Wagner ihnen befohlen hatte, in den Baracken zu bleiben. Als Moshe das Tor zu Lager I erreichte, fand er es verschlossen. In einiger Entfernung sah er eine Gruppe von Besuchern bei der Besichtigung der Gebäude. Zum Glück für Moshe öffnete ein Ukrainer das Tor und liess den Bub ein. Bevor Moshe unentdeckt in eine Baracke schlüpfte, gelang es ihm noch, einen flüchtigen Blick auf den Reichsführer-SS zu werfen.⁵

Nach Himmlers Abreise aus Sobibór änderten die Nazis ihre Taktik im Verhalten gegenüber den Häftlingen. Die Arbeitsjuden wurden nicht mehr so leichtfertig umgebracht, da die Todesmaschinerie für die in Kürze erwarteten Holländer in Betrieb gehalten werden musste. Also taten die Nazis – im gegebenen Rahmen – alles nur Mögliche, um ihre Fachkräfte zu schützen. Sie gewährten den Kranken sogar eine Erholungsfrist von drei Tagen, statt sie sofort ins Lager III abzuschicken. Ausserdem stellten sie einen Häftling eigens zur Pflege der Kranken ab; Josel wurde mit dieser Aufgabe betraut. Es gab in Sobibór zwar drei jüdische Ärzte, aber sie erhielten von den Nazis aus unerfindlichen Gründen keine Genehmigung zum Praktizieren. Nachdem die Mediziner über die Gerüchteküche der Ukrainer erfahren hatten, dass SS-Oberscharführer Frenzel einen Juden zum Krankenpfleger ernennen wolle, drängten sie Josel, sich freiwillig zu melden. Sie hielten ihn für klug, begründeten sie ihre Wahl. Ausserdem sei er bereits an Typhus erkrankt gewesen und deshalb immun dagegen. Sie versicherten Josel ihrer bestmöglichen fachlichen Unterstützung. Vielleicht konnte er ein paar Leben retten.

Als Frenzel beim Appell nach einer freiwilligen «Krankenschwester» fragte, schoss Josels Arm in die Höhe. Frenzel akzeptierte Josel und richtete im Lager I, direkt neben dem Tor, eine Krankenstation ein. Sie befand sich in einem winzigen Haus, das die Nazis komplett aus einem Ghetto gestohlen hatten. Darin gab es sogar einen Kachelofen, allerdings fehlte der Schornstein.

Die Häftlinge kamen zu Josel mit allen erdenklichen Leiden – von Durchfall bis zu gebrochenen Knochen. Harmlosere Schnitt- oder Schürfwunden wusch, desinfizierte und verband der neue Krankenpfleger. Schwere Infektionen, die häufig dann entstanden, wenn frische, offene Peitschenstriemen von Wanzen und Läusen befallen wurden, waren unheilbar. Denn die Nazis erlaubten nur eine medizinische Grundversorgung, die im Wesentlichen aus Watte, Verbandszeug und Desinfektionsmitteln wie Jod bestand. Jeden zweiten Tag durfte Josel im Lager II Nachschub holen, wobei es ihm gelegentlich gelang, Schmuggelware – insbesondere Betäubungsmittel – zu ergattern.

Josel musste regelmässig Patienten mit Knochenbrüchen behandeln. Wag-

ner liebte es, Knochen zu zerschmettern. Eines Tages stand der Nazi neben einem Holzstoss, während eine Gruppe von Juden kübelweise Schotter von der Bahnlinie zu der Strasse innerhalb des Lagers trug. Dort wurden die Steine von anderen Häftlingen mit Schaufeln und Rechen verteilt, damit die Jeeps in Zukunft nicht mehr im Schlamm steckenblieben. Wagner schleuderte Zaunpfosten nach jedem Juden, der seiner Meinung nach nicht schnell genug rannte. Vor dem Abwurf fragte er allerdings jedes Mal: «Beruf?» Falls der Jude kein Facharbeiter war, traf ihn der Speer. Allein an jenem Tag wurde Josel von neun Männern mit Knochenbrüchen konsultiert. Sie alle endeten schliesslich im Lager III.

Josel besuchte auch täglich die Kranken in den Baracken. Die meisten litten an Typhus, doch das einzige, was Josel für sie tun konnte, war, sie mit gestohlenem Essen zu füttern und mit Hilfe kalter Kompressen ihr Fieber zu senken – die Nazis hatten ihm ein Thermometer genehmigt. Unter Riskierung seines eigenen Lebens entwickelte Josel ein spezielles System, um die Kranken zu schützen. Er schrieb den Namen des Patienten und das Datum der Krankmeldung auf eine Karteikarte; darauf wurde dann täglich die Temperatur des Kranken vermerkt. War ein Häftling nach drei Tagen noch nicht wieder gesund, zerriss Josel die Karteikarte und legte eine neue an. Auf diese Weise erhielten die Kranken eine Chance auf Genesung, bevor sie wieder zur Arbeit antreten mussten. Das System diente Josel andererseits auch als Rückversicherung. Wenn er beim Appell von Frenzel nach der Anzahl der Kranken gefragt wurde, konnte er seine Karteikarten vorlegen. Das System funktionierte so perfekt, dass es zwei Juden mit erfrorenen Füssen gelang, den ganzen Winter in der Baracke zu bleiben, ohne entdeckt zu werden.

Josel hatte eine Kontaktperson im Lager II, die für ihn Medikamente und Lebensmittel organisierte und die Schmuggelware anschliessend in der Watte versteckte.

Einmal, als der Krankenpfleger wie üblich Verbandszeug und Jod abholen kam, flüsterte ihm die Kontaktperson zu: «Im Wattedkarton steckt eine Büchse Sardinen.»

Wie immer, wenn er Schmuggelware bei sich hatte, fragte sich Josel auf dem Rückweg, was wohl passieren würde, wenn er von Wagner ertappt würde. Er musste nicht lange auf eine Antwort warten. Kurz vor dem Tor zu Lager I tauchte der Nazi plötzlich hinter ihm auf.

«Was ist da drin?» fragte Wagner und stiess Josels Bündel mit einer Eisenstange an.

«Verbandszeug.» Josel ging einfach weiter, in der Hoffnung, dass ihm nichts mehr passieren würde, wenn er erst einmal im Lager I sei.

«Was noch?» insistierte Wagner.

«Jod.»

«Und?»

«Watte.»

«Und?»

«Sonst nichts.»

Wagner folgte Josel durchs Tor bis ins Lager I. Dort hielt er den Krankenpfleger an, zeigte mit seiner Eisenstange auf einen Tisch und befahl: «Ausleeren!»

Jetzt bin ich dran, dachte Josel, während er den Inhalt seines Bündels auf die Tischplatte leerte. Wagner berührte nichts, sondern stocherte nur mit seiner Eisenstange in den Kartons und dem Verbandszeug herum. Als er keine Schmuggelware fand, drosch er mit der Stange so heftig auf den Tisch ein, dass die Verbände in den Sand purzelten.

«Du hast noch mal Schwein gehabt», knurrte Wagner und stürmte davon. Josel fiel ein Stein vom Herzen, obwohl er die Hosen gestrichen voll hatte.⁶

Kapitel 15

Frühling 1943

Die Personenzüge aus den Niederlanden liefen bis Mitte des Sommers jeden Freitag in Sobibór ein. In jedem der insgesamt 19 Transporte befanden sich zwischen 1.000-3.000 Menschen.¹

Die holländischen Juden hatten keine Ahnung, wo sie waren oder was sie erwartete. Sobibór war zwar bereits seit einem Jahr in Betrieb, doch die britische und amerikanische Strategie, die Existenz von Todeslagern zu verschweigen, funktionierte – trotz eines Jan Karski.

Die holländischen Juden hegten keinerlei Zweifel daran, dass sie, wie von den Nazis angekündigt, auf dem Weg in ein Arbeitslager waren. Die meisten von ihnen hatten weder je gesehen, wie ein Deutscher einen Juden tötete, noch hatten sie die Brutalität der Nazis am eigenen Leib erfahren. Sie kannten nur das holländische Durchgangslager Westerbork, von dem aus sie mit Personenzügen Richtung Osten weitertransportiert worden waren. Natürlich war Westerbork kein Ort zum Wohlfühlen; aber es herrschte dort zumindest Sauberkeit, es gab genug zu essen, Familien blieben zusammen, und es fehlten das tägliche Auspeitschen und die erniedrigenden «Spiele». Dies alles gehörte zu Himmlers Strategie, die Westjuden bis zum Gang in die Gaskammern fügsam und ruhig zu halten. Einige holländische Juden hatten vorübergehend im Konzentrationslager Vught eingesessen, das jedoch im Vergleich zu Sobibór harmlos war.

Die Holländer stiegen in Pelzmänteln, Seidenkleidern oder Wollanzügen und mit Wertsachen bepackt aus den Zügen. Im Gegensatz zu den polnischen Juden gehörten sie in der Regel der Mittel- bis Oberschicht an, waren gebildet, nicht orthodox und völlig westlich geprägt – gepflegte Städter, die weder an Feldarbeit und Holzfällen noch an die bestialische Brutalität der Nazis gewöhnt waren.

Mit der Ankunft der holländischen Juden erweiterten die Nazis die Arbeitsbrigade, um mit dem Sortieren der Waren nachzukommen, die sich in den Schuppen stapelten. Bei den zum Sortieren, Kochen, Waschen und Bügeln eingeteilten Holländern handelte es sich überwiegend um naive, kräftige,

rotwangige junge Männer und Frauen. An ihrem ersten Tag im Lager sangen sie gewöhnlich holländische Lieder, die Mädchen und Frauen wiegten ihre Hüften im Rhythmus oder tanzten zu den fröhlichen Melodien, als befänden sie sich bei einem Picknick in den polnischen Wäldern; die meisten waren einfach nur froh, dass die lange, ermüdende Zugfahrt endlich vorbei war. Der leuchtende Feuerschein am Nachthimmel und der süssliche Geruch in der Luft erregten bei ihnen zunächst keinerlei Verdacht.

Sobald sie allerdings die Wahrheit kannten, überlebten die wenigsten von ihnen den Schock. Die meisten gaben sich auf, wurden krank oder machten aus Unaufmerksamkeit oder Gleichgültigkeit verhängnisvolle Fehler. Die Nazis schikanierten die Neuen besonders gern, vermutlich, weil die holländischen Juden schwach und gebildet waren. Sie waren nicht auf Sobibór vorbereitet, denn sie hatten weder Ghettos noch Typhus, Hunger, Furcht und Hass, langsames Siechtum, Kugeln, Peitschen oder die Ermordung von Eltern, Geschwistern und Ehepartnern erlebt. Die zum Arbeiten ausgewählten holländischen Juden starben im Durchschnitt innerhalb von zwei Wochen nach ihrer Ankunft, nur, um am folgenden Freitag von neuen ersetzt zu werden. Zwei Ausnahmen bildeten Max van Dam und Selma Wijnberg.

Der 32-jährige van Dam war ein bekannter niederländischer Maler aus Amsterdam. Die Deutschen richteten ihm und zwei weiteren Künstlern im Lager I ein Atelier ein, um sich porträtieren zu lassen; Mordechai und seine Helfer malten weiterhin Schilder und Landschaften. Einer nach dem anderen sassen die SS-Leute – ehemalige Büroangestellte, Bäcker, Strassenbahnschaffner, Hausangestellte – wie Grafen Modell und liessen sich von van Dam auf Leinwand verewigen. Wagner und Frenzel schlugen den Künstler regelmässig, um ihn einzuschüchtern und zu verhöhnen, gingen jedoch nie so weit, sein Sehvermögen zu beeinträchtigen oder die Malhand zu verletzen.

Die bei ihrer Ankunft in Sobibór 21-jährige Selma war eine grossgewachsene, füllige, sinnliche junge Frau mit einem breiten Lächeln und schelmisch blitzenden grauen Augen. Als einziges Mädchen unter drei älteren Brüdern aufgewachsen, war sie früher ein wildes, ausgelassenes Kind gewesen. Obwohl sie aus einer gutsituierten Familie stammte, war Selma emotional besser auf Sobibór vorbereitet als andere holländische Juden, da sie in den vorangegangenen sieben Monaten mehrmals in Haft gesessen hatte.

Selmas Vater hatte am Viehmarkt in Zwolle ein Hotel besessen. Jeden Donnerstag war Markttag. Die Bauern in ihren traditionellen Holzschuhen trafen sich am Abend zum Essen und Trinken mit Freunden in einem der Hotels am Marktplatz und übernachteten auch dort. Es war ein einträgliches Geschäft. Selmas Vater vermietete darüber hinaus den grossen Hotelsaal für

Versammlungen, Hochzeiten und Empfänge. Selmas Bruder, der Tanz studiert hatte, gab dort Unterricht; Selma war seine Tanzpartnerin.

Der Vater starb, bevor die Deutschen mit der Deportation der holländischen Juden nach Osten begannen. Als das Hotel von Soldaten als Kaserne beschlagnahmt wurde, mussten Selma, ihre Mutter und zwei unverheiratete Brüder ausziehen. Ein katholischer Priester besorgte Selma einen Unterschlupf im Haus eines Englischlehrers. Als Selma eines Abends zu Besuch bei einer jüdischen Familie war, die sich im Nachbarhaus versteckt hielt, fiel dort plötzlich die Gestapo ein. Bevor Selma durch die Hintertür verschwinden konnte, wurde sie gefasst, anschliessend zunächst auf die Polizeiwache in Utrecht gebracht und von dort in ein Gefängnis nach Amsterdam überführt, wo man sie in eine Zelle mit acht anderen Frauen, darunter einer Prostituierten, sperrte. Selma war ahnungslos, als sie nach Amsterdam kam; sie verliess es wissend. Vom Gefängnis aus schickten die Nazis Selma und die mit ihr inhaftierte Ulla – eine deutsche Jüdin, die mit ihrer Familie in die Niederlande geflohen war – in das riesige neue Konzentrationslager Vught. Dort erfuhr Selma, dass sich einer ihrer Brüder immer noch versteckt hielt, dass die Nazis ihre Mutter und die beiden anderen Brüder jedoch in ein Arbeitslager im Osten verschleppt hatten.

Die Fahrt nach Sobibór dauerte drei Tage, und Selma freute sich darauf, ihre Mutter und ihre Brüder wiederzusehen. Gemeinsam, dachte sie, würden sie diesen grausamen Krieg schon überstehen und dann nach Hause nach Holland, in das Hotel, zum Tanzen zurückkehren. Doch die Zugfahrt nach Polen verwirrte und erschreckte Selma. Entlang der Strecke hörte sie Schüsse und Schreie. Einmal, als der Zug mit verminderter Geschwindigkeit durch eine deutsche Stadt fuhr, sah sie, wie Zuschauer mit der Hand Zeichen machten, als schnitten sie jemandem die Kehle durch. Selma begriff nicht, dass sie ihr zu verstehen geben wollten, dass sie in den Tod fahre. Als sie müde und ängstlich in Sobibór aus dem Zug stieg, wurde sie von den Männern des Bahnhofskommandos in den blauen Arbeitskitteln und von SS-Oberscharführer Frenzel in Empfang genommen.

«Seid ihr verheiratet?» fragte Frenzel Selma und die neben ihr stehende Ulla.

«Nein», antworteten beide.

«Dann hier rüber!» Frenzel lächelte Selma an.

Selma, Ulla und etwa 18 andere Mädchen traten aus der Reihe. Selma war sich sicher, dass die Nazis sie vergewaltigen würden; sie hatte eine Menge Geschichten über deutsche Soldaten gehört.

«Macht euch keine Sorgen», flüsterte Selma den anderen zu. «Ein Stoss, und alles ist vorbei.» Sie versuchte zu lächeln, aber ihre Lippen waren trocken.

Als Selma von Frenzel zum Sortieren ins Lager II geschickt wurde, traute

sie ihren Augen kaum, als sie all die Vorräte sah: Berge von Käse, Kondensmilch, Sardinenbüchsen, Schokolade und Zigaretten, stapelweise Seidenstrümpfe und Unterwäsche. Wo kamen all die Waren her? Wo gingen sie hin?

An jenem Abend liessen die Nazis die Juden nach dem Appell im Hof von Lager I zum Singen und Tanzen antreten. Selma fühlte sich fast in alte Zeiten zurückversetzt, mit dem Unterschied, dass es hier Zäune gab und sie sich in Polen befand. Obwohl die Geige, das Horn und das Akkordeon heitere Melodien spielten, lächelten die polnischen Juden nicht. Einer von ihnen, ein 28-jähriger Mann, konnte seine Augen gar nicht mehr von Selma abwenden, als sie sich hüftschwingend im Rhythmus der Musik bewegte. Er bat sie um einen Tanz; und den Rest des Abends bewachte er sie wie ein Stück frische Butter. Der junge Mann hiess Chaim und war seit sieben Monaten in Sobibór. Den ganzen Abend tanzten Selma und Chaim auf dem Hof zusammen Walzer und Polka. Sie bewegte sich anmutig und folgte leichtfüssig seiner Führung. Bei der Musik und mit seiner Hand um ihre Taille liess ihre Angst allmählich nach, obwohl sie ihren Partner nicht einmal besonders mochte. Natürlich sah er gut aus mit seinen braunen Augen und dem dunklen, gelockten Haar, aber mit dem flachen Hut und den ledernen Reithosen wirkte er wie eine Mischung aus einem amerikanischen Cowboy und einem polnischen Bauern.

Als die Nazis vom Tanzen der Juden genug hatten, schlossen sie das Tor zwischen den Lagern I und II ab und verschwanden. Ein Knabe, den Selma von Zwolle her kannte, kam auf sie zu. Sie hatte ihn bereits am Nachmittag entdeckt und ihm zugerufen. Der Bub hatte daraufhin die Augen gesenkt. «Hallo, ich bin es, Selma aus Zwolle.» Er war einfach weitergegangen.

Jetzt schien er sie zu erkennen.

«Weisst du, was das hier ist?» Er zeigte Richtung Norden, auf den orange glühenden Himmel, vor dem sich am Horizont die schwarzen Silhouetten der Baumwipfel abzeichneten.

«Nein, was denn?»

Als er ihr die Wahrheit erzählte, hatte Selma das Gefühl, als trete ihr jemand in den Magen, während sie im Gras lag und die Sterne beobachtete. Wie benommen schlich sie in ihre Koje; sie konnte nicht sprechen, nicht einmal mit Ulla. Und als sie in der Dunkelheit die tanzenden Schatten sah, die der Feuerschein an die Barackendecke warf, und den süsslichen Geruch einatmete, der durch die Kiefern Bretter drang, begann sie sich auszumalen, was niemand in Sobibór jemals gesehen hatte. Die Bilder drängten sich in ihr Bewusstsein, und sobald eines verblasste, wurde es vom nächsten abgelöst. Selma begann zu weinen, zuerst ein paar einzelne Tränen, die bald in einen stillen, bis tief in die Nacht fliessenden Strom übergingen. Am nächsten Morgen beim Appell liess Frenzel Selma aus der Reihe treten, lächelte sie an

und teilte sie Lager II zu. Chaim drängte sich neben sie, als sie in Viererreihen durch das Tor zu den Warenlagern und Sortiertischen marschierten. Er sah ihr an, dass sie die Wahrheit kannte. Es stand ihr ins Gesicht geschrieben. Er hatte das gleiche immer und immer wieder bei den holländischen Juden erlebt – Lachen und Fröhlichkeit, die Wahrheit, und danach Schock, Verzweiflung, Tod. Würde es bei dieser jungen Frau anders sein? Selma schien Mut zu haben. Vielleicht würde sie um ihren Verstand kämpfen. Vielleicht würde sie leben wollen. Chaim beschloss, sie genau im Auge zu behalten.

«Bleib in meiner Nähe», flüsterte er Selma im Lager II zu. «Beweg dich so, als ob du genau wüsstest, wohin du zu gehen hast. Zögere nicht.»

Bevor ein Nazi oder ein Kapo sie einer anderen Baracke zuteilen konnte, folgte Selma ihrem Beschützer einfach in den Schuppen, in dem sich die Kleidungsstücke türmten.

Das SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt hatte 28 Kategorien einziehender Güter aufgelistet und deren Verwendung wie folgt festgeschrieben:

- Reichsmark, ausländische Devisen, Gold und Silber, Schmuck sowie wertvolle Edelsteine gingen auf ein unter dem Namen «Max Heiliger» geführtes SS-Konto bei der Reichsbank.
- Uhren, Füllfederhalter, Rasiermesser, Scheren, Messer, Taschenlampen, Brieftaschen, Männerkleidung und Stiefel wurden gereinigt, geschätzt und an die Truppen verkauft.
- Frauen- und Kinderkleidung, Unterwäsche und Schuhe, Schals, Mützen, Schirme, Stöcke, Kinderwagen, Thermoskannen, Käämme, Gürtel, Pfeifen, Sonnenbrillen, Spiegel, Nähzeug, Handtaschen, Rucksäcke und Koffer, Bettdecken und Bettwäsche, Handtücher, Tischdecken und Taschentücher wurden direkt an die Bevölkerung verkauft.
- Brillen wurden vom Gesundheitsamt verkauft.
- Teure Pelze verkaufte das Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt selbst, billige Pelze gingen als Stiefelfutter an die Bekleidungsbetriebe der Waffen-SS.²

Chaim erklärte Selma das Sortiersystem von Sobibór, damit sie keine Fehler beging, für die man ausgepeitscht wurde:

«Zuerst wird nach Qualität sortiert: minderwertig, gut, neu. Die Nazis verbrennen die Waren der Kategorie minderwertig und pflücken sich das Beste aus den neuen Sachen heraus. Als nächstes wird nach Artikeln sortiert: Hemden, Tischdecken, Bettzeug, Unterwäsche. Du musst alle Davidsterne oder Armbinden, die du siehst, abtrennen und alle Taschen und Säume nach Gold, Geld oder Schmuck durchsuchen. Was du findest, wirf in die Holzschachtel auf dem Boden. Die Nazis sammeln die Wertsachen ein und sortieren sie im Verwaltungsgebäude im Zentrum von Lager II. Leg alle Kleingegenstände wie Lippenstifte und Federhalter auf die auf dem Boden ausge-

breiteten Decken; sie werden von jemand anderem sortiert. Nach dem Sortieren musst du die Kleidungsstücke zu Bündeln von je zehn bis zwölf Teilen stapeln und diese verschnüren. Sie werden in Kisten gelagert, bis genügend für eine Zugladung zusammengelassen sind, und anschliessend nach Lublin weiterbefördert. Der bisher längste Zug bestand aus 23 bis zur Decke vollgestopften Wagons. Die Arbeit ist leicht, einfach und relativ sicher. Unser Kapo ist Josef, der Lagerelektriker. Er ist nicht gemein, aber er würde, wie alle Kapos, nicht zögern, 25 Peitschenhiebe auszuteilen, wenn er dies von den Nazis befohlen bekäme. Würde er sich weigern, würde er selbst geschlagen werden. Zwei Nazis beaufsichtigen uns; in der Regel sind das die Brüder Joseph und Franz Wolf. Joseph ist ziemlich einfältig und nicht sehr schnell auf den Beinen. Wenn du vor ihm davonläufst, macht er sich nicht mal die Mühe, dich zu verfolgen. Franz ist gemein, aber nicht sonderlich gerissen. Er schlägt oder tötet dich, wenn er dich beim Stehlen von Lebensmitteln und Geld oder beim Ausruhen erwischt. SS-Scharführer Joseph Klier, der Bäcker, ist für die Schuhbaracke zuständig. Er ist harmlos und gibt dir neue Schuhe, wann immer du welche brauchst. Er bedient dich sogar. Aber nimm dich vor dem grossen Österreicher Gustav Wagner in Acht. Er tötet aus Spass am Töten und ist der boshafte, heimtückischste aller Nazis. Wenn er sich nähert, warnen wir uns gegenseitig mit dem Kennwort ‚yayikra‘.» (Das bedeutet «Ruf» und ist das hebräische Wort für das dritte Buch der Bibel.)

Chaim erklärte Selma auch sein Überlebensprinzip:

«Erzähle niemandem, wer du bist. Mach dich unsichtbar. Dränge dich nicht in den Vordergrund. Je weniger die Deutschen von dir wissen und sehen, desto besser. Nur so hast du eine Chance.»

Chaim befolgte diese Regeln seit sieben Monaten, und sie hatten sich bewährt. Er war noch am Leben und gedachte es auch zu bleiben. Dennoch ging er gelegentlich gewisse Risiken ein – kalkulierte zwar, jedoch keineswegs ungefährliche. Wie die meisten Juden, die im Lager II arbeiteten, schmuggelte er Lebensmittel heraus oder liess Geldscheine, Gold und Schmuck, die er beim Sortieren in Kleidersäumen fand, in der eigenen Tasche verschwinden. Seine Beute brachte er zu einem Freund, der im Lager II den Müll verbrannte. Der Freund versteckte die Schätze unter altem Papier, unter dem normalerweise niemand nachschaute.

Für den Fall, dass er doch einmal die Aufmerksamkeit eines Nazis, Ukrainers oder Kapos mit einer Peitsche erregte, trug Chaim unter seiner Arbeitschuh immer seine Lederhosen.

Selma berücksichtigte Chaims Ratschläge, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grad. Es ärgerte sie, dass die Deutschen alle diese Waren zurück in die Heimat sandten. Die Nazis waren nicht nur Feiglinge und Mörder, sie waren obendrein auch noch Diebe. Selma hielt unter dem Stapel, den sie gerade sortierte, immer ein Messer versteckt, und jedes Mal, wenn sie be-

sonders hübsche Hemden oder Wäschestücke in perfektem Zustand fand, schlitzte sie diese mit dem Messer auf und warf sie anschliessend auf den Stapel mit den unbrauchbaren Waren.

Chaim warnte sie. «Unsichtbar», sagte er. «Denk bitte daran.»

Doch Selma hörte nicht auf ihn. «Ich tue wenigstens etwas», rechtfertigte sie sich. «Es ist vielleicht nicht viel, aber es ist zumindest etwas.»

Chaim kannte alle Zeichen von Leben und Sterben in Sobibór, und Selmas Kleiderzerstörung war ein Zeichen von Leben. Es bedeutete, dass sie sich nicht aufgegeben hatte, dass der Funke trotzigem Widerstands, den er am ersten Abend bemerkt hatte, nicht erloschen war. Nach einer Weile warnte er sie nicht mehr, sondern behielt sie stattdessen pausenlos im Auge, damit sie keinen Ärger bekam.

Selma lernte schnell, mit dem allgegenwärtigen Grauen und Tod umzugehen. Wie die meisten Juden in Sobibór begann auch sie, von Minute zu Minute zu leben, so viel Vergnügen wie möglich aus dieser unmenschlichen Welt aufzusaugen, zu hoffen und zu träumen – von Zwolle, von Blumen, von Musik.

Bald schmuggelte auch Selma Lebensmittel, die sie mit Ulla, ihrer Cousine Minnie und Chaim teilte. Danach fing sie an, Kleidungsstücke für sich selbst abzuzweigen – Seidenstrümpfe, hübsche Kleider, Stiefel, Unterwäsche. Und im Allgemeinen befolgte sie Chaims Rat, die Augen vor der Brutalität und der Folter zu verschliessen, die ihren Alltag beherrschten. «Es ist nicht gut für dich», belehrte Chaim sie jedes Mal, wenn er sie auf ein Auspeitschen oder einen Mord starren sah. «Du kannst doch nichts daran ändern. Du könntest etwas sehen, was du nicht sehen solltest. Und es macht dich nur krank, wenn du nachts daran denkst.»

Es war ein guter Ratschlag, der allerdings nicht immer umsetzbar war. Einmal sah Selma beim Verlassen des Sortierschuppens, wie Wagner den Schädel eines Buben spaltete wie eine reife Melone. Sofort zog sie sich nach drinnen zurück, damit der Nazi keinen Anlass hatte, sie als Zeugin zu töten. Ein anderes Mal ertappte Wagner einen Mann dabei, wie er eine Büchse Sardinen öffnete. Daraufhin rief der Nazi alle Juden aus den Baracken nach draussen, um sie dabei zuschauen zu lassen, wie er so lange mit einer Schaufel auf den Mann einschlug, bis dessen Kopf, Gesicht und Körper nur mehr ein blutiger Brei waren. Anschliessend zog er seine Pistole und erschoss sein Opfer. Selma hatte keine andere Wahl, als zuzusehen.

Das schlimmste für Selma waren jedoch die nackten holländischen Frauen und Mädchen. Sie konnte sie durch das Barackfenster hören, und sie wusste, dass sie nicht hinschauen sollte. Wenn die Deutschen sie dabei beobachteten, wie sie aus dem Fenster sah, würden sie sie auf der Stelle töten. Aber der Lärm übte eine solch unwiderstehliche, seltsame Faszination auf Selma aus, dass sie jedes Mal wie gebannt aus dem Fenster starrte, wenn sie ihn hörte.

«Wir gehen duschen», riefen die Frauen sich zu, als seien sie in den Ferien. «Es ist so heiss. Kommt, beeilt euch!»

Manchmal erkannte Selma unter den Frauen mit dem unregelmässig kurz geschorenen Haar ein Mädchen aus Zwolle. Sie gewöhnte sich niemals an den Anblick und war ständig hin und her gerissen zwischen dem Bedürfnis, den Frauen zuzurufen: «Ihr Dummköpfe! Ihr lauft in den Tod! Das ist kein Spiel», und dem Wunsch, ihnen ihre unschuldige Illusion zu lassen, bis der «Bademeister» die Tür zur letzten «Dusche» hinter ihnen schloss.

Wenn Selma nicht zum Kleidersortieren benötigt wurde, teilte ihr Frenzel andere Arbeiten zu. Sie beschnitt die Blumen und rupfte das Unkraut entlang der Bahngeleise und des gegenüberliegenden Zaunes, damit alles gepflegt aussah für den nächsten Transport aus den Niederlanden. Sie pflückte im Wald Heidelbeeren für die Nachspeise der Nazis. Nach dieser Arbeit wurden ihre Zunge und ihre Zähne jedes Mal von einem Ukrainer oder einem Deutschen kontrolliert; eine Spur von Blau hätte den sicheren Tod bedeutet. Gelegentlich sammelte Selma im Wald auch Pilze, und wenn die Wache nicht hinschaute, stopfte sie sich welche in den Büstenhalter oder die Unterhose. Sie war eine kräftige junge Frau, bei der ein paar zusätzliche Rundungen nicht weiter auffielen. Abends wurden die eingeschmuggelten Pilze von Selma und ihren Freunden gedünstet und genüsslich verzehrt.

Einmal wurde Selma von SS-Oberscharführer Hubert Gomerski – einem ehemaligen Boxer, der bei der Ankunft der Transporte den Doktor spielte – zur Waldarbeit abkommandiert. Chaim machte sich schreckliche Sorgen, denn die Chance auf Überleben war bei Gomerski gleich null. Zunächst musste Selma nur den Holzfällern folgen und zur Tarnung der Zäune benötigte Zweige aufsammeln und stapeln. Später befahl ihr Gomerski jedoch, einen Baumstamm ins Lager zu tragen. Der Nazi wusste, dass die Holländer in der Regel nicht so stark wie die polnischen Bauern waren, und hatte seinen Spass daran, wenn sie strauchelten und zusammenbrachen. Glücklicherweise kam Frenzel vorbei und sah Selma unter der schweren Last des Baumes stöhnen. Er lächelte sie an und rief Gomerski beiseite. Am folgenden Tag war Selma wieder beim Unkrautjäten.

Frenzels offensichtliches Interesse an ihr, sein unverschämtes Grinsen, wann immer er sie traf, brachte Selma ständig in Verlegenheit. Nicht, dass er jemals einen Annäherungsversuch unternommen hätte – in Sobibór wurden die weiblichen Häftlinge generell nicht von Deutschen oder Ukrainern sexuell belästigt. Mit Ausnahme von Groth und Paul vergewaltigte in Sobibór kein SS-Mann eine Jüdin – zumindest ist keinem der Überlebenden ein weiterer Fall bekannt. Im Offiziersquartier lebten ständig etwa ein Dutzend Russinnen, die von den Nazis zur Prostitution gezwungen wurden; verloren die SS-Männer das Interesse an den Frauen, brachten sie sie um und schafften

eine neue Ladung heran. Die Ukrainer hielten sich Frauen in den Hütten hinter dem öffentlichen Bahnhof jenseits der Geleise.

Obwohl sie Frenzel ihr Leben verdankte und ihm gegenüber ein irritierendes Gefühl von Dankbarkeit empfand, verabscheute Selma den Nazi und hätte ihm ohne Zögern mit ihrem Messer die Kehle durchschneiden können, wenn sich die Gelegenheit dazu ergeben hätte. Frenzels aufdringliches, beharrliches Interesse an Selma blieb auch den anderen Häftlingen nicht verborgen. Ihre holländischen Freundinnen machten in ihrer Gegenwart so manche spöttische Bemerkung darüber. Die polnischen Juden misstrauten ihr nur noch mehr.

Selma und Chaim wurden so unzertrennlich, dass Frenzel sie «Braut und Bräutigam» nannte. Sie standen beim Appell nebeneinander, arbeiteten zusammen und gingen Hand in Hand auf dem Hof spazieren. Vor dem Schlafengehen sassen sie flirtend in der Frauenbaracke beisammen. Selmas Liebe zu Chaim entwickelte sich schrittweise. Zunächst fühlte sie sich nur geschmeichelt, dass der beliebte, attraktive Mann um sie warb. Danach war sie dankbar, dass er sich um sie kümmerte: Er brachte ihr die Überlebensregeln bei; er half ihr, den Schock zu überwinden; er schenkte ihr zum Geburtstag Wodka und Schweineschmalz (sie trank eigentlich keinen Alkohol und hatte nie zuvor Schweinefleisch gegessen); und als im Lager die Lebensmittelvorräte knapp wurden, überredete er sie mit viel Geduld dazu, den täglichen Einheitsfrass hinunterzuschlingen. Chaim wurde ihre einzige sichere Zuflucht in einem Leben voller Gewalt und Entsetzen. Er verhinderte, dass ihr Herz hart wurde und ihre Gefühle starben.

Selma erkannte, dass sie Chaim liebte, als sie ihn eines Tages Arm in Arm mit einem der wenigen polnischen Juden, die ihm noch trauten, über den Hof laufen sah. Eifersucht und Wut stiegen in ihr hoch.

«Er ist homosexuell», berichtete sie Ulla gekränkt. An jenem Abend weigerte sie sich, mit ihm zu sprechen oder gar händchenhaltend mit ihm zusammensitzen. Chaim schlich wie ein geprügelter Hund im Lager herum. «Siehst du, was du angerichtet hast?» ermahnte Ulla sie schliesslich. «Er ist kein Homosexueller. Polnische Männer benehmen sich einfach so.» Selma und Chaim schliefen nicht miteinander; selbst wenn sie den Wunsch danach verspürt hätten, hätten sie niemals ein Fleckchen Privatsphäre gefunden. Privilegierte Juden wie Shlomo nutzten für Rendezvous ihre Werkstätten, wo es aus Decken improvisierte Betten und immer einen Vorrat an Wodka und Salami gab. Juden wie Selma und Chaim mussten sich damit zufriedengeben, in der Gemeinschaftsbaracke oder draussen auf dem Hof zusammensitzen.

Chaim bezahlte seinen Preis für seine Liebe zu Selma. Die polnischen Juden, die in Sobibór die Mehrheit bildeten, misstrauten den niederländischen Juden. Ihr Unbehagen basierte auf kulturellen Unterschieden: Die

Holländer entstammten in der Regel einer höheren Gesellschaftsschicht, waren weltoffener und gebildeter, weniger orthodox, und, was das Entscheidende war, kaum einer von ihnen sprach Jiddisch. Es gab immer wieder Spitzel in Sobibór – Männer und Frauen, die unter Druck zusammenbrachen; und da die polnischen Juden die Holländer nicht verstanden, gingen sie ihnen so weit wie möglich aus dem Weg. Auch Chaim bekam einen Teil dieses Misstrauens zu spüren. Es gelang ihm zwar, ein paar enge Freunde zu behalten, die meisten polnischen Juden mieden ihn jedoch oder behandelten ihn mit Vorsicht. Sie vermuteten, dass er alles, was sie ihm erzählten, an Selma weitergeben würde; und ihr trauten sie nicht. War sie nicht Holländerin? Lächelte Frenzel sie nicht ständig an?³

Kapitel 16

Frühling 1943

Toivi hatte eine lebenswichtige Entscheidung zu treffen. Der Nazi mit dem runden Gesicht, der Statur eines Metzgers und dem dünnen Lächeln rief: «Frauen und Kinder nach links. Männer nach rechts.»

Obwohl Toivi bereits 15 war, war er so klein und schwächlich, dass er als Kind hätte durchgehen können. Was sollte er machen? Bei seiner Mutter bleiben, wie er es bisher immer gehalten hatte, oder sich seinem Vater anschliessen?

Toivi wusste seit fast neun Monaten, dass die Nazis die Juden ermordeten, die sie nach Belzec verschleppten; die Juden von Izbica hatten einen Katholiken bestochen, um Informationen über das Lager zu bekommen. Als Toivi von der SS gefasst wurde, nachdem ihn ein Schulkamerad denunziert hatte, dachte er deshalb zunächst, er werde nach Belzec gebracht. Die Juden von Izbica wussten nicht, dass die Gaskammern dort bereits Monate zuvor abgerissen worden waren und im Lager nur noch eine jüdische Arbeitsbrigade mit dem Ausgraben und Verbrennen von Leichen beschäftigt war. Sobibór war inzwischen der Hauptschlachthof für alle südlich von Warschau lebenden Juden.

Als Toivi die Rauchwolke am Himmel sah und den süsslichen Geruch in der Luft wahrnahm, wusste er, dass die Juden in Sobibór genauso vergast und verbrannt wurden wie in Belzec. Doch er wollte es einfach nicht wahrhaben. Was immer die Nazis mit ihm vorhatten, überlegte er, mit seinem Vater zusammen würden seine Chancen besser stehen. Also flüsterte er seiner Mutter einen Abschiedsgruss zu und wechselte die Seiten. SS-Oberscharführer Karl Frenzel schritt die Kolonne ab und musterte die neuen Juden. Wenn jemand seine Aufmerksamkeit erregte – jemand Kräftiges, Aussergewöhnliches, Sauberes, Rotwangiges –, blieb er stehen und fragte: «Du da! Was kannst du? Was bist du von Beruf?»

Da die Nazis Sobibór noch immer vergrösserten, waren sie auf der Suche nach Facharbeitern. Toivi hörte die Juden am Anfang der Reihe rufen: «Schuster ... Tischler ... Schneider.» Er war sich nicht klar, wonach der schwergewichtige Nazi eigentlich suchte. Hinter ihm drängten Juden

hektisch nach vorn, um dichter an Frenzel heranzukommen; doch Toivi verteidigte sein Terrain. Würde ihn der Nazi überhaupt sehen, so klein und unscheinbar wie er war? Was sollte er sagen, falls er angesprochen wurde?

Toivi hatte keinen Beruf. Sein Vater hatte in Izbica einen Spirituosenladen besessen, seine Mutter war Lehrerin gewesen. Auch wenn er über keinerlei besondere Fähigkeiten verfügte, war Toivi fest davon überzeugt, von dem Nazi bemerkt zu werden; er glaubte, eine besondere innere Kraft zu besitzen. Als Frenzel auf ihn zukam, fixierte Toivi die Augen des Deutschen und konzentrierte seine gesamte innere Energie auf jenes kalte, ausdruckslose Gesicht, das immer zu lächeln schien.

«Nimm mich», lautete die stumme Botschaft, die er aus seinen Augen sprechen lassen wollte. «Nimm mich!»

«Du», wandte sich Frenzel an ihn. «Was machst du?»

Toivi antwortete nicht, sondern starrte dem Nazi weiter ruhig und zuversichtlich ins Gesicht.

«Komm», forderte ihn Frenzel auf. «Du wirst mein Putzer.»

Als Toivi zuerst seine Mutter, dann seinen Vater und seinen Bruder durch das riesige Tor verschwinden sah, stiegen weder Tränen noch Wut in ihm hoch. Er empfand auch keine Freude darüber, ausgewählt worden zu sein, sondern fühlte sich nur etwas benommen von der Erkenntnis, dass er wieder einmal Glück gehabt hatte.

Wie der ein Jahr ältere Shlomo war auch Toivi von zu Hause fortgelaufen, um den Nazis zu entkommen: Im Herbst 1942 machte er sich per Bahn auf den Weg nach Ungarn. Als der Zug an Belzec vorbeifuhr, schlossen die polnischen Passagiere die Wagenfenster, um den Gestank draussen zu halten. Toivi sah Flammen über den Baumwipfeln tanzen; er verstand. Fünf Kilometer vor der ungarischen Grenze wurde Toivi von ukrainischen Mitreisenden gepackt, zur Bahnhofspolizei gezerrt und gezwungen, seine Hosen herunterzulassen. Als die Beamten sahen, dass er beschnitten war, sperrten sie ihn ins Gefängnis, um ihn dort bis zum nächsten Transport nach Sobibór festzuhalten.

Toivi erfuhr, dass jüdische Häftlinge mit Typhus in ein Krankenhaus gegenüber dem Gefängnis verlegt wurden; also trieb er das Fieberthermometer auf über 39 Grad hoch und kniff sich in die unbehaarte Brust, um rote Flecken zu erzeugen – typische Symptome von Typhus. Der Sanitäter überwies ihn ins Krankenhaus, in dem 19 Häftlinge mit dem Fieber rangen. Bald hatte Toivi echte Flecken auf der Brust. Eines Tages, als Toivi dem Delirium nahe war, trieb die Gestapo alle Kranken auf den schneebedeckten Hof. Da Toivi ahnte, dass dies nichts Gutes bedeuten könne, versteckte er sich unter dem Bett. Wenig später hörte er vom Hof her Gewehrschüsse. Ein Arzt entdeckte Toivi und verlegte ihn heimlich von der Gefängnisabteilung auf die «freie» Station. Bald sank das Fieber, und Toivi kam wieder zu Kräften. Er heftete

sich ein Hakenkreuz an die Jacke und sprang auf den Schnellzug, mit dem nur Deutsche reisen durften. Wie Shlomo, litt auch Toivi unter Heimweh, das ihn schliesslich nach Izbica zurücktrieb. Drei Wochen später sass er in einem Güterwagon nach Sobibór.

Ein Bekannter aus Izbica – der Sohn eines der drei jüdischen Ärzte in Sobibór – nahm Toivi im Lager unter seine Fittiche. Er erklärte ihm die Anlage, die Regeln, das Auspeitschsystem und vor wem man auf der Hut sein musste. Er brachte ihm Brot und Wurst, bis Toivi gelernt hatte, selbst zu stehlen. Abends nach der Arbeit sass Toivi stundenlang mit dem Buben aus Izbica und dessen Freundin vor den Baracken; dort brachte ihm der Freund schliesslich auch schonend bei, was mit seinen Eltern und seinem Bruder geschehen war, und dass sie alle das gleiche Ende erwarte – das Ausziehen, die Gaskammern, das Verbrennen.

Als sein Lehrmeister sah, dass Toivi begriff, stiess er ihn, wie ein guter Vater, aus dem Nest, um ihn zum selbständigen Fliegen zu zwingen. Es war die einzige Überlebenschance; jeder in Sobibór wusste dies. Freunde konnten einen unterstützen, wenn sie die seelische Kraft dazu besaßen; vielleicht konnten sie einem helfen, wenn es dabei nicht gerade um «mein Leben gegen dein Leben» ging. Aber im Endeffekt hiess es: jeder allein gegen Nazis und Ukrainer; keiner konnte einem das Überleben abnehmen.

Trotz der düsteren Prophezeiung seines Freundes zweifelte Toivi niemals daran, dass er überleben würde; er konnte sich einfach nicht vorstellen, tot zu sein.

«Ich bin hier», sagte er sich. «Wenn dies in Sobibór geschieht, dann muss ich eben alles daransetzen, um zu leben.»

Obwohl er bereits vier Jahre deutscher Schreckensherrschaft erlebt hatte, war der von Natur aus schüchterne Toivi noch stets kindlich naiv; es fiel ihm schwer, sich an das raue Leben von Sobibór anzupassen. Wann immer er Häftlinge wie Shlomo schimpfen und fluchen hörte, rannte er weg. Und er stand gerade erst am Anfang der Pubertät; noch nie hatte er ein Mädchen gehabt. Es gab da zwar eine Freundin in Izbica, die er sogar einmal beim Schachspielen unter dem Tisch berührt hatte, aber er war zu scheu, um sich weiter vorzuwagen.

Toivi fühlte sich einsam in Sobibór. So sehr er seine Familie auch vermisste, liess es sein Verstand doch nicht zu, dass er sich in Erinnerungen an Mutter, Vater und Bruder verlor; zu tief hatte er seinen Schmerz über den Verlust begraben. Toivi fand in Sobibór keine Gemeinschaft, die ihm seine Familie ersetzt hätte, denn er war zu schüchtern, um sich Gesellschaft zu suchen. Er sehnte sich nach Liebe und Freundschaft, aber beides war fast unmöglich in einem Lager, in dem Angst und Überlebenskampf die meisten anderen Gefühle erstickten. Schliesslich lernte Toivi zwei holländische Zwillingmädchen in seinem Alter kennen, mit denen er an den Frühlingsabenden zusam-

mensass, Geschichten über Amsterdam lauschte und von Izbica erzählte; er träumte davon, eines der Mädchen küssen zu dürfen.

Toivi mag zwar schüchtern und einsam gewesen sein, dumm war er jedoch keineswegs. In gewisser Weise fühlte er sich in Sobibór sicherer als in Izbica. Wenn die Nazis ihn nicht entdeckt hätten, wäre er in dem verlassenem Ghetto ganz allein gewesen; wie hätte er dort überleben sollen? Die Polen hätten ihn entweder getötet oder an die Deutschen ausgeliefert. Wenn er unbewaffnet in die Wälder geflohen wäre, hätte er maximal eine Woche durchgehalten. In Sobibór war er zumindest nicht alleine. Er wusste ganz genau, wer seine Feinde waren. Und er wollte nicht glauben, dass es keine Überlebenschance gab.

Toivi fand schnell heraus, wie man am besten am Leben blieb. Er registrierte drei Klassen von Häftlingen. Die gewöhnlichen «Drohnen» trugen die Hauptlast; unter der ständigen Aufsicht von Deutschen, Ukrainern und Kapos verrichteten sie zermürbende Schwerstarbeit. Sie waren leicht ersetzbar und deshalb dem Tode geweiht. Da sie kein Essen stehlen konnten, wurden sie täglich schwächer. Und je mehr ihre Kräfte schwanden, desto häufiger machten sie Fehler oder fielen bei den Nazis in Ungnade. Dann gab es Juden mit Spezialaufgaben, wie Josel. Sie kümmerten sich um die Kranken, jäteten den Gemüsegarten, fütterten die Ziegen oder pflegten die Pferde. Auch sie waren austauschbar, genossen jedoch mehr Freiheiten und wurden weniger streng bewacht, so dass sie besser stehlen und ausruhen konnten.

Und schliesslich gab es die privilegierten Häftlinge, wie Shlomo und Itzhak, die für die Nazi-Maschinerie unentbehrliche Dienstleistungen erbrachten. Sie besaßen ihre eigenen Werkstätten, genossen bei den übrigen Häftlingen Respekt und schienen immer einen Lebensmittelvorrat, saubere Kleidung und Freundinnen zu haben.

Da Toivi keinerlei besondere Fähigkeiten besass, wusste er, dass er niemals zu Shlomos Gruppe gehören würde. Aber er war fest entschlossen, keine zu schwerer, gefährlicher Arbeit verdammte Drohne zu werden. Er musste sich auf Beschäftigungen konzentrieren, die ihn von den Nazis fernhielten und ihn in die Nähe von Essen brachten.

Toivi sah sich unter seinen Mithäftlingen um. Im Bewusstsein, dass ein kräftiger Mann, dem es gelang, gesund zu bleiben, sich offensichtlich richtig verhielt, begann er, einen stämmigen jungen Juden zu beschatten. Vielleicht konnte er davon profitieren. Als Wagner den kräftigen Kerl zu sich rief, trotete Toivi einfach mit, als seien sie ein Team. Wagner führte sie zu einem Stapel Kiefernzweige in der Nähe des Haupttors, deutete auf die kahlen Stellen in dem getarnten Zaun, wo die trockenen Nadeln im Laufe des Winters abgefallen waren, und befahl ihnen, rechts und links vom Haupttor neue Zweige einzuflechten. Die Arbeit war zwar leicht und wurde nicht direkt überwacht, befand sich jedoch, zu Toivis Missfallen, im offenen Gelände und war deshalb leicht kontrollierbar. Falls Wagner oder ein anderer Nazi

ihn für zu langsam hielt oder sein Flechtwerk nicht mochte, würde er ihn auspeitschen oder ins Lager III schicken. Also hielt Toivi nach einer anderen Arbeit Ausschau.

Statt seinem Kollegen zu folgen, schloss sich Toivi eines Morgens einfach Selma und Chaim und den 100 anderen Sortierern an. Er fand Sortieren sicherer als Zweigeflechten, aber für seinen Geschmack war es immer noch zu weit vom Essen entfernt und zu nahe bei Franz Wolf und dem allgegenwärtigen Wagner, der wie ein zwei Meter grosser Schatten durch die Baracken huschte. In einer Ecke des Schuppens türmten sich Koffer zu einem Berg aus Pappkarton und Leder. Nur ein einziger Jude war damit beschäftigt, die Taschen zu säubern, Etiketten und Namensschilder abzukratzen, die Gepäckstücke nach Grösse zu ordnen und alle Teile auszusortieren, die zu alt oder zu beschädigt zum Verkaufen waren. Es war mehr Arbeit, als ein einzelner müder Jude bewerkstelligen konnte. Also fing Toivi eines Morgens einfach mit dem Sortieren von Koffern an, statt zu den Kleidertischen zu gehen. Der zuständige Jude glaubte, Wagner habe ihm einen Helfer geschickt; und die Gebrüder Wolf schienen derselben Ansicht zu sein. Toivi hatte eine neue Arbeit gefunden. Natürlich gab es in den Koffern nichts Essbares, aber man konnte sich zumindest sicher fühlen; da man hörte, wenn am gegenüberliegenden Ende jemand die Baracke betrat, hatte man immer noch genügend Zeit, den Eifrigen zu spielen.

Es dauerte nicht lange, bis Toivi sein eigenes System entwickelt hatte. Da die Koffer kreuz und quer übereinandergestapelt wurden, bildeten sich Tunnel in dem Lederlabyrinth. Toivi grub sich eine Höhle in den Berg, wo er ausruhen oder schlafen konnte. Bald betrieb er einen schwunghaften Handel. Seine Geschäftspartner waren Juden, die Lebensmittel besaßen, aber keinen Platz, wo sie diese verzehren konnten. Im Tausch gegen eine Verschnaufpause in Toivis sicherem Unterschlupf teilten sie ihr Essen mit ihm. Toivi stieg in die Klasse der Sobibór-Schmuggler auf.

Wer beim Schmuggeln von Lebensmitteln erwischt wurde, wurde ausgepeitscht oder erschossen – je nach Laune des Nazis, an den man geriet. Toivi waren die Konsequenzen gleichgültig; aus ihm unerklärlichen Gründen liebte er die Gefahr.

Er wusste genau, welch tödliches Risiko er einging, seit er Wagner eines Tages bei einer der überraschenden Durchsuchungen, die der Nazi so liebte, beobachtet hatte: Wagner hielt einen Buben an, der eine zusammengebundene Decke voller Schuhe über der Schulter trug, und befahl ihm, den Inhalt auf den Boden zu leeren. Der Nazi untersuchte Paar für Paar auf mögliche Schmuggelware; in einem Schuh fand er eine Büchse Sardinen.

«Hier rüber!» brüllte er den Häftling daraufhin an. «Rein!»

Der Bub musste in den Graben springen, in dem Ausweise und persönliche Dokumente, alte Kleidung und zerbrochenes Spielzeug verbrannt wurden.

Wagner zog seine Pistole und erschoss sein Opfer.

Freitagnachts, kurz vor der Ankunft der holländischen Transporte, polterte SS-Oberscharführer Frenzel in die Schlafbaracken, blies wie ein Verkehrspolizist auf seiner Trillerpfeife und brüllte:

«Aufstehen! Aufstehen! Los, Beeilung! Bahnhofskommando ... Gepäckträger ... Friseure ... Raus!»

Mit mulmigem Gefühl im Magen zogen sich die Aufgerufenen schweigend an und stellten sich draussen in Zweierreihen hinter dem für sie zuständigen Kapo auf. Die übrigen Häftlinge durften bis zum Fünf-Uhr-Wecksignal weiterschlafen.

Eines Nachts kommandierte Frenzel Toivi zum Dienst im ersten von drei Schuppen innerhalb des Schlauchs zum Lager III ab.

«Stell dich hierhin», wies ihn der Nazi an. «Sag ihnen, sie sollen ihr Handgepäck ablegen.»

Ihre Koffer hatten die holländischen Juden bereits im Zug oder auf der Entladerampe stehenlassen und dafür von Abraham und seinen Kollegen vom Bahnhofskommando Gepäckscheine erhalten, waren allerdings von den Nazis aufgefordert worden, Geldbörsen, Handgepäck und Einkaufstaschen mitzunehmen.

«Handtaschen ablegen!» rief Toivi, während sich die Holländer schweigend und nervös im Gänsemarsch durch seine Hütte zwängten. «Handtaschen hierher!»

Auch Toivi war nervös. Frenzel hatte ihm eine gefährliche Aufgabe zugewiesen, die Art von Arbeit, die er eigentlich zu vermeiden suchte. Er stand weniger als 100 Meter vom Lager III entfernt – näher als je zuvor

-, und die Nazis waren gereizt, wie immer wenn ein neuer Transport abzufertigen war. Nachdem die Holländer seine Hütte passiert hatten, warf Toivi ihr Handgepäck auf Decken, die von anderen Häftlingen in die Sortierbaracke geschleppt wurden.

Nach seinem ersten Einsatz wurde Toivi regelmässig zur freitäglichen Nachtschicht abkommandiert. Gelegentlich zog ihn Frenzel vom Handgepäckschuppen ab und schickte ihn in die letzte der drei Baracken am Ende des Schlauchs – kaum zehn Meter vom Eingang zu Lager III entfernt. Es handelte sich dabei um eine Art Scheune mit je einer Tür an beiden Querseiten und zwei Reihen von Sessel auf dem Holzboden. Einer der Wolf-Brüder oder Frenzel führten dort die Aufsicht.

Nackte Frauen und Mädchen betraten den Schuppen. Die meisten mussten nicht einmal dazu aufgefordert werden, sich hinzusetzen. Es kostete Toivi weniger als eine Minute, ihnen mit einer vor jedem Transport in Shlomos Werkstatt geschliffenen Schere die Pferdeschwänze oder offenen Locken abzuschneiden. Die Haarberge wurden später in Säcken verpackt nach Deutschland geschickt, dort gesponnen und zu Industriefilz verarbeitet oder gekämmt, geschnitten und zu Schlapfenfutter für U-Bootbesatzungen gewebt.¹

Die holländischen Frauen wehrten sich nicht. Man hatte ihnen gesagt, dass ihr Haar geschnitten würde, um der Verbreitung von Läusen vorzubeugen. Manche Frauen weinten. Andere bedeckten, angesichts der Gegenwart von Männern, ihre Brüste mit den Händen und pressten die Oberschenkel zusammen. Sie redeten kaum, wenn sie nacheinander die Hütte betraten, mit ihren nackten Füßen über die Berge von Pferdeschwänzen und dunklen Locken auf dem Fussboden liefen, vornübergebeugt, mit schamhaft gesenktem Blick auf den Sessel sassen und die Hütte, eine nach der anderen, durch die rückwärtige Tür wieder verliessen. Toivi hatte nie zuvor eine nackte Frau gesehen, und wie alle 15-jährigen sehnte er sich nach dem Anblick. Aber wenn die Frauen zögernd den Schuppen betraten, schlug er seine Augen aus Scham vor ihnen nieder; er schämte sich, sie so ansehen zu müssen und ihnen den letzten Rest weiblicher Würde abzuschneiden.

Die polnischen Frauen liessen sich nicht hereinlegen; sie versuchten, sich mit Worten gegen ihre Nacktheit zu wehren. Gewöhnlich verfluchten sie die Nazis und schrien Toivi und die anderen, meist sehr jungen «Friseure» an: «Wir werden ermordet. Warum sagt ihr nichts? Steht doch nicht einfach herum. Tut etwas!»

Toivi ignorierte ihre Bemerkungen, wich ihren hass- und angsterfüllten Blicken aus und konzentrierte sich darauf, so schnell wie möglich Haare zu schneiden.

«Deine Zeit wird auch noch kommen», prophezeiten sie Toivi, während sie von Wolf oder Frenzel zum Schweigen und Weitergehen aufgefordert wurden.

Oft drangen aus den Gaskammern Schreie an Toivis Ohr, zunächst laut, dann immer schwächer; danach Stille. Oder er hörte das trauernde Klagen des «Eli, Eli», jenes alten Liedes, das die Verbindung des Auserwählten Volkes zu seinem Gott zum Ausdruck bringt.

«Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen», hörte Toivi sie singen, wenn sie vor den Gaskammern standen. Und gerade, wenn es schien, als würden sie ihrem Gott abschwören, weil er sie dem Feind ausgeliefert habe, stimmten sie, über alle Zweifel hinweg, ihr Glaubensbekenntnis an, wie es ihre Vorfahren über viele Jahrhunderte getan hatten:

«Höre, Israel, der Herr unser Gott, einzig ist der Herr.»

Es klang wie der Aufschrei eines geschlagenen, beraubten, gequälten Volkes.

Toivi musste all dies zwei Stunden lang ertragen, bis ihm Frenzel erlaubte, ins Bett zurückzukehren. Um sieben Uhr in der Früh begann schon wieder das Sortieren der in der Nacht beschlagnahmten Waren. Während Toivi einzuschlafen versuchte, liefen vor seinen Augen noch einmal die Bilder der vergangenen Stunden ab: die Schreie, die stillen Tränen auf den Wangen der Mädchen in seinem Alter, das quälende Klagen des «Eli, Eli», das er so viele Male in der Synagoge von Izbica gehört hatte.

Aber nichts von alledem war mehr wichtig für ihn; weder die Hoffnung, der Glaube, die Grausamkeit noch Gott oder die Nazis. Nur das Leben zählte. Es war das einzige, was noch existierte. Ein Strohalm.

In einer verregneten Frühlingsnacht passierte es schliesslich. Zwei Juden – ein Maurer und ein todgeweihter Tischler mit gebrochenem Arm – gruben sich hinter der Tischlerei unter dem südlichen Zaun durch. Wagner war in Urlaub, so dass Frenzel die Oberaufsicht über die Häftlinge führte. Zum Morgenappell erschien Frenzel in seinem schwarzen Mantel auf dem Hof, um die Rapporte der Kapos und der Werkstattleiter entgegenzunehmen.

«Zwei fehlen», meldete Shlomo.

«Wo sind sie?» fragte Frenzel.

«Ich weiss es nicht», antwortete Shlomo wahrheitsgemäss; er hatte tatsächlich keine Ahnung von der Flucht.

Frenzel rief Josel zu sich. «Sind sie krank?»

«Nein», erwiderte der Krankenpfleger; auch er wusste nichts von der Flucht. Frenzel stürmte davon. Als er aus der Kommandozentrale zurückkehrte, war sein dünnes Lächeln verschwunden. Die Wachen hatten offenbar das Loch in dem sandigen Boden entdeckt.

Frenzel schritt die Reihen ab und liess jeden zehnten Juden heraustreten. Selma grub ihre Nägel in ihre Handflächen, als sich der Nazi Chaim näherte. Doch Frenzel ging vorbei und griff sich den vor Josel stehenden Juden. Auch Itzhak und Eda, Bajle und Shlomo, Esther und Hella, Toivi und Abraham blieben verschont. 20 aus der Menge aussortierte Häftlinge warteten schliesslich auf Frenzels nächsten Befehl. Und obwohl sie genau wussten, wie dieser lauten würde, widersprachen, flehten oder weinten sie nicht.

Als Frenzel die Gruppe in Richtung Lager III in Marsch setzte, tauchte Johann Niemann, der Adjutant des Kommandanten, plötzlich auf dem Hof auf. Eine Reitpeitsche hinter seinem Rücken schwenkend, bewegte er sich – wie immer – so langsam, als sei er gehbehindert. Niemann bedeutete Frenzel, stehenzubleiben. Die beiden Deutschen hielten eine kurze Konferenz ab. Danach zählte Niemann jeden zweiten der zum Tode verurteilten Juden ab und liess ihn in seine Reihe beim Appell zurücktreten. Kein Mensch wusste, warum Niemann zehn Häftlingen eine Gnadenfrist gewährte. Man vermutete, dass Frenzel in seiner Wut seine Kompetenzen überschritten hatte und dass der Adjutant des Kommandanten demonstrieren wollte, wer der Herr im Hause war. Ein paar Minuten später zog Frenzel mit seinen Geiseln Richtung Lager III ab; kurz darauf hörten die Juden zehn Schüsse.

Nach diesem Vorfall ergriffen die Nazis Massnahmen, um weitere Fluchtversuche unmöglich zu machen. Die Baracken wurden mit Ketten und Vorhängeschlossern ausgerüstet und die Juden über Nacht eingeschlossen. Eine

Häftlingsbrigade musste einen breiten, tiefen Graben zwischen den beiden äusseren Zäunen von Lager I ausheben. Ausserdem verminten die Nazis sämtliche Felder rund um das Lager – sowohl als Vorsichtsmassnahme gegen die im Parzew-Wald zunehmend aktiver werdenden Partisanen als auch gegen einen erneuten Ausbruchversuch. Wagner liess von Mordechai und seinen Helfern Schilder mit der Aufschrift GEFAHR! MINEN! in Deutsch, Polnisch und Russisch malen. Und er befahl Shlomo und dessen Kollegen, lange Metallröhren zu schneiden, deren eines Ende zugeschweisst und deren anderes Ende halb offengelassen werden sollte.

«Sofort zu erledigen», warnte Wagner.

Die Nazis füllten die Röhren mit Sprengstoff und befestigten Zünder darin. Die Landminen waren primitiv, allerdings auch nur als Übergangslösung gedacht. Bald traf ein Spezialistenteam der Wehrmacht mit dem richtigen Material ein. Und dessen Minen funktionierten; gelegentlich geriet ein über die Felder hoppelndes Kaninchen in den Sprenggürtel und brachte eine zur Explosion.²

Shlomo und seine Werkstattkollegen, die für den Frühling einen Ausbruch geplant hatten, waren am Boden zerstört. Es bestand nicht nur keine Chance mehr, während der Nacht zu fliehen, sondern es galt jetzt auch noch einen Graben und einen 15 Meter breiten Minengürtel zu überwinden. Darüber hinaus hatten die Nazis tatsächlich ihre Drohung wahr gemacht. Für einen Fluchtversuch, hatten sie gewarnt, würden die restlichen Juden büssen.

Vielleicht, überlegten Shlomo und seine Freunde, sollten sie über einen Aufstand nachdenken, einen Massenausbruch, der jedem fluchtwilligen Juden die gleiche Chance böte.

Kapitel 17

Frühling 1943

Während die Nazis die Felder rund um Sobibór verminten, griffen im etwa 250 Kilometer nordwestlich gelegenen Warschau die Juden im Ghetto die Wehrmacht an. Von den 500.000 Juden, die einst die Ghettostrassen bevölkert hatten, lebten im Frühling 1943 nur noch 75.000. Darunter befand sich eine Kampftruppe von knapp 1.000 jungen Männern und Frauen. Nach Anweisung von General Sikorski hatte ihnen die Heimatarmee widerstrebend Waffen geliefert – Pistolen, Gewehre und elf Pfund Dynamit. Von den Kommunisten erhielten die Aufständischen weitere Pistolen und ein paar Handgranaten; und von den Sozialisten wurden sie mit 2.000 Litern Benzin, einer Ladung Kaliumchlorat und anderen zur Herstellung von Sprengstoff benötigten Materialien versorgt. Ausserdem gelang es den Warschauer Ghetto kämpfern, deutschen und italienischen Deserteuren einzelne Pistolen und Handgranaten abzukaufen.

Insgesamt waren es jedoch weniger als 200 bewaffnete Juden, die im April 1943 2.000 unerfahrene Soldaten unter General Jürgen Stroop angriffen. Die Juden hielten einen Monat lang stand, während Stroop mit Panzern alle Gebäude dem Erdboden gleichmachen liess, die Kanalisation flutete, Bunker und Keller mit Flammenwerfern ausräucherte, Spürhunde einsetzte und alles in die Luft sprengte, was nach einem Versteck aussah.

Im Mai meldete Stroop an Himmler, von den Anfang April im Warschauer Ghetto lebenden 75.000 Juden seien 7.000 liquidiert und die übrigen nach Treblinka transportiert worden. Seine eigenen Verluste bezifferte Stroop auf 16 getötete und 90 verwundete Soldaten (vermutlich eine Untertreibung, um das Gesicht zu wahren).

Nicht einmal 100 der jüdischen Kämpfer gelang es, zu den Partisanen zu fliehen, auf der «arischen» Seite Warschaus unterzutauchen oder bis zur Ankunft der Russen in den Trümmern zu überleben. Der Rest fiel im Kampf oder beging Selbstmord, um sich der Gefangennahme zu entziehen. Die polnische Heimatarmee begleitete den gesamten Aufstand mit Beifallsbekundungen – aus sicherer Distanz.¹

Während die Nazis also Sobibór verminten und die Warschauer Juden gegen die Deutschen kämpften, trafen alliierte Diplomaten – die längst beschlossen hatten, nichts zu unternehmen – auf den Bermudas zusammen, um über jüdische Flüchtlinge zu diskutieren; und Jan Karski berichtete in Washington, was er in Polen gesehen hatte.

Washington war natürlich über den Warschauer Aufstand informiert – die schwedische Presseagentur hatte den letzten Funkspruch veröffentlicht, den die Warschauer Juden vor Einstellung des Sendebetriebs ihrer Station ausgestrahlt hatten:

Die letzten 35.000 Juden im Warschauer Ghetto sind zur Exekution verdammt.

Warschau hallt von Gewehrsalven wider.

Die Menschen werden ermordet.

Frauen und Kinder verteidigen sich mit ihren blossen Händen.

Rettet uns ...²

Zu Karskis Gesprächspartnern in den Vereinigten Staaten zählten neben den Repräsentanten jüdischer Organisationen (Rabbi Wise und Nahum Goldmann), katholischen Würdenträgern (den Kardinälen Spellman, Mooney und Stritch sowie dem Apostolischen Nuntius) und Spitzenpolitikern (dem Kriegsminister, dem Aussenminister und dem Generalstaatsanwalt) auch der Direktor des Office of Strategic Services (OSS) William Donovan, Richter Felix Frankfurter und Präsident Roosevelt.³ «Seien Sie präzise!» wurde Karski vor seinem Treffen mit General «Wild Bill» Donovan vom polnischen Botschafter in Washington ermahnt. «Er ist gut informiert.»

Das war Donovan in der Tat. Interne OSS-Studien hatten bereits im Frühling 1942, als in Sobibór die Gaskammern in Betrieb genommen wurden, von einer «systematischen Liquidierung der Juden» gesprochen. Ausserdem hatte das OSS einen Mitarbeiter in London sitzen: Arthur Goldberg, später amerikanischer Botschafter bei den Vereinten Nationen. Goldberg war ein enger Freund von Szmuel Zygielbojm, dem jüdischen Abgeordneten des polnischen Nationalrats. Goldberg übermittelte Donovan regelmässig den Inhalt seiner Gespräche mit Zygielbojm.

Karski musste sich nicht um Präzision bemühen, denn «Wild Bill» zeigte weder Interesse an Polen noch an den Juden. Donovan erkundigte sich ausschliesslich danach, ob seine Beamten den Kurier bei seiner abenteuerlichen Reise in den Westen in Spanien gut behandelt hätten.

«Alles in Ordnung?» fragte er. «Irgendwelche Fehler? Beschwerden?» «Es ging alles glatt», versicherte ihm Karski. «Ich war zufrieden.» Donovan schlug sich begeistert auf den Oberschenkel «Meine Jungs!» verkündete er stolz. «Meine Jungs!»

Felix Frankfurter, Richter am Obersten Gerichtshof der USA, hörte Karski aufmerksam zu.

«Junger Mann, wissen Sie, wer ich bin?» fragte er den Kurier mit bohrendem Blick.

«Ja, Sir. Der Botschafter hat mir erklärt, dass Sie eine sehr bedeutende Persönlichkeit sind.»

«Wissen Sie, dass ich Jude bin?»

«Ja, Sir.»

«Also gut, junger Mann, erzählen Sie mir, was mit den Juden in Ihrem Land geschieht. Ich habe viele Geschichten gehört. Ich will die Wahrheit wissen.» Während Karski leidenschaftslos seinen Bericht ablieferte, wie ein Schüler ein schreckliches Gedicht aufsagt, schritt Frankfurter im Zimmer auf und ab, ohne den Kurier zu unterbrechen.

«Junger Mann», sagte er, nachdem Karski geendet hatte, «man hat mir zu verstehen gegeben, dass Sie aus der Hölle kommen und dorthin zurückkehren werden. Angesichts dessen muss ein Mann wie ich einem Mann wie Ihnen gegenüber völlig offen sein.» Er hielt kurz inne. «Ich kann Ihnen einfach nicht glauben.»

Der bei dem Gespräch anwesende polnische Botschafter Jan Ciechanowski reagierte empört. Er versicherte Frankfurter, dass Karski mit Befugnis der polnischen Regierung spreche und die schmerzliche Wahrheit erzähle.

«Ich habe nicht behauptet, dass dieser junge Mann lügt», erwiderte Frankfurter. «Ich sagte, ich kann ihm nicht glauben. Das ist ein Unterschied.» Als Karski Einzelheiten zu erläutern begann, reckte der Richter seine Hände in die Höhe, als wolle er die Wahrheit abwehren. «Nein, nein, nein!» schrie er verzweifelt.

Das Gespräch war beendet.

«Fassen Sie sich kurz!» riet Botschafter Ciechanowski Karski auf dem Weg zum Weissen Haus. Wie General Donovan war auch Präsident Roosevelt über die Lage der Juden unterrichtet; er hatte bereits eine von Rabbi Wise angeführte jüdische Delegation empfangen, die ihn anhand von Zahlen Land für Land über den Völkermord an den Juden aufgeklärt und ihm die 20-seitige Dokumentation *Blue Print for Extermination* («Plan zur Vernichtung») vorgelegt hatte. Roosevelt zeigte sich schockiert über die Mitteilung, dass bereits zwei Millionen Juden ermordet worden seien, und versicherte Rabbi Wise, die Vereinigten Staaten würden alles in ihrer Macht Stehende unternehmen, um das Morden zu beenden «und diejenigen zu retten, die noch zu retten sind».

Roosevelt stellte Karski gezielte Zwischenfragen über den Alltag in Polen, den polnischen Untergrund, die Moral der Polen und der Deutschen sowie die Absichten der Sowjets. Als der Kurier über die polnischen Juden sprach, hörte der Präsident jedoch schweigend zu.

«Ich bin davon überzeugt, dass die Berichte über die Lage der Juden nicht übertreiben», schloss Karski. «Unsere Untergrundführung ist absolut si-

cher, dass die Deutschen die Vernichtung der gesamten jüdischen Bevölkerung Europas planen.»

«Versichern Sie dem polnischen Untergrund», antwortete Roosevelt, «dass seine unnachgiebige Haltung gebührende Anerkennung findet. Sagen Sie Ihren Leuten, dass sie die mutige Entscheidung, jede Kollaboration mit dem Feind zu verweigern, niemals zu bereuen haben werden, und dass Polen überleben wird, um die Früchte seines Heldentums und seiner Opferbereitschaft zu ernten.»⁴

Präsident Roosevelt sandte nicht nur keinerlei Botschaft an die Juden, er hatte auch bereits Rabbi Wise irreführt. Die Vereinigten Staaten beabsichtigten keineswegs, alles in ihrer Macht Stehende zur Rettung der Juden zu unternehmen. Als das britische Aussenministerium die bilaterale Bermuda-Konferenz anregte, blockierte das US-Aussenministerium deren Zustandekommen. Die amerikanischen Behörden verweigerten die Aufnahme weiterer Juden, obwohl die Einwanderungsquote für Europäer noch fast eine halbe Million freier Plätze auswies.

Typisch für die Taktik des US-Aussenministeriums war auch die Reaktion auf den schwedischen Plan. Das mit 42.000 jüdischen Flüchtlingen – einschliesslich fast aller dänischen Juden – zum Bersten volle kleine

Schweden hatte England und den Vereinigten Staaten einen vernünftigen Vorschlag unterbreitet. Als neutrales Land, das gute Beziehungen zu Deutschland unterhalte, wolle Schweden an Hitler ein Ausreisegesuch für 20.000 jüdische Kinder stellen, falls England und die Vereinigten Staaten sich bereit erklärten, einen Teil der Kosten für Ernährung und medizinische Versorgung zu übernehmen und nach dem Krieg bei der Wiedereingliederung der Kinder zu helfen. Während die Briten sofort zustimmten, vertagte das US-Aussenministerium seine Entscheidung fünf Monate lang, um schliesslich einen Zusatzantrag zu stellen: Die Schweden sollten einige nicht-jüdische norwegische Kinder in die zwanzigtausend einbeziehen. Als der Änderungsvorschlag in Schweden eintraf – acht Monate nach der ersten Anfrage –, hatte sich Schwedens Beziehung zu Deutschland dramatisch verschlechtert. Der Plan wurde aufgegeben.⁵ Als die Vereinigten Staaten die Bermuda-Konferenz nicht länger hinauszögern konnten, versuchten sie sich als Initiator des Vorschlags zu präsentieren – sehr zum Missfallen des britischen Aussenministeriums, das eine positive Presse dringend nötig hatte. Die US-Unterhändler erhielten geheime Anweisung:

- keine Zusage für die Aufnahme weiterer jüdischer Flüchtlinge in die Vereinigten Staaten,
- keine Bürgerschaft für Rettungsaktionen zu übernehmen,
- keinen Geleitschutz für Flüchtlingsschiffe anzubieten,
- keine US-Schiffe für die Beförderung von Flüchtlingen zur Verfügung zu stellen.

Am Ende der Konferenz veröffentlichten die Vereinigten Staaten und Grossbritannien ein gemeinsames Bulletin, in dem es hiess, die Delegierten hätten eine Reihe konkreter Hilfsmassnahmen für Flüchtlinge aller Nationalitäten verabschiedet; aufgrund der Kriegssituation müssten jene Massnahmen jedoch geheim bleiben. Es handelte sich dabei zum einen um die Reaktivierung des völlig ineffektiven regierungsübergreifenden Flüchtlingskomitees, damit dieses sich mit der Problematik befassen könne, zum anderen um die Verschiffung von 21.000 Juden, die sich in Spanien bereits in Sicherheit befanden, nach Nordafrika, um auf diese Weise Platz für weitere Flüchtlinge zu schaffen.

«Aus meiner Sicht war die Bermuda-Konferenz völlig fruchtlos», schrieb der Diplomat Myron Tayler in einem vertraulichen Memorandum an US-Aussenminister Cordell Hull. «Und ich wusste, dass sie es sein würde.»⁶

Die Nachricht von der Weigerung der Alliierten, die Warschauer Juden im Kampf gegen die Deutschen zu unterstützen, und die vom Scheitern der Bermuda-Konferenz erreichten schliesslich auch Szmuel Zygielbojm in London. Wie versprochen hatte Karski den Bund-Vorsitzenden gleich nach seiner Ankunft in England aufgesucht. Zygielbojm und Karski hatten eines gemeinsam: Beide waren von der Gestapo verhaftet und gefoltert worden; Zygielbojm 1940, bevor dem in Warschau auf der Fahndungsliste der Nazis ganz oben stehenden Mitbegründer der Widerstandsbewegung die Flucht aus Polen gelang. Zygielbojm reagierte fast hysterisch, als er Karski sah.

«Warum haben die ausgerechnet Sie geschickt?» brüllte er. «Wer sind Sie? Sie sind kein Jude!»

Als ihm Karski jedoch erklärte, wie und unter welchen Umständen er in Warschau zum Kurier für die Juden geworden war, beruhigte sich Zygielbojm wieder. Er setzte sich, stützte die Hände auf die Knie und beugte den Oberkörper nach vorn, um keine Silbe zu verpassen. Seine dunklen Augen blickten starr geradeaus; kein Muskel seines Körpers schien sich zu bewegen.

«Sie erzählen mir nichts, was ich nicht bereits wusste», unterbrach Zygielbojm Karskis Bericht. «Ich weiss mehr als Sie.»

Als Karski dem Bundisten die Reaktionen britischer Politiker auf Feiners und Bermans Forderungen schilderte, explodierte Zygielbojm: «Erzählen Sie mir nicht, was hier gesagt und getan wird. Das weiss ich selbst. Ich will wissen, was dort passiert. Was sie dort wollen. Was sie dort sagen.» «Also gut», antwortete Karski. «Dies ist es, was sie von ihren Vertretern in den Ländern der freien Welt erwarten. Dies sind die Worte, die sie mir aufgetragen haben weiterzugeben: Sie sollen sich vor allen wichtigen englischen und amerikanischen Behörden versammeln. Sie sollen dort so lange bleiben, bis man ihnen garantiert, dass Entscheidungen zur Rettung der Juden getrof-

fen werden. Lasst sie weder Nahrung noch Flüssigkeit akzeptieren. Lasst sie unter den Augen der Öffentlichkeit eines langsamen Todes sterben. Lasst sie sterben. Vielleicht wird dies das Gewissen der Welt aufrütteln.»

Zygielbojm nahm Feiners Forderung wörtlich. Am 12. Mai 1943, als General Stroop die letzten Juden im Warschauer Ghetto tötete und die Bermuda-Konferenz ohne die Spur einer Hoffnung endete, beging Zygielbojm Selbstmord. In einem Abschiedsbrief an seine Freunde und die Weltöffentlichkeit schrieb er:

Ich kann nicht schweigen. Ich kann nicht weiterleben, während die letzten Angehörigen des jüdischen Volkes, dessen Repräsentant ich bin, zugrunde gehen. Meine Freunde im Warschauer Ghetto starben mit Waffen in ihren Händen in der letzten heroischen Schlacht. Es war mir nicht vergönnt, an ihrer Seite zu sterben, aber ich gehöre zu ihnen und in ihre Massengräber.

...

Vielleicht kann ich mit meinem Tod etwas erreichen, das ich im Leben nicht erreicht habe, nämlich, dass konkrete Massnahmen ergriffen werden, um wenigstens die paar 100.000 zu retten, die von den einstmals dreieinhalb Millionen übriggeblieben sind.⁷

Es wurden keinerlei konkrete Massnahmen ergriffen; und falls die Alliierten von Zygielbojms Tod berührt waren, so zeigten sie es nicht.

Kapitel 18

Sommer 1943

Eines Tages wurde Toivi von Frenzel dabei ertappt, wie er während der Arbeitszeit mit einer Büchse Sardinen in der Tasche von Lager II zu Lager I schlich.

«Kleiner!» rief der Nazi. (Er redete Toivi immer so an.) «Wo gehst du hin? Komm her!»

Frenzel schien guter Laune zu sein, denn statt den Buben zu durchsuchen und ihn anschließend auszupeitschen oder zu erschiessen, hob er nur eine dünne Latte auf und begann, damit auf Toivi einzuschlagen. Toivi war sich nicht sicher, wie weit der Nazi gehen würde – ob er ihn totschiessen, seinen Arm brechen oder seinen Schädel zertrümmern würde. Also rannte er weg und verkroch sich in seiner Baracke im Lager I. Vor einem Nazi davonzulaufen, bedeutete zwar ebenfalls den Tod, aber Toivi sah keinen anderen Ausweg.

Josel hielt sich gerade in der Baracke auf.

«Hilf mir!» flehte Toivi und verzog sich in den hintersten Winkel seiner Koje, um sich unsichtbar zu machen.

Frenzel folgte ihm auf dem Fuss. «Wie fühlst du dich?» fragte der Nazi. Ernste Besorgnis schwang in seiner Stimme mit, als fühle er sich schuldig, den Buben mit einer Latte geschlagen zu haben.

«Es tut weh», antwortete Toivi.

«Ruh dich hier aus, Kleiner, und dann zurück an die Arbeit.»

So nah wie in jenem Augenblick war Toivi dem Tod noch nie gewesen, seit Frenzel ihn zu seinem Putzer gemacht hatte. (Er polierte übrigens niemals die Stiefel des Nazis.) Nach diesem Zwischenfall begann Toivi, ernsthaft an Flucht zu denken. Wie so viele Häftlinge phantasierte er tagsüber darüber, träumte nachts davon und sprach abends hinter den Baracken mit seinen beiden holländischen Freundinnen nur noch über dieses Thema.

Eines Tages sah Toivi eine Kolonne von 40 Mann zu einer dicht bewaldeten Ecke des Lagers marschieren. (Die Häftlinge nannten jenen Bereich «Nordlager».) Dieser Teil hatte einst zum Kiefernwald gehört, war jedoch von den Nazis beim Bau von Sobibór für den Fall einer späteren Erweiterung der An-

lage mit Stacheldraht eingezäunt worden. Das Nordlager wurde weder schwer bewacht, noch patrouillierten dort Ukrainer. Wenn es einen Ort gab, den Toivi für eine Flucht bei Tag für geeignet hielt, dann war es das Nordlager.

Eines Sommertags schloss er sich einfach der dorthin marschierenden Arbeitsbrigade an. Die Nazis hatten nicht durchgezählt; da ausserdem zwei Freitage hintereinander keine Transporte aus den Niederlanden eingetroffen waren und die übliche Lageroutine dadurch unterbrochen war, vermisste ihn im Lager II niemand.

Toivi hatte einen neuen Überlebenstrick gelernt. Er hatte bemerkt, dass die Nazis grossen Wert auf Sauberkeit und Ordnung legten. Es gefiel ihnen, die Häftlinge «dreckige Juden» zu nennen. Tatsächlich sahen die meisten der mit Viehwagen im Lager eintreffenden polnischen Juden völlig zerlumpt aus und hatten Läuse, da die hygienischen Zustände in den vollgestopften, stinkenden Ghettos ohne sanitäre Anlagen katastrophal waren. Für die Nazis, so schien es Toivi, waren Sauberkeit und Gepflegtheit das Mass aller Dinge. Würden sie ihn nicht besser behandeln, wenn er ebenso viel Wert auf Reinlichkeit legte wie sie?

Toivi achtete fortan peinlich darauf, dass seine Stiefel immer poliert waren; und wenn sie zu abgetragen aussahen, organisierte er ein neues Paar. Er wusch sich gründlich und kämmte sein Haar sorgfältig; er liess sich von Judah, dem Friseur, gegen Bezahlung in Lebensmitteln regelmässig die Haare schneiden. Wie ein Bub, der sich für sein erstes Rendezvous zurechtmacht, wählte er seine Hosen und Hemden mit grosser Sorgfalt aus den Stapeln im Warenlager; wobei er besonders auf den perfekten Sitz der Kleidung achtete. Er bügelte seine Hosen, indem er sie nachts unter die Matratze legte. Und er lernte, grösser zu wirken, als er eigentlich war, indem er sich einen aufrechten, schwungvollen Gang mit geradem Rücken und erhobenem Haupt angewöhnte.

Die Nazis beabsichtigten, das Nordlager zu einer Waffenfabrik auszubauen. Der Plan beinhaltete unterirdische Bunker, in denen die von den Russen erbeuteten Gewehre und Artilleriegeschütze sortiert, repariert und gelagert werden sollten, sowie Baracken zur Unterbringung der Häftlinge, die dort arbeiten sollten. Die Bunker waren bereits fertiggestellt, die Baracken befanden sich im Bau.

Die Idee eines Waffendepots faszinierte Himmler dermassen, dass er dem Verwaltungsdirektor des gesamten Lagersystems, SS-Obergruppenführer Oswald Pohl, vorschlug, Sobibór von einem Todeslager in ein auf die Reparatur von Waffen spezialisiertes Arbeitslager umzuwandeln. Pohl diskutierte Himmlers Vorschlag mit SS-Obergruppenführer Globocnik und schrieb anschliessend an den Reichsführer-SS:

Ihr Ziel, in Sobibór ein Depot für erbeutete Feindeswaffen anzulegen, kann ohne Umwandlung des Lagers verwirklicht werden. Wir bevorzugen, dass alles so bleibt wie bisher.¹

Nach Himmlers Zustimmung ging die Arbeit im Nordlager im Sommer 1943 mit halbsbrecherischer Geschwindigkeit voran. Als Toivi sich der dortigen Arbeitsbrigade anschloss, rodeten einige jüdische Häftlinge den Wald, um Platz für neue Baracken zu schaffen, andere sortierten bereits Waffen in den Bunkern, und wieder andere bauten eine etwa einen Kilometer lange Strasse, die vom Haupttor zum Nordlager führte.

SS-Oberscharführer Gomerski führte die Aufsicht sowohl über das Nordlager als auch über die Waldbrigade, die in den Wäldern ausserhalb von Sobibór Bäume für die Scheiterhaufen von Lager III und die Öfen von Lager II fällte. Der ehemalige Boxer wurde an Gemeinheit und Brutalität nur noch von Wagner übertroffen. Gewöhnlich hielt er sich bei den Holzfällern ausserhalb des Lagers auf, und Toivi versuchte, ihm so weit wie möglich aus dem Weg zu gehen.

Polizeiwachtmeister Dachsel beaufsichtigte die Strassenbaukolonne. Er war ein Mann um die 50 mit grauem Haar und einem kleinen Bierbauch. Im Gegensatz zu Gomerski war er zwar streng, aber keineswegs grausam, was nicht bedeutete, dass er auf die 25 Peitschenhiebe verzichtet hätte, wenn ein Regelverstoss eine solche Strafe vorschrieb. Toivi schloss sich Dachsels Mannschaft an, in der Absicht, sich eine bequeme Arbeit an Land zu ziehen. Wenn Dachsel «Lauf!» rief, rannte er; hiess es «Schneller!», beeilte er sich. Toivi schlug im Nordlager junge Bäume, schnitt die Äste ab, sägte die Stämme auf gleich-mässige Länge und legte sie nebeneinander, so dass eine Holzpiste für Lastwagen entstand. Wie erhofft, erregte er bald Dachsels Aufmerksamkeit und bekam von dem Nazi schliesslich die Verantwortung für die gesamte Brigade übertragen. Mit seinen erst 15 Jahren war Toivi zum Aufseher aufgestiegen, nur eine Stufe unterhalb der Kapos.

Es war eine leichte Arbeit, die Toivi gefiel. Er liess seine Mannschaft in Zweierreihe antreten und im Gleichschritt in den Wald marschieren, wobei er wie ein Militärausbilder kommandierte: «Links, zwei, drei, vier ... links, zwei, drei, vier.» Dachsel liebte diese Paraden. Innerhalb des Lagers liess Toivi seine Brigade deutsche Marschlieder singen. Ausserhalb, im Aufsichtsbereich der ukrainischen Wachen, schwenkten die Männer zu ukrainischen Volksliedern mit teilweise anzüglichen Texten über, um die «Schwarzen» zu besänftigen. Wie ein erfahrener Förster wies Toivi seine Männer im Wald an: «Fällt diesen Baum ... Fällt jenen.»

Eines Tages, als Toivi seine Brigade mit dem üblichen «Links, zwei, drei, vier» durch das Haupttor Richtung Nordlager führte, tauchte plötzlich aus dem Nichts SS-Oberscharführer Frenzel auf.

«Achtung!» brüllte der Nazi.

«Halt!» kommandierte Toivi seinen Trupp. «Vornüberbeugen!» befahl Frenzel.

Verwirrt und erschrocken beugte Toivi seinen Rücken, worauf ihm Frenzel einen einzelnen Peitschenhieb versetzte.

«Aufrichten!» forderte ihn Frenzel danach auf; Toivi gehorchte. «Warum habe ich dich wohl geschlagen, Kleiner?»

Toivi fiel keine Antwort ein, also stand er einfach nur da und starrte den Nazi angsterfüllt an.

«Vornüberbeugen!» Wieder sauste die Peitsche nieder. «Hoch! Also warum?»

Toivi fürchtete, der Nazi werde ihn auf der Stelle totschiessen, wenn ihm nicht schnell eine Antwort einfiel. Was machte er falsch? Seine Hosen waren gebügelt; er war sauber. Seine Brigade arbeitete hart. Verzweifelt wandte er sich an einen in der Nähe stehenden Kapo.

«Was habe ich denn getan?» flehte Toivi den Mann an.

Einen Kapo unter den gegebenen Umständen um Hilfe zu bitten, konnte von Frenzel zwar als Beleidigung aufgefasst werden, war aber ein Risiko, das Toivi eingehen musste.

«Du warst aus dem Takt», wies ihn der Kapo in strengem Ton zurecht. Sofort nahm Toivi stramme Haltung an, zählte «links, zwei drei, vier ... links, zwei, drei, vier» und marschierte im Takt dazu auf der Stelle. Frenzel grinste etwas breiter als üblich, steckte seine Peitsche in den Gürtel und entfernte sich.

Die Arbeit im Nordlager erfüllte nicht ganz Toivi Erwartungen. Zum einen wäre ein Fluchtversuch Selbstmord gewesen, zum anderen setzten Wagner und Gomerski ein auf 20 Mann begrenztes Strafkommando ein, um die Bauarbeiten zu beschleunigen. Zu diesem wurden Häftlinge, insbesondere holländische Juden, aus dem geringsten Anlass abkommandiert – wenn sie ein paar Sekunden zu spät zum Appell erschienen, nicht schnell genug auf einen Befehl reagierten, bei der Arbeit einschliessen. Wagner und Gomerski liessen die Juden des Strafkommandos alle Arbeiten im Laufschrift verrichten, selbst Baumstämme schleppen. Eine Verurteilung zum Strafkommando galt für drei Tage, doch die wenigsten Häftlinge hielten so lange durch. Wer vor Schwäche zusammenbrach, wurde von Wagner oder Gomerski entweder an Ort und Stelle erschossen oder ins Lager III abgeschoben; schliesslich handelte es sich ja nur um austauschbare Hilfsarbeiter. Sobald das Strafkommando einen Mann weniger zählte, wurde das Kontingent mit dem nächsten holländischen Juden aufgefüllt. Bis zum Ende des Sommers wurden auf diese Weise über 50 Häftlinge ermordet.

Toivi beschloss, sich so schnell wie möglich aus dem Nordlager, dem heissesten Fleck von Sobibór, zu verdrücken. Als die Baumpiste fertig war, schlich er ins Lager II zurück und sah sich nach einer Arbeit um, bei der er grösstmögliche Distanz zu den Deutschen halten konnte. Zwischen den Sortierbaracken und der neuen Baumstrasse verlief der Graben, in dem zwei Juden Pässe und persönliche Dokumente verbrannten – jener Graben, in dem Wagner den Buben, den er mit der Büchse Sardinien im Schuh erwischte hatte, erschossen hatte. Toivi gesellte sich zu den beiden im Graben. Es war

ein heisser, schwüler Sommertag, und die Papiere und Lumpen türmten sich bereits zu einem hohen Berg. Die beiden Juden mochten Toivi, da er ihnen häufig Büchsen mit Milch oder Sardinen zugesteckt hatte, die sie gewöhnlich im Sand neben dem Graben versteckten, bis sie sie gefahrlos verzehren konnten.

Die Deutschen erhoben keinerlei Einwände, als sie eine dritte Person bei der Müllverbrennung sahen; schliesslich legten sie Wert darauf, dass überall im Lager Ordnung herrschte. Kurz darauf liess Wagner zwischen dem Nordlager und dem Vorlager eine kleine Verbrennungsanlage bauen. Mit einem in einem Schuppen installierten Ofen würde man den Hof leichter sauber halten und auch im Winter Müll verbrennen können. Wagner übertrug Toivi die Verantwortung für die Verbrennungsanlage, nannte ihn fortan «Feuermann» und stellte ihm als Assistenten Karl zur Seite, einen jungen Juden, der auf einem Auge blind war.

Endlich hatte Toivi einen sicheren Platz gefunden. Er besass seinen eigenen Betrieb und leistete wie Shlomo unentbehrliche Dienste. Die Arbeit war leicht, sein Schuppen lag relativ abseits, und er kam noch immer einfach an Lebensmittel heran, wenn er in den Sortierbaracken den Müll abholte. Und er hatte plötzlich Bücher.

Toivi las leidenschaftlich gern. Früher in Izbica war ein Buch das schönste Geschenk gewesen, das man ihm machen konnte. Seine Mutter, die Lehrerin gewesen war, hatte ihn zum Lesen angeregt. Wenn es ihm in Sobibór beim Sortieren gelegentlich gelungen war, ein Buch zu entdecken, hatte sich Toivi jedes Mal unter Lebensgefahr von der Arbeit davongestohlen und in einen stillen Winkel zum Lesen zurückgezogen. Als «Feuermann» standen ihm nun so viele Bücher zur Verfügung, wie er sich nur wünschte, denn es war seine Aufgabe, diese zu verbrennen.

Häufig sass Toivi beim Lesen, während Blinden-Karl – wie ihn jeder nannte – das Feuer schürte und mit seinem gesunden Auge nach Wagner Ausschau hielt, der ab und zu ganz überraschend auftauchte. Toivi freute sich besonders, wenn ihm zufällig ein Sexbuch in die Hände fiel. Er wusste wenig über Sex, traute sich aber auch nicht, Fragen zu stellen. Falls es irgendein Geheimnis gab, das er vor seinem Tod unbedingt noch lüften wollte, so war dies das Geheimnis der Liebe. Er dachte häufig daran, was ihm sein Freund Josef über die Zugfahrt nach Sobibór erzählt hatte.

Josef und seine Freundin hatten noch nie miteinander geschlafen. Sie hatten sich im Ghetto geküsst und gestreichelt, waren aber niemals einen Schritt weiter gegangen. Als sie schliesslich in demselben Güterwagon nach Sobibór landeten – sie wussten, dass sie auf dem Weg in ein Todeslager waren –, umarmten sie sich und pressten ihre Körper in dem überfüllten Wagon ganz eng aneinander. Josefs Freundin weinte leise.

«Ich möchte mit dir schlafen, bevor ich sterbe», gestand sie ihm. «Ich möchte als Frau sterben.»

Sie liebten sich im Stehen in einer Ecke, umgeben von sterbenden alten

Menschen, weinenden Kindern und in Todesangst Betenden.

«Sie ging ins Lager III als Frau», hatte Josef Toivi erzählt. Toivi wollte als Mann sterben. Und wenn er schon keine Frau haben konnte, so wollte er zumindest über das andere Geschlecht lesen. Als er eines Tages ein deutsches Lexikon fand, schlug er gleich unter dem Stichwort «Jungfrau» nach. Seine Augen waren gefesselt auf die Seite gerichtet, als Blinden-Karl plötzlich warnte: «Achtung, Wagner kommt!»

Toivi warf das Buch ins Feuer und stürzte zur Tür, um dem Nazi zu öffnen. «Am Schlafen, Feuermann?» fragte Wagner lauernd.

Toivi war sich nicht sicher, ob ihn ein schuldbeusster Blick verraten hatte oder ob ihn Wagner nur auf die Probe stellte. Der Nazi holte schwungvoll mit dem Feuerhaken aus; der erste Schlag traf Toivis Handgelenk. Entweder totgeschlagen werden oder weglaufen, dachte der Bub, ergriff seine Chance und stürmte aus dem Schuppen.

Genau in diesem Augenblick ging draussen SS-Oberscharführer Beckmann in Richtung seines Büros im Verwaltungsgebäude vorbei. Beckmann war schlank, gutaussehend, noch korrekter gekleidet als die anderen Sobibór-Nazis und wesentlich intelligenter als die meisten. Im Gegensatz zu Wagner war er kein Sadist. Er peitschte Häftlinge zwar aus, wenn es sein musste, tat dies jedoch ohne Genuss. Auch bei der Ankunft neuer Transporte erledigte er seine Aufgaben ohne Brutalität.

Toivi lief Beckmann direkt in die Arme. Wagner rief seinem Kollegen zu, den Buben festzuhalten, und befahl Toivi anschliessend, sich über ein Wasserfass zu beugen.

«Bis 25 zählen», forderte der Nazi, während er seine Peitsche abwickelte. Wagner und Beckmann wechselten sich beim Austeilen der Hiebe ab. Toivi fühlte sich doppelt erleichtert: er war mit 25 davongekommen, und Beckmann schlug wie eine alte Frau.

Als nächstes war Blinden-Karl an der Reihe.

«Über das Fass!» befahl Wagner.

Karl war jedoch aus Angst vor dem wütenden Riesen mit der Peitsche wie erstarrt, so dass er nur mit offenem Mund dastand und sich nicht von der Stelle rührte. Wagner stiess ihn zu Boden, drückte das Gesicht des Buben in den Sand und begann, wie rasend mit der Peitsche auf ihn einzuschlagen, wobei er den Kopf seines Opfers mit dem Stiefel unten hielt. Er machte sich nicht einmal die Mühe zu zählen.

Toivi witterte Gefahr. Er wusste, wenn Wagner in Rage war, war er unberechenbar; dann musste man mit dem Schlimmsten rechnen. Toivi raste über den Hof in die Schneiderwerkstatt von Lager II, in der gebrauchte Kleidung ausgebessert wurde, und versteckte sich unter einem Tisch mit Kleidungsstücken.

«Feuermann», rief Wagner, als er von Blinden-Karl genug hatte. «Feuermann.»

Toivi duckte sich in seiner Ecke zusammen wie die Maus vor der Katze.

«Bitte geh!» flehte der Schneider. «Bitte! Sonst bringt er mich um.» Toivi kroch unter dem Tisch hervor, und als Wagner der Baracke den Rücken zukehrte, schoss er nach draussen.

«Ja, Herr Oberscharführer?»

«Wo bist du hingelaufen, Feuermann?»

Toivi reagierte blitzschnell. «Zur Krankenstation.»

«Zur Krankenstation? Wieso?»

«Um meinen Hintern mit Puder einzureiben.» Er rieb sich das Gesäss, als habe er Schmerzen. Beckmann lachte, Wagner grinste. Die Nazis teilten, um des Prinzips willen, noch ein paar Peitschenhiebe aus und liessen Toivi anschliessend ziehen.

«In zwei Tagen will ich keinen Müll mehr in deinem Schuppen sehen», gab ihm Wagner noch als Warnung mit auf den Weg.

Toivi sank erschöpft und am ganzen Körper zitternd auf einen Berg von Abfall. Er hatte mit 30 Peitschenhieben und einem von Wagners Schlag mit dem Schüreisen geschwollenen Handgelenk überlebt. Es war wieder einmal knapp gewesen, aber da Toivi wusste, dass er keine sicherere Arbeit als die des «Feuermanns» finden würde, beschloss er dabeizubleiben. Solange noch Transporte eintrafen, würde es genügend Ausweise, Lumpen, Bücher und alte Koffer zu verbrennen geben. Und wenn keine Transporte mehr kamen? Das wäre dann vermutlich ohnehin das Ende. An der Verbrennungsanlage zu arbeiten war aus verschiedenen Gründen von Vorteil. Die Juden in den Sortierbaracken stopften regelmässig Papiergeld und Gold zwischen den Abfall, den sie Toivi schickten. Es war eine Methode, um zu verhindern, dass es den Nazis in die Hände fiel, und dafür riskierten die Häftlinge sogar ihr Leben.

Toivi verbrannte den grössten Teil der Geldscheine und des Goldes, behielt aber genügend zurück, um mit den Ukrainern Handel treiben zu können. Im Tausch gegen das in einem verabredeten Versteck am Zaun deponierte Gold erhielt Toivi Wodka und Salami. Toivi trank weder Alkohol, noch hatte er die hausgemachte Wurst nötig, die die Ukrainer bei den polnischen Bauern kauften. Er konnte jeden Freitag nach der Ankunft der niederländischen Transporte problemlos Lebensmittel stehlen. Im Prinzip gab es keinerlei vernünftigen Grund, warum der Bub ein solch hohes Risiko einging, äusser, dass er glaubte, wachsam zu bleiben, wenn er sich in einer Umgebung ständig lauender Gefahren absichtlich in zusätzliche Gefahr begab. Bewusst Risiken einzugehen gab ihm das Gefühl, dass er selbst, nicht die Nazis, sein Leben kontrollierte – ein Gefühl von Macht, Würde und Gleichrangigkeit mit den ukrainischen Wachen. Machten sie nicht dasselbe wie er, nämlich handeln? Er handelte mit ihnen, und sie mit den Bauern. Handel zu treiben war ein weiterer Grund, um weiterzuleben, durchzuhalten und zu hoffen.

Eines Sommernachmittags fuhr in Sobibór ein Transport mit lebenden Skeletten in Sträflingsuniform aus dem am Stadtrand von Lublin gelegenen

Konzentrationslager Majdanek ein. Niemand wusste, warum man die Juden aus Majdanek nach Sobibór gebracht hatte, wenn es im dortigen Lager doch eigene Gaskammern für die nicht mehr Arbeitsfähigen gab. Es war auch rätselhaft, wieso die Nazis die gesamte Gruppe auf dem Sammelplatz warten liessen, statt sie, wie üblich, sofort ins Lager III weiterzuleiten.

Shlomo stand an jenem Tag nach der Arbeit am Zaun und beobachtete das Geschehen. Es war der traurigste Augenblick in seinen 16 Monaten Sobibór, und wenn er noch die Fähigkeit zu weinen besessen hätte, wären ihm bei diesem Anblick sicher die Tränen gekommen. Die Juden aus Majdanek lagen wie ein Menschenteppich auf dem grossen Platz und im Korridor zwischen dem Vorlager und Lager I. Niemand sprach; keiner betete. Alle diese lebenden Skelette sahen gleich aus. Einige blökten wie Kälber, aber niemand bewegte sich. Die Nazis hatten es nicht einmal für nötig befunden, Wachen aufzustellen.

«Shlomo!» flüsterte es in der Nähe des Zauns.

Der Goldschmied versuchte, in der Menge das Gesicht zu entdecken, das seinen Namen gerufen hatte.

«Shlomo, erinnerst du dich nicht an mich?»

Shlomo blickte in Augen, die ihn aus den tiefen Höhlen eines von dünner Haut überzogenen Schädels anstarrten.

«Ich bin Majer aus Pulawy.»

Shlomos Vetter Majer war einst ein grosser, kräftiger Kerl gewesen. Jetzt war er gebrechlich, und sein Rücken schien gekrümmt zu sein. Auge in Auge mit solch unvorstellbarem Elend fiel es Shlomo schwer, seiner Gefühle Herr zu bleiben. Hätte es sich dort unten im Sand nicht um einen Familienangehörigen gehandelt, würde er die Szene verdrängt und ganz tief in seinem Innern vergraben haben. In diesem Fall jedoch konnte er nicht anders als lügen.

«Mach dir keine Sorgen, Majer», sagte er wie eine Tonbandstimme. «Du bekommst ein Bad und frische Kleidung. Du wirst essen, dich erholen und danach arbeiten.»

Warum sollte Majer erfahren, dass er am nächsten Tag sterben würde? Wozu ihm erzählen, dass er nur noch ein Tier auf dem Weg zur Schlachtbank war, ohne Zukunft, ohne Liebe, ohne Hoffnung? Warum dem Leiden des Veters eine weitere Demütigung hinzufügen – die Wahrheit? «Warte», sagte Shlomo stattdessen zu Majer. «Ich habe etwas für dich.» Er holte einen Laib trockenes Brot aus seinem Lebensmittelversteck und warf ihn über den Zaun, so nah wie möglich an die Stelle heran, an der sein Vetter lag. Doch Majer war zu schwach, um hinzukriechen. Die Juden direkt neben dem Brot stürzten sich wie eine Horde Ratten auf die Beute, stiessen sich gegenseitig weg, kämpften darum und zerrten daran, bis das Brot in den Sand krümelte.

«Ich hol' dir noch einen Laib», tröstete Shlomo seinen Vetter. Der Anblick von im Dreck kratzenden Juden liess Übelkeit in ihm aufsteigen.

Doch auch der zweite Versuch schlug fehl. Obwohl Shlomo den zweiten Laib direkt vor Majers Füsse warf, gelang es dem Vetter nicht, danach zu greifen. Wieder stürzten sich andere auf das Brot.

Ein Nazi und ein Ukrainer betraten den Platz, um sich zu amüsieren. Sie liefen zwischen den hingestreckten Körpern umher, als machten sie einen Sonntagsspaziergang. Sie lachten, spotteten und schlugen die hilflosen Majdanek-Juden mit Gewehrkolben, Peitschen und Knüppeln. Niemand hatte die Kraft, zu schreien oder gar sich zu wehren. Mindestens ein Dutzend wurden erschlagen. Als es dem Nazi und dem Ukrainer schliesslich langweilig wurde, liessen sie die Juden in Ruhe.

Bei Tagesanbruch konnte nur einer von zehn aus eigener Kraft zum Lager III gehen. Manche versuchten, auf allen Vieren zu kriechen, getrieben durch die verzweifelte Hoffnung, dass es eine Überlebenschance gäbe, wenn sie nur dieses eine Mal noch den Nazis gehorchten. Die übrigen waren entweder bereits tot, lagen im Sterben oder waren selbst zum Kriechen zu schwach.

Die Nazis befahlen Abraham und seinen Kollegen vom Bahnhofskommando, die restlichen Majdanek-Juden in die Kipploren zu laden. Als der Platz geräumt war, wurde der Sand mit Chlorkalk bestreut. Es sah aus, als habe es mitten im Sommer geschneit.²

Die Majdanek-Juden waren ein typisches Beispiel für den Zustand der polnischen Juden im Sommer 1943. Von den einst drei Millionen waren nur noch ein paar Tausend übriggeblieben. Nach vier Jahren Schreckensherrschaft der Nazis waren die Überlebenden zu Skeletten abgemagert – weder in der Lage, nach etwas Essbarem zu kriechen, noch in Würde zu sterben, noch zu hoffen.

Am Freitag, dem 23. Juli 1943, traf der endgültig letzte Transport aus den Niederlanden in Sobibór ein – der 19. Polnische Transporte kamen schon lange keine mehr, nur noch ein paar vereinzelt Nachzügler aus dem zehn Kilometer entfernten Arbeitslager Włodawa. War dies also das Ende? Wenn es in Sobibór sonst niemanden mehr zum Töten gab, würden die Nazis zuletzt auch die Arbeitsjuden ins Lager III schicken? In die Gaskammern? Zur Exekution? Und falls dem so war, wer würde die letzten Juden dann begraben?

Die Flucht

Kapitel 19

Herbst 1943

Nach Leon Feldhendlers Einschätzung stand das Ende von Sobibór kurz bevor – so, wie er es erwartet hatte, wie er es seit Wochen spürte. Wenn er und seine Mithäftlinge nicht bald ausbrachen, sehr bald, dann würde es zu spät sein. Die Transporte hatten aufgehört. Himmler hatte sein Versprechen an Hitler gehalten: Polen war «judenrein». Wozu brauchten die Deutschen Sobibór also noch? Ausserdem waren die Russen auf dem Vormarsch. Früher oder später würden sie den Bug überqueren. Die Deutschen würden nicht so töricht sein, Gaskammern und 600 Augenzeugen zurückzulassen. Das Ende lag in der Luft; Anzeichen dafür waren gerüchteweise bis nach Sobibór durchgedrungen. Feldhändler hatte gehört, dass die Juden in Warschau bis zum bitteren Ende gegen die Deutschen gekämpft hatten. Es gab dort kein Ghetto mehr. Die Juden von Bialystok hatten sich verzweifelt gegen ihre Deportation nach Treblinka zur Wehr gesetzt; auch dort gab es kein Ghetto mehr, nur Schutt und Asche. Feldhändler wusste, dass Warschau und Bialystok die letzten grossen Ghettos mit einer jüdischen Arbeitsbrigade gewesen waren. Offensichtlich benötigten die Nazis keine Arbeitskräfte mehr.

In den beiden Todeslagern Belzec und Treblinka war das Ende schon gekommen. Laut Feldhendlers ukrainischem Informanten hatten die Juden in Treblinka rebelliert. Sie hatten den Grossteil des Lagers niedergebrannt und einige Nazis getötet, doch nur einer Handvoll Häftlingen war die Flucht gelungen. Die Deutschen hatten Treblinka daraufhin geschlossen.¹

Die letzten Juden aus Belzec waren ebenfalls tot – jene 500, die nach dem Ende der Vergasungen im Dezember von den Nazis im Lager zurückgehalten worden waren, um die 600.000 Leichen auszugraben und zu verbrennen. Als der Zug mit den Totengräbern in Sobibór eintraf, schloss Kommandant Reichleitner aus Angst vor einer Revolte alle Sobibór-Häftlinge ein und liess nur jeweils einen Wagon öffnen. Die Juden aus Belzec wurden von SS-Leuten und Ukrainern auf der Stelle erschossen. Wenn eine Wagenladung

war, musste das Bahnhofskommando antreten und die Leichen in die Loren werfen. Nachdem die Zugbrigade wieder eingeschlossen war, ermordeten die Nazis die Insassen des nächsten Wagens. Viele der letzten Bełżec-Juden hinterliessen in ihren Taschen auf Papierfetzen gekritzelte Botschaften: «Wenn sie uns töten, rächt uns!»² Feldhendler wünschte, er wäre dazu in der Lage. Tatsache war, dass Sobibór das letzte der drei Todeslager war, das noch in Betrieb war. Aber wie lange noch? Sein ukrainischer Kontaktmann hatte ihm berichtet, es kursierten Gerüchte unter dem Lagerpersonal, dass Sobibór spätestens Ende Oktober geschlossen werde. Im Zusammenhang mit dem, was er bereits wusste, hielt Feldhendler dies für realistisch. Die Juden mussten ohnehin vor November fliehen; der gewöhnlich früh einsetzende Schneefall würde einen Ausbruch nach diesem Zeitpunkt nahezu unmöglich machen. Doch wann genau sollten sie es wagen? Und wie?

Feldhendler war ein grossgewachsener, gutaussehender Mann Mitte 30. Der Sohn eines Rabbis strahlte durch sein ruhiges Wesen und die Art, wie er sprach und sich bewegte, natürliche Autorität aus. Er war seit neun Monaten in Sobibór und hatte es sich zur Aufgabe gemacht, über alles Bescheid zu wissen – über jeden Schritt der Nazis, über die Kommandokette, die Lage der Landminen, die Vertrauenswürdigkeit der Ukrainer, über jeden Fluchtplan und jeden Stimmungsumschwung. Er sondierte, analysierte und plante.

Junge Juden wie seine Cousine Esther, Toivi oder Shlomo schauten zu ihm auf und betrachteten ihn als eine Art Ersatzvater und moralische Stütze. An Feiertagen leitete er den Gottesdienst und sprach allen Mut zu. «Gebt nicht auf!» pflegte er zu sagen. «Lasst euch nicht unterkriegen! Wehrt euch! Kämpft zurück! Haltet durch!»

Feldhendler hörte aufmerksam zu, war gebildet und wohlherzogen – ein Mann, der über alles nachdachte und niemals unüberlegt zu handeln schien. Die anderen spürten eine gewisse Selbstlosigkeit bei ihm, so als habe er die Verantwortung für jeden Juden in Sobibór auf seine breiten Schultern geladen. Und genau dazu fühlte sich Feldhendler auch verpflichtet.

Bereits im Jänner hatte er mit dem Aufbau einer Gruppe – der «Organisation» – begonnen, die einen Ausbruchsplan entwickeln sollte. Alle Mitglieder waren vertrauenswürdige Werkstattleiter, darunter Shlomo, der Schuster Szol und der Schneider Mundek. Seit die Nazis im Frühling, nach der Flucht des Maurers und des Schreiners, zehn Juden erschossen hatten, die Felder vermint hatten und die Baracken über Nacht abschlossen, war Feldhendler klar, dass ihre einzige Hoffnung ein Massenausbruch war. Er hatte die verschiedenen Fluchtpläne mit den Mitgliedern der Organisation ausführlich diskutiert.

Der erste Plan konzentrierte sich auf Drescher, einen elfjährigen Putzer. Er war der jüngste Häftling in Sobibór, ein frecher, aufgeweckter, mutiger, la-

gererfahrener Knirps. Die Nazis betrachteten ihn als eine Art Maskottchen – als ihren munteren, kleinen jüdischen Terrier. Drescher und die anderen Putzer, die jeden Morgen um fünf Uhr zum Stiefelpolieren in die Offiziersquartiere eilten, sollten die Nazis im Schlaf töten, so viele Gewehre wie möglich stehlen und diese sofort bei der Organisation abliefern. Feldhendler würde die Waffen unter den Häftlingen verteilen, und der Ausbruch sollte stattfinden, während sich die Ukrainer und die Deutschen, die noch am Leben waren, gerade erst den Schlaf aus den Augen rieben.

Der zweite Plan stützte sich auf Esthers Freundin Zelda, die im Nordlager russische Gewehre sortierte und reinigte. Sie und einige ihrer dort beschäftigten Kolleginnen sollten unter ihren Kleidern Handgranaten ins Lager I schmuggeln. Die Schlüsselfiguren der Organisation würden daraufhin das Verwaltungsgebäude, die Offiziersquartiere und die Kantine in die Luft sprengen, während Nazis und Ukrainer dort beim Essen sassen. Danach sollte der Massenausbruch erfolgen.

Im Mittelpunkt des dritten Fluchtplans stand Feldhendler selbst, der als einziges Mitglied der Organisation im Lager II in einem der Sortierschuppen arbeitete. Er und ein paar vertrauenswürdige Kollegen sollten als Ablenkungsmanöver mehrere Baracken in Brand stecken. Während Nazis und Ukrainer ihre volle Aufmerksamkeit auf die Löscharbeiten konzentrierten, sollten die Juden ausbrechen.³

Alle drei Pläne waren riskant, ja nahezu selbstmörderisch, aber falls die Organisation nicht sehr bald einen besseren entwickelte – was eher unwahrscheinlich war –, würde Feldhendler auf einen der drei Pläne zurückgreifen müssen. Es war sinnlos, von den im Parczew-Wald operierenden Partisanen Hilfe zu erwarten. Die jüdische Partisanengruppe Chil unter dem Kommando von Yechiel Greenshpan hatte sich dem Lager eines Nachts einmal bis auf einen Kilometer genähert und eine Vierzig-Pfund-Bombe unter den Bahngleisen angebracht. Nach der Detonation des Sprengkörpers trieben die Nazis mit Maschinenpistolen im Anschlag alle Juden in einer Ecke des Lagers zusammen und liessen sie dort mehrere Stunden lang stehen, während sie selbst abwarteten und die Umgebung beobachteten. Nachdem im Wald längst wieder Ruhe eingekehrt war, durften die Häftlinge in ihre Baracken zurückkehren.

«Partisanen», erklärte Frenzel triumphierend, als wolle er den Juden ihre letzte Hoffnung rauben. «Wir haben sie vertrieben.»⁴

Wenn jüdische Partisanen sie schon nicht befreien konnten, dann würden es polnische Einheiten, die in der Regel ohnehin jüdenfeindlich waren, gewiss erst gar nicht versuchen, folgerte Feldhendler. Die Sobibór-Juden standen ganz alleine da, wie er es von Anfang an vorausgesehen hatte. Die drei Fluchtversuche des vergangenen Sommers waren seinen eigenen Plänen alles andere als dienlich gewesen. Sie hatten die Nazis nur wachsamer gemacht. Den ersten Fluchtversuch hatten Mitglieder des Waldkommandos

gewagt. Die beiden Waldarbeiter Podchlebnik und Kopf spürten, dass sie trotz der Extrarationen Essen, die sie von Freunden im Lager II erhielten, nicht mehr lange unter Gomerski würden durchhalten können. Entweder würde sie der Nazi bei einem seiner Spiele umbringen – er liess Juden zum Beispiel mit Vorliebe in die Spitze eines Baumes hochklettern und befahl den anderen anschliessend, diesen zu fällen –, oder sie würden aus Schwäche ins Lager III abgeschoben werden. Podchlebnik und Kopf wussten, dass sie handeln mussten, solange sie noch genügend Energie besaßen, um einen Plan auszuhecken und zu laufen. Die Mittagspause des Waldkommandos lief täglich nach dem gleichen Schema ab. Die Häftlinge sassen in zwei Gruppen auf dem Boden – auf der einen Seite die polnischen Juden, auf der anderen die holländischen – und verzehrten ihre Ration trockenes Brot, während Nazis und Ukrainer in zehn Meter Abstand Käse und Wurst assen und Wodka tranken. In der Mittagspause waren die Wachen in der Regel am nachlässigsten; Maschinenpistolen und Gewehre lehnten an Baumstämmen. Einer der Ukrainer bestimmte gewöhnlich zwei beliebige Juden, die mit ihm am Brunnen eines benachbarten Dorfes Wasser holen gingen.

Eines Tages fragte Podchlebnik den hierfür zuständigen Ukrainer, ob er an einem Geschäft interessiert sei, und stellte ihm Gold und Edelsteine in Aussicht. Von Gier getrieben, verwarf der Mann alle Bedenken und stimmte zu. «Wähle Kopf und mich zum Wasserholen aus», erklärte Podchlebnik. «Wir bringen das Gold morgen mit.»

Kopf und Podchlebnik weihten niemanden – nicht einmal ihre besten Freunde – in ihren Plan ein, damit die Nazis keinen Wind davon bekamen. Alles hing vom Überraschungsmoment ab. Je weniger Personen etwas wussten, desto besser standen die Erfolgsaussichten. Ausserdem war im Endeffekt doch jeder auf sich selbst gestellt, ob er nun in den Plan eingeweiht war oder nicht.

Am nächsten Tag ging der betreffende Ukrainer in der Mittagspause zu der Häftlingsgruppe hinüber, zeigte mit dem Finger auf Podchlebnik und Kopf und forderte sie auf, mitzukommen. Die beiden nahmen ihre Kübel und marschierten dem Ukrainer, dessen Mauser auf ihre Rücken gerichtet war, in den Wald voraus. Bevor sie das Dorf erreichten, fragte der Ukrainer neugierig:

«Was habt ihr für mich?»

«Eine goldene Uhr», antwortete Podchlebnik. «Schau sie dir an.» Er streckte dem Mann die linke Hand mit halb geschlossenen Fingern entgegen. Der «Schwarze» beugte sich darüber, um die Uhr in Augenschein zu nehmen. In diesem Moment zog Podchlebnik mit der rechten Hand blitzschnell ein Messer aus seinem Stiefel und stiess es dem Ukrainer in den Bauch. Fast gleichzeitig packte Kopf den Mann von hinten und schnitt ihm die Kehle durch.

Dem Ukrainer blieb keine Zeit mehr zum Schreien. Die beiden Juden nahmen sein Gewehr und seine Pistole an sich, leerten seine Taschen und flohen in den dichten Wald. Sie hofften, bald auf Partisanen zu treffen. Ihrer Einschätzung nach standen ihre Chancen gut: Sie besaßen Geld, sie waren Polen, sie kannten die Gegend, und sie hatten Waffen.

Als der Ukrainer zur erwarteten Zeit nicht zurückkehrte, begannen die Nazis, nervös zu werden. Schliesslich schickten sie eine zweite Wache los, um den Grund für die Verspätung zu erkunden. Auch die restlichen polnischen Juden hatten bereits bemerkt, dass ihr Wasser längst überfällig war; ausserdem war ihnen die Entsendung des zweiten Ukrainers nicht entgangen. Die Tatsache, dass es sich bei den Vermissten um Podchlebnik und Kopf handelte, von denen allgemein bekannt war, dass sie vor ihrer Festnahme aktive Kämpfer gewesen waren, legte den Schluss nahe, dass etwas passieren würde. Knisternde Spannung lag in der Luft. Wie Hasen lauerten die polnischen Juden auf den richtigen Moment zum Sprung.

Minuten später sahen sie den zweiten Ukrainer durch das Gehölz brechen und auf die Nazis zustürmen. Sie konnten nicht hören, was er zu berichten hatte, schlossen jedoch aus seiner Gestik, dass er äusserst erregt zu sein schien. Wie auf Stichwort griffen alle Nazis plötzlich zu ihren Waffen, woraufhin einer der polnischen Juden ein lautes «Hurra!» rief. Wie ein Mann sprengten die polnischen Juden auseinander, während die holländischen Juden stramm standen. Deutsche und Ukrainer deckten den Wald mit einem Kugelhagel ein. Und während einige Wachen die holländischen Juden in Schach hielten, nahmen die übrigen die Verfolgung der polnischen Juden auf. Drei Häftlinge entkamen, zwei wurden erschossen, 13 gefasst.⁵

Während die Männer des Waldkommandos ihren Fluchtversuch unternahmen, war Esther im Waffenmagazin mit dem Entrosten von Gewehrkugeln beschäftigt. Das Waffenmagazin war in einem Steingebäude untergebracht, das am östlichen Zaun in der Nähe des Haupttors stand. Die Deutschen lagerten dort ihre Pistolen, Gewehre und Maschinenpistolen; sämtliche Waffen wurden unter Verschluss gehalten und nur mit Genehmigung ausgehändigt. Wie üblich wurde Esther bei der Arbeit von dem Ukrainer Wolodia bewacht, der nebenbei Gewehre reinigte. Wolodia hasste die Deutschen und sprach mit Esther gerne über die verschiedensten Aspekte des Krieges, wobei sich die junge Frau aus Angst, ihm vielleicht zu widersprechen, im Allgemeinen darauf beschränkte, mit dem Kopf zu nicken und mit ihrer Arbeit fortzufahren. Wolodia war im Grunde genommen kein übler Kerl – gelegentlich brachte er ihr sogar Brot und Salami mit; trotzdem blieb Esther vorsichtig. Man konnte nie wissen, was er in der Kantine seinen Kollegen über sie erzählte, wenn er betrunken war.

Als Wolodia draussen laute Stimmen hörte, schaute er durch das dem Haupttor zugewandte, vergiftete Fenster.

«Ich bin gespannt, was jetzt passieren wird», machte er Esther neugierig. «Sieh mal nach draussen!»

Die Juden vom Waldkommando krochen wie Hunde auf allen Vieren durch das Lagertor.

«Das kann nichts Gutes bedeuten», bemerkte Wolodia.

Die Nazis begannen, auf ihren Trillerpfeifen zu einer mittäglichen Versammlung zu blasen. In banger Vorahnung verliess Leon Feldhendler seinen Sortierschuppen. Sollte es das gewesen sein, fragte er sich beunruhigt; war dies das Ende? Er war bereit, das Signal zum Angriff auf die Nazis zu geben. Feldhendler spürte, das auch die übrigen Juden Gefahr witterten; er sah es ihren Mienen an.

Frenzel liess die Häftlinge einen Halbkreis bilden.

«Hinsetzen!» befahl er den dreizehn polnischen Juden des Waldkommandos. «Hände hinter den Kopf!»

Frenzel musterte die holländischen Holzfäller.

«Da rüber!» forderte er sie mit einem Kopfnicken in Richtung des Halbkreises auf, worauf sich die Holländer unter die restlichen Häftlinge mischten. Den Rücken den dreizehn Delinquenten zugekehrt, wandte sich Frenzel als nächstes der Menge im Halbkreis zu.

«Diese Männer werden erschossen, weil sie versucht haben zu fliehen», sagte er in gefährlich leisem Ton. «Lasst euch dies eine Lehre sein.» Dann trat er zur Seite. Drei Ukrainer bezogen zehn Meter vor den dreizehn polnischen Juden mit angelegtem Gewehr Stellung. Selma drückte Chaims Hand und schloss die Augen, wie er es ihr geraten hatte. Toivi schaute schockiert und fasziniert zugleich zu; Shlomo kochte vor Wut. Es war eine Szene, die keiner von ihnen je vergessen sollte. Der Tod war nichts Neues für sie; er gehörte in Sobibór zum täglichen Leben. Sie hatten schon so häufig Schüsse aus Lager III gehört; sie hatten Rauch gerochen und Feuer am Nachthimmel gesehen. Aber dies war etwas anderes: Dies war kaltblütiger Mord, direkt vor ihren Augen; und die Opfer waren ihre Freunde.

Die jungen Polen sassen regungslos, fast trotzig, auf dem Boden. Sie jammerten nicht, sie baten nicht um Gnade. Die einzigen Geräusche waren Frenzels Kommando «Feuer ... Feuer ... Feuer» und der alles übertönende Schrei eines Juden: «Rächt uns! Rächt uns!» Einer nach dem anderen schnellten die Körper nach hinten, wie von einem unsichtbaren Hammer getroffen, bevor sie in den Sand sackten. Als alles vorüber war, zog Frenzel seine Pistole und schoss jedem Opfer aus nächster Nähe in den Hinterkopf – als erweise er Männern einen letzten Dienst, die als Soldaten gefallen waren.⁶

Die Erschütterung über die kaltblütigen Morde verwandelte sich bei den Sobibór-Juden eher in Wut als in Furcht – hauptsächlich Wut auf die Nazis, vereinzelt jedoch auch auf Podchlebnik und Kopf. Die beiden hatten mit ihrer Flucht das Leben aller anderen bewusst aufs Spiel gesetzt, denn es war

ihnen bekannt, dass die Nazis die übrigen Häftlinge dafür büßen lassen würden. Alle hätten dafür getötet werden können – zwei Leben in Freiheit bezahlt mit dem Tod von Hunderten; viel hatte nicht daran gefehlt.

Am folgenden Tag fanden ukrainische Wachen einen der entflohenen Juden vom Waldkommando im Dickicht umherirren; der Mann hatte die Orientierung verloren und war völlig erschöpft, weil er die ganze Zeit im Kreis gelaufen war. Nachdem die Wachen den Flüchtling ins Lager zurückgebracht hatten, liess Frenzel einen unter dem Spitznamen «Radio» bekannten Juden kommen, der als Aufseher in den Sortierschuppen arbeitete.

«Peitsch ihn zu Tode», befahl Frenzel dem jüdischen Aufseher und drückte den gefassten Juden auf die Knie hinunter.

«Radio» hätte sich weigern können, wäre dafür jedoch selbst erschlagen oder ins Lager III geschickt worden, ohne das Leben des Waldkommando-Juden damit zu retten. Frenzel zitierte Toivi und ein Dutzend weitere Häftlinge herbei, um dem Schauspiel beizuwohnen.

«Radio» zog seine Peitsche aus dem Gürtel, trat ein paar Schritte zurück und begann, auf sein Opfer einzuschlagen. Frenzel hatte dem Verurteilten nicht einmal befohlen, mitzuzählen. Gnadenlos sauste die Peitsche nieder. Nach 25 Hieben begann sich die Kleidung des Mannes in Fetzen aufzulösen, nach fünfzig erkannte man nur noch rohes Fleisch und Blut, nach hundert Hieben sackte der Gefolterte vornüber in den Sand und blieb bewegungslos liegen. Toivi konnte nicht beurteilen, ob der Mann tot oder nur bewusstlos war.

«Genug», befahl Frenzel, nachdem er das Opfer mit dem Stiefel auf den Rücken gerollt hatte. Zwei Wachen zogen den leblosen Körper weg.⁷ Frenzel hatte weder sämtliche Lagerinsassen zum Zuschauen zusammengetrommelt noch eine Ansprache gehalten. Aber das war in diesem Fall auch gar nicht nötig.

Bis zur nächtlichen Schliesszeit wusste jeder Jude in Sobibór, dass ein weiterer Ausbrecher tot war und auf welche Weise er gestorben war.

Toivi tat der Tote, den er aus Izbica kannte, aufrichtig leid. So nah an der Freiheit! So schrecklich und so allein sterben zu müssen! Dennoch empfand der Bub keinen Hass auf den jüdischen Aufseher «Radio». Toivi wusste, dass auch er den Mann hätte erschlagen können, wenn Frenzel ihm den Befehl erteilt hätte. Denn Gefangenschaft in Sobibór war kein Leben; und er selbst war kein Mensch mehr.

Die zweite Gruppe, die einen Fluchtplan ausheckte, bestand aus holländischen Juden. Feldhändler erfuhr niemals Einzelheiten dieses Plans. Er wusste nur, dass Wagner und Frenzel eines Tages alle Holländer – mit Ausnahme des Malers van Dam – ins Lager III abgeführt und dort erschossen hatten: insgesamt 72 Mann. Da holländische und polnische Juden keine engen Kontakte pflegten, beschränkten sich Feldhändlers Informationen auf

Gerüchte. Laut diesen hatte Jozeph Jacobs, ein ehemaliger Offizier der Königlich Niederländischen Marine, einen Wachmann bestochen, alle holländischen Juden aus dem Lager herauszuschmuggeln und zu ukrainischen Partisanen zu führen. Wer Jacobs verraten hatte, wurde nie festgestellt. Die Ukrainer? Irgendein deutscher Jude? Vielleicht ein polnischer Jude, der im Falle eines Ausbruchversuchs der Holländer den Tod aller Häftlinge befürchtete?

Die Kapos waren die dritte Gruppe, deren Fluchtversuch misslang. Eines Sonntagnachts begannen sie, in der Baracke, in der Toivi und Josel schliefen, die Fenstergitter durchzusägen. Als das Geräusch zu viele Häftlinge weckte, brachen die Kapos ihren Ausbruchversuch ab. Am Montagmorgen sah Josel einen etwa 15-jährigen, kleinen deutschen Juden das zweistöckige Verwaltungsgebäude betreten. Ein paar Minuten später stürmte Wagner in Shlomos Werkstatt und zertrte einen Schmied heraus. Anschließend schnappte er sich den Oberkapo Moishe sowie einen weiteren polnischen Kapo und führte alle drei ins Lager III ab.⁸

Beim abendlichen Appell überreichte Wagner dem kleinen deutschen Juden eine Peitsche und ernannte ihn zum neuen Oberkapo; ein weiterer deutscher Jude nahm den Platz des zweiten, an jenem Morgen erschossenen Kapos ein. Die Juden gaben ihrem neuen Chef den Spitznamen «Berliner», da er fließend Deutsch mit Berliner Akzent sprach.

«Berliner» war der Schrecken aller Häftlinge. Er hielt Hitler für einen Volkshelden und schob die Schuld für den Antisemitismus des Führers auf dessen Gefolgsleute. Er blickte mit tiefster Verachtung auf die polnischen Juden herab und sprang mit ihnen wie ein Sklavenhalter um. Eines Tages beim Appell verkündete er: «Ich werde euch alle ins Lager III bringen. Ich alleine werde Berlin sehen.»

Alle Juden in Sobibór hassten und fürchteten den neuen Oberkapo. Feldhändler war davon überzeugt, dass «Berliner» die Kapos verraten hatte, vielleicht auch Jacobs, den holländischen Juden. Das hatte der Organisation gerade noch gefehlt, dachte er; äusser dem nächtlichen Einschliessen, dem Stacheldraht, den Gräben, Landminen, Wachtürmen und Maschinenpistolen – auch noch ein Spitzel! Wenn er in der Organisation wenigstens einen Mann mit militärischer Erfahrung gehabt hätte; jemanden, der das Kommando in einem Gefecht übernehmen konnte, der sich mit Waffen auskannte. Wenn ihm ein solcher Mann zur Verfügung gestanden hätte, dann vielleicht...

Kapitel 20

23. September 1943

Der Zug aus Minsk fuhr am 23. September um neun Uhr morgens in Sobibór ein. Langsam schob die Lokomotive die Wagons mit 1.750 Juden ins Lager. Dies war der erste Transport seit Wochen. Elf Nazis traten aus der weissen Hütte des Kommandanten neben dem Haupttor, um den Zug in Empfang zu nehmen. Die Oberaufsicht führte an jenem Vormittag Hubert Gomerski. Es war der erste Zug aus Weissrussland, der in Sobibór eintraf. Würden weitere folgen, wenn die SS die Ghettos von Minsk, Wilna und Riga liquidierte, bevor diese von der Roten Armee befreit werden konnten? Gomerski baute sich wie ein Boxer vor den Juden auf, die die 700 Kilometer von Minsk in vier Tagen und Nächten ohne Nahrung oder Wasser zurückgelegt hatten. Der Deutsche stand unter dem Druck, die Baracken im Nordlager so schnell wie möglich fertigzustellen, damit dort eine grössere Menge erbeuteter russischer Waffen in kürzerer Zeit repariert werden konnte. Gomerski brauchte kräftige Männer, denn im Nordlager schien kein Mensch lange durchzuhalten.

«Zimmerleute und Tischler vortreten!» überbrüllte er die allgemeine Unruhe.

Leutnant Alexander Petscherski trat selbstbewusst aus der Menge heraus. Er war ein kräftig gebauter Mann mit vollen, wenn auch etwas blassen Wangen, schmalen Lippen und kurzgeschorenem schwarzen Haar unter der russischen Armeemütze. Er stand kerzengerade in seiner schmutzigen grünen Offiziersuniform, während er darauf wartete, von Gomerski begutachtet zu werden wie ein Hauspferd.

Für Petscherski war all dies nichts Neues – der arrogante, gelangweilte Nazi, der hasserfüllte Blick der Wachen, der Stacheldraht und die Hunde; harte Arbeit, wenig Essen, grausame Spiele. Der 34-jährige jüdische Offizier hatte die vergangenen zwei Jahre in verschiedenen deutschen Kriegsgefangenen-, Arbeits- und Konzentrationslagern zugebracht. Für ihn bedeutete Sobibór nur ein weiteres Lager.

Gomerski musterte Petscherski mit unverhohlenem Abscheu. Der Russe stank nach Schweiss, Urin und Tod. Wenn Gomerski etwas hasste, dann war

das eine schmutzige Uniform. Aber es wunderte ihn in diesem Fall nicht; schliesslich war dieser russische Offizier Jude, wenn auch ausnahmsweise ein kräftiger und gesunder. Als Soldat der Roten Armee könnte er zum Reinigen und Reparieren russischer Gewehre zu gebrauchen sein, ebenso wie die übrigen Kriegsgefangenen, mutmasste Gomerski.

«Stillgestanden!» befahl der Nazi den von ihm ausgesuchten 80 Männern. «Im Gleichschritt, Marsch!»

Der Nazi führte die Russen durch das Tor zum Lager I und wies ihnen eine halbleere Baracke zu.

Die meisten Männer waren von den 96 Stunden Stehen in Viehwagons so müde, dass sie sich auf den nackten Holzpritschen ausstreckten. Petscherski hingegen ging zusammen mit seinem Freund Solomon Leitman noch einmal nach draussen auf den Hof. Es war ein milder, sonniger Herbsttag, und die frische Luft tat gut nach der langen Fahrt. Die Kiefern jenseits der Zäune übten eine beruhigende Wirkung auf die beiden Juden aus. Sie liessen sich auf Baumstümpfen nieder und redeten über die Heimat und über ihre Familien.

Sascha – wie Alexander Petscherski von allen genannt wurde – hatte in Rostov am Don Frau und Töchter zurückgelassen. Zum Glück brauchte er sich um beide keine ernsthaften Sorgen zu machen, denn seine Frau war Kossakin, und die Töchter Elashenka hatten sie bei den Grosseltern in einem Kossakendorf weit abseits der deutschen Wehrmacht und Himmlers Einsatzgruppen in Sicherheit gebracht. Sascha vermisste seine kleine Ela mehr als alles andere auf der Welt. Sie hielt ihn am Leben. Sie gab ihm Hoffnung. Sie war seine Motivation, um weiterzuleben, Deutsche zu töten, sein Heimatland zu befreien. Er zog aus seinem Kavalleriestiefel das inzwischen zwei Jahre alte Foto von seiner Töchter heraus, das durch Schweiss und Schmutz ganz verwischt und vom täglichen Hervorziehen aus Tasche, Mütze oder Stiefel zerschissen war.

Der gelernte Buchhalter und Hobbymusiker Alexander Petscherski war nach der deutschen Invasion in Russland zum Militärdienst einberufen worden. Im September 1941 hatten ihn die Deutschen in der Schlacht von Smolensk gefangenengenommen. Dass Sascha die folgenden beiden Jahre überlebt hatte, glich einem Wunder; manchmal schien es ihm, als hielte Ela ihre kleine Hand schützend über ihn.

Im ersten Kriegsgefangenenlager erkrankte Petscherski an Typhus. Normalerweise erschossen die Deutschen jeden mit dem Fieber befallenen Häftling. Sascha jedoch nahm von irgendwoher die Kraft, zum Appell zu erscheinen und die Nazis bis zu seiner Genesung hinters Licht zu führen. Danach ergriffen er und vier weitere Kriegsgefangene auf dem Weg zur Arbeit ausserhalb des Lagers die Flucht. Die Deutschen fassten Sascha in den Wäldern; doch statt ihn auf der Stelle zu erschiessen – wie dies zur Abschreckung der übrigen Kriegsgefangenen bei Fluchtversuchen üblich war –, lie-

ferten sie ihn in ein Straflager ein. Als sich Sascha dort nackt ausziehen musste, entdeckten die Deutschen, dass er beschnitten war. Daraufhin schickten sie ihn in ein Arbeitslager bei Minsk in Weissrussland.

Das Ghetto Minsk galt als Zentrum jüdischen Widerstands im westlichen Russland. Die ausserhalb des Ghettos in Munitionsfabriken oder Reparaturwerkstätten für Gewehre arbeitenden Juden schmuggelten jede Nacht, Stück für Stück, Waffen ins Ghetto ein. Untergrundkünstler fälschten Papiere, und die geheime Funkstation des Ghettos stand in täglichem Kontakt zu den in den Wäldern rund um Minsk stationierten weissrussischen Partisanen. Mehr als 10.000 bewaffnete Juden wurden aus dem Ghetto geschleust, um sich bereits existierenden Kampfgruppen anzuschliessen oder eigene Partisaneneinheiten zu gründen. Verwundete jüdische wie weissrussische Kämpfer wurden heimlich ins Ghetto zurückgebracht, um von den Ärzten des jüdischen Krankenhauses behandelt zu werden und nach ihrer Genesung in den Untergrund zurückkehren zu können.¹ Sascha wurde in Minsk einem abseits vom Hauptghetto gelegenen Arbeitslager in der Serokastrasse zugewiesen. Als Reinigungskraft in einem von Deutschen geleiteten Lazarett für deutsche Soldaten verrichtete er leichte Arbeiten und konnte nebenbei zusätzliche Lebensmittel stehlen, um wieder zu Kräften zu kommen. Auf wundersame Weise überlebte Sascha die Spiele der Deutschen. Wenn die Brotportionen zugeteilt wurden, liess einer der Nazis die Gefangenen in einer Reihe hintereinander Aufstellung beziehen. Anschliessend stützte er den Ellbogen auf die Schulter des vordersten Häftlings und zielte mit seiner Pistole entlang der Längsseite der Kolonne. Jeder, der sich nicht schnell genug eingeordnet hatte oder nicht exakt in einer Linie stand, wurde erschossen. Manchmal platzte der Lagerkommandant mitten in der Nacht mit zwei Schäferhunden in die Baracke und liess die Tiere auf die schlafenden Häftlinge los. Die Hunde bissen in die Decken; wer sich darunter bewegte, wurde erschossen. Oder die Nazis schnappten sich einen Häftling, den sie des Diebstahls verdächtigten, und banden ihn auf einem Fass fest. Anschliessend schlugen 20 Wachposten nacheinander je eine Minute lang mit einem Hackestiel auf die nackten Fusssohlen des Häftlings ein. Es war eine Art Wettstreit, bei dem es darum ging, wer die meisten Treffer innerhalb von 60 Sekunden landete. Mit typisch deutscher Präzision stoppte der Kommandant bei jedem Wachmann mit der Uhr die genaue Zeit. Wenn ein Häftling das Bewusstsein verlor, wurde er mit eiskaltem Wasser wiederbelebt.

In dem Lager in der Serokastrasse gab es etwa 500 ausgebildete Facharbeiter, überwiegend aus Handwerksberufen – 100 Juden aus dem Ghetto Minsk, 100 jüdische Kriegsgefangene und 300 Nichtjuden, die wegen geringfügiger Delikte inhaftiert waren. Einer der Handwerker war der Möbeltischler Solomon Leitman, ein jüdischer Kommunist aus Warschau.

Nach dem Blitzkrieg war er vor den Deutschen mit Frau und Tochter Richtung Osten geflohen; Frau und Kind waren im Ghetto Minsk getötet worden. Sascha mochte den hageren kleinen Juden mit den tiefliegenden Augen vom ersten Augenblick an. Leitman strahlte mit seiner besonnenen, herzlichen Art Vertrauenswürdigkeit und Zuversicht aus. Petscherski war, obwohl Russe, kein Mitglied der kommunistischen Partei, doch zwischen ihm und Solomon gab es andere Gemeinsamkeiten. Beide waren sie Juden, die miterlebt hatten, wie ihre Brüder und Schwestern von den Einsatzgruppen oder den Deutschen in den Ghettos brutal ermordet worden waren. Beide sehnten sich nach einem Land, in dem Juden ohne Angst vor Pogromen in Frieden mit ihren Nachbarn leben konnten. Beide hassten sie die Deutschen. Und keiner von beiden hatte die Hoffnung aufgegeben.

Nachts schmiedeten sie gemeinsam mit anderen russischen Kriegsgefangenen, die Sascha als ihren Anführer betrachteten, Fluchtpläne. Da sie jedoch durch Stacheldraht vom jüdischen Untergrund im Ghetto getrennt waren, mussten sie ihren eigenen Weg nach draussen finden. Sie wussten, dass sie, sobald sie erst einmal die Wälder erreicht hatten, von weissrussischen Bauern, die nicht judenfeindlich waren, zu den Partisanen geführt würden. Von dort aus hofften sie, zur Roten Armee zurückzukehren. Doch die Deutschen durchkreuzten ihre Pläne.

Eines kühlen Septembermorgens liessen die Nazis die Juden aus dem Arbeitslager an der Serokastrasse und weitere 1.000 aus dem Ghetto Minsk um vier Uhr früh auf dem Sammelplatz antreten. Es herrschte gespannte Stille, als spürten die Juden, dass etwas Bedeutendes bevorstand. Selbst die Nazis schienen an jenem Morgen ganz umgänglich zu sein. Kein Jude wurde ausgepeitscht, mit kochendem Wasser übergossen oder von Hunden zerfleischt.

«Ihr werdet zum Bahnhof gehen», erklärte der Kommandant der gespannten Menge. «Ihr werdet zum Arbeiten nach Deutschland gebracht. Hitler wird diejenigen Juden verschonen, die hart für das Reich arbeiten. Ihr dürft eure Familien und eure Wertsachen mitnehmen.»

Auf dem Sammelplatz erhob sich ein tumultartiges Stimmengewirr aus Fragen, Rufen, Abschiedsworten und Schluchzen. Die Männer marschierten zum Bahnhof; Frauen und Kinder wurden mit Lastwagen hingefahren. Die Deutschen wirkten so anständig an jenem Morgen. War es möglich, dass sie die Juden tatsächlich am Leben liessen?

Während Petscherski und Leitman an ihrem ersten Tag in Sobibór auf dem Hof zusammensassen und sich über bessere Zeiten unterhielten, strömten die Juden aus ihren Werkstätten im Lager I zum Mittagessen; auf dem Hof gesellten sich die Juden aus Lager II dazu, die deutsche Volkslieder singend durch das Tor marschiert kamen.

«Schalom», begrüßte Petscherski diejenigen, die an ihm vorbeingingen.

Niemand antwortete. Die anderen Russen kamen aus der Baracke und setzten sich zu ihm. Aus irgendeinem Grund schienen die Sobibór-Juden die Neuen zu meiden, registrierte Sascha. Es wunderte ihn, denn in allen anderen Lagern hatte eine aus geteiltem Leid geborene, traurige Kameradschaft geherrscht.

Leon Feldhender stand an eine Baracke gelehnt und musterte die Russen. Er versuchte, sich seine Erregung nicht anmerken zu lassen: Dies waren Kriegsgefangene – Soldaten, nicht die üblichen Köche, Schneider und Rabbinersöhne. Diese Männer waren an Kämpfen und Töten gewöhnt. Sie kannten militärische Disziplin und strategisches Denken. Aber konnte er ihnen vertrauen? Sollte er sie zur Organisation dazu bitten? Hatten sie einen Anführer?

Viel Zeit zur Klärung dieser Fragen blieb nicht mehr. Es war bereits Ende September, und der polnische Winter würde den Kiefernwald bald mit einer weissen Schneedecke überziehen. Die Juden würden auf ihrer Flucht Fussspuren hinterlassen, anhand derer man sie leicht aufspüren konnte, falls sie bis dahin nicht bereits erfroren waren; ausserdem würde kaum Essbares zu finden sein.

Feldhender fiel auf, dass sich einer der Russen von den übrigen abhob. Er trug eine Offiziersuniform, und die anderen Kriegsgefangenen scharten sich um ihn. Feldhender schlenderte gemächlich zu Petscherski hinüber und hockte sich neben ihm in den Sand.

«Wo kommst du her?» fragte er in Jiddisch.

«Aus Minsk», antwortete Leitman an Saschas Stelle. «Er spricht kein Jiddisch; nur Russisch.»

«Frag ihn, warum sie nicht mit mir reden wollen», bat Petscherski den Freund. Leitman übersetzte.

«Wir dürfen nicht. Befehl. Nicht bevor man sich um eure Kameraden gekümmert hat.»

Feldhender entschied, dass die Zeit zu knapp war, um dem Russen die Wahrheit schonend und schrittweise beizubringen, wie dies bei anderen Neuankömmlingen üblich war. Er würde ihn ohne Umschweife damit konfrontieren und hoffen, dass der Mann unter den grausigen Tatsachen nicht zusammenbrach. Feldhender hatte es Hunderte Male gesehen. Der Schock, die Verzweiflung, die Krise und zum Schluss die Selbstaufgabe. Leutnant Petscherski machte es ihm leicht.

«Was brennt da drüben?» fragte der Russe mit einem Kopfnicken Richtung Nordosten, wo grauschwarze Rauchsäulen über dem Lagerzaun aufstiegen und über die Baumwipfel hinweg in den wolkenlosen Herbsthimmel trieben. Da der Rauch in der windstillen Luft nicht abziehen konnte, hing er am Horizont wie eine undurchdringliche Wand. Petscherski hatte den Eindruck, als ob ein Teil des Lagers in Brand stehe.

«Nicht dort hinschauen», schnauzte Feldhender.

Petscherski liess seinen Blick über den Hof, danach hinauf zu den Wach-

türmen schweifen. Niemand schien dem Rauch die geringste Beachtung zu schenken, fast so, als sei er ein fester Bestandteil von Sobibór.

«Das sind die Körper von deinen Kameraden, die da brennen», sagte Feldhändler offen. «Aus dem Zug.»

Petscherski stockte der Atem; der Schock liess ihn fast ohnmächtig werden. Er konnte nicht glauben, dass das, was der gutaussehende Jude mit dem braunem Schnurbart gerade in so sachlichem Ton gesagt hatte, der Wahrheit entsprach. Seine Augen überflogen unkontrollierbar den rauchgeschwärzten Himmel. Nein, es war unmöglich. Sollte dies etwa ein grausamer Scherz sein?

«Du bist nicht der Erste und nicht der Letzte», fuhr Feldhändler fort. «Die Züge kommen seit über eineinhalb Jahren.» Er hielt inne, um den ersten Schock sich etwas setzen zu lassen, wobei er den Russen genau beobachtete. «Wie ...», begann Petscherski nach kurzer Pause.

«Gas.»

Feldhändler beschloss, die genaue Funktionsweise des Systems zu erläutern.

«Niemand von uns hier hat die Gaskammern jemals gesehen», schickte er voraus. «Wir haben unsere Informationen aus schriftlichen Notizen von denen, die dort gearbeitet haben.»

Dann erzählte er Petscherski, was er aus Notizen und Gerüchten zusammengetragen hatte; nicht alles davon entsprach exakt den Tatsachen: «Laut unseren Informationen sieht es dort wie in einem Bad aus, mit Hähnen für kaltes und warmes Wasser und grossen Waschbecken. Sobald der Raum mit Menschen gefüllt ist, werden die Türen von aussen verriegelt. Eine zähflüssige dunkle Substanz ergiesst sich aus den Ventilen in der Decke. Man hört entsetzliches Geschrei, das aber nicht lange anhält. Bald ist es nur noch ein Keuchen, ein Ringen nach Luft. Mütter versuchen, ihre Babys mit ihrem Körper zu schützen. Die Nazis beobachten alles durch ein Spähloch in der Decke. In 15 Minuten ist alles vorbei. Die Fussböden öffnen sich, und die Körper fallen in darunter stehende Wagen. Die Nazis haben alles perfekt organisiert. Die Leichen werden mit Benzin übergossen und angezündet. ... Auch wir werden brennen. Wenn nicht morgen, dann in einer Woche oder einem Monat...»

Leon Feldhändler berührte sanft den Arm des Russen und überliess ihn anschliessend seinen eigenen Gedanken. Es würde Tage dauern, bis der Russe wieder auf die Beine kam – falls es ihm überhaupt gelang. Bis dahin konnte man nichts weiter tun als Geduld haben und hoffen.

Obwohl Sascha und Solomon von der schlaflosen Fahrt nach Sobibór und dem Schock der Wahrheit, die ihre schlimmsten Alpträume übertraf, erschöpft waren, fanden sie keine Ruhe. Sie lagen nebeneinander in ihren Kojen und hingen jeder den eigenen Gedanken nach.

«Sascha, was geschieht mit uns?» flüsterte Solomon schliesslich.

Petscherski antwortete nicht. Er war zu niedergeschlagen, um mit dem Freund zu sprechen, um ihm Worte des Trostes oder der Hoffnung anbieten zu können. Also stellte er sich schlafend.

«Sascha? Sascha?» flehte Solomon.

Bald war es still in der Baracke. Sascha lag mit offenen Augen auf dem Rücken und starrte die Dachbalken seines neuen Zuhauses an. Unwillkürlich musste er an Nellie denken, jenes zweijährige Mädchen mit den dunklen Locken, das im selben Viehwagon wie er nach Sobibór gekommen war. Vor seinem geistigen Auge sah er sie die «Duschen» betreten, unschuldig und rein. Ein Gefühl, als ersticke er mit ihr, überkam ihn; schweissgebadet rang er nach Luft.

Allmählich fiel er in unruhigen Schlaf. Er träumte von Nellie, von Flammen, die sie wie rote Hände umschlossen und festhielten. Plötzlich verwandelten sich die Flammen in Pferde, die in wildem Galopp vorwärtsstürmten, als trügen sie ein Rennen aus. Aus den Pferderücken wuchsen rote Deutsche, die Nellie verfolgten. Ihr Gesicht verwandelte sich in das von Elashenka. Die Deutschen rückten ihr immer näher; gleich würden sie sie erreicht haben, jene roten Pferde und Flammendeutschen. Sascha konnte nichts weiter tun als zuschauen. Seine Elashenka, seine Tochter, seine Hoffnung, sein Leben. Er begann zu schreien, um die Deutschen zu verscheuchen, die Flammen zu löschen, den Deutschen aus Feuer Einhalt zu gebieten.

«Sascha, Sascha, was ist los? Wach auf!» hörte er Solomon wie aus weiter Ferne rufen. «Wach auf!»

Leutnant Alexander Petscherski sass auf seiner Pritsche und weinte.

Kapitel 21

24.-26. September 1943

Nach dem Durchzählen um 5:30 Uhr am nächsten Morgen teilte SS-Oberscharführer Frenzel die russischen Kriegsgefangenen dem Nordlager unter Hubert Gomerski zu. Alexander Petscherski fühlte sich völlig ausgepumpt und leer. Die lange Reise von Minsk, die schlaflose Nacht, der Schock und die Ungewissheit seines ersten Tages in Sobibór hatten Spuren hinterlassen. Wenigstens würde er mit den anderen Russen und seinen beiden engen Freunden Solomon und Boris zusammenbleiben können.

Frenzel liess die Russen in Viererreihen an der Spitze der Arbeitskolonne antreten.

«Singen!» befahl er. «In Russisch!»

Die Kriegsgefangenen warteten auf ein Zeichen von Leutnant Petscherski. «Wir sind uns nicht sicher, was wir hier singen dürfen», wandte sich Petscherski an Kapo Porzyczki. Sascha verstand und sprach etwas Deutsch – er hatte es 15 Jahre zuvor in der Schule gelernt –, beherrschte es jedoch keineswegs fließend. Porzyczki, der sowohl Jiddisch, Polnisch als auch Deutsch sprach und Russisch verstand, übersetzte.

«Singt, was ihr wollt», antwortete Frenzel.

Der neben Sascha stehende Boris Tsibulski wurde immer nervöser. Er war ein leicht erregbarer, stämmiger Kerl, der vor dem Krieg in einem Kohlebergwerk gearbeitet hatte. In der Roten Armee war er als Kundschafter eingesetzt gewesen und bei Kiew in Kriegsgefangenschaft geraten. Er und Sascha waren seit ihrer gemeinsamen Haft in einem Keller des Straflagers enge Freunde. Sascha mochte Boris' offenes Gesicht und seine hundertprozentige Zuverlässigkeit. Die übrigen Kriegsgefangenen betrachteten Boris als Saschas Adjutanten und Leibwächter.

«Welches Lied?» fragte Boris.

«Wenn der Krieg morgen kommt'», ordnete Sascha an. Es handelte sich um ein Widerstandslied.

«Bist du verrückt, Sascha?» Boris bekam es mit der Angst zu tun. «Sie werden uns erschiessen.»

Petscherski war das völlig gleich. Er würde seinen ersten Tag in Sobibór

nicht damit beginnen, klein beizugeben. Er würde die Deutschen auf jede ihm mögliche Art und Weise bekämpfen, und zwar nicht morgen oder nächste Woche, sondern heute; vom ersten Tag an. Wenn er dies nicht tat und keine Führungsqualitäten bewies, verlor er womöglich den fast magischen Einfluss auf seine Männer. Und wenn er schon in Sobibór sterben musste, wie es ihm der polnische Jude prophezeit hatte, dann würde er zumindest in den Lauf des auf ihn gerichteten Gewehres spucken. Wenn die Deutschen Musik wollten, sollten sie sie bekommen! «Fangt an!» forderte er seine Kameraden auf.

Boris begann zaghaft, wobei er Frenzel aus den Augenwinkeln beobachtete. Bald stimmten die übrigen 39 Russen mit ein. Mit jeder Zeile wuchs ihr Selbstvertrauen. Und je lauter sie ihre Stimmen erhoben, desto stolzer und aufrechter wurde ihre Haltung.

Wenn der Krieg morgen kommt, marschieren wir morgen.

Aus dem Stolz erwuchs Trotz. Das Lied munterte sie auf wie gute Nachrichten aus der Heimat, wie ein Versprechen, eine Hoffnung.

Wenn böse Mächte angreifen, wird sich das russische Volk wie ein Mann erheben für sein freies Vaterland.

Die Ukrainer, die den russischen Text verstanden, kamen aus der Kantine und den Baracken gerannt, als die Nordlagerbrigade durchs Lager II marschierte. Es klang, als sei eine russische Kompanie ins Herz von Sobibór vorgedrungen. Die Männer marschierten im Gleichschritt, wie Soldaten; ihre Hacken bohrten sich tief in den Sand, und ihr Lied durchdrang die grauen Nebelschleier der anbrechenden Morgendämmerung.

Leon Feldhändler unterdrückte ein Lächeln; der Russe wehrt sich, dachte er. Der Soldat hatte Mumm; vielleicht sogar etwas zu viel. Er mochte zwar Mut haben, aber er war töricht. Oder wollte er etwa sterben?

Feldhändler konnte die Erregung, die Spannung, das heimliche Gefühl des Triumphes unter den Sortierern von Lager II förmlich spüren. Keiner schaute auf, aber viele warfen sich verstohlene Blicke zu. In manchen Augen glaubte er Zweifel unter dem Stolz zu erkennen: Sicher, dieses Mal waren die Russen davongekommen; aber würden sie den Tag überleben? Würden die Deutschen sie unter der Arbeit zusammenbrechen lassen? Würden es die Russen bei Gomerski so weit treiben können wie bei Frenzel?

Feldhändler wandte sich wieder dem Sortieren von Kleidungsstücken zu. Während der gesamten neun Monate in Sobibór war ihm noch nie so leicht ums Herz gewesen wie an diesem Tag. Bisher war er ein schrecklich einsamer Mann gewesen, ein Führer, der allen anderen Hoffnung und Kraft zu geben versuchte. Jetzt gab es plötzlich jemanden in Sobibór, aus dem er Hoffnung schöpfte. Feldhändler hatte das Gefühl, als habe jemand eine schwere Last von seinen Schultern genommen. Er durfte nur nichts überstürzen. Im Augenblick konnte er nichts weiter tun als abwarten.

Gomerski teilte die Russen in zwei Gruppen ein. Sascha hatte das Glück, zu denen zu gehören, die eine Arbeit in den neun noch im Bau befindlichen Baracken zugewiesen bekamen. Die andere Hälfte der Kriegsgefangenen musste Baumstümpfe ausgraben, um den Wald im Nordlager zurückzudrängen. 15 Russen erhielten je 25 Peitschenhiebe, weil Gomerski der Meinung war, sie arbeiteten zu langsam. Als der Nazi keine Lust mehr hatte, die Straffaktionen selbst durchzuführen, übernahm Kapo Porzyczki das Auspeitschen; und auch der ging keineswegs zimperlich zu Werke. Sascha Überstand den ersten Tag. Die Prügel waren keine Überraschung für ihn. In jedem Lager, in dem er gewesen war, lief das gleiche Schema ab: Lederpeitschen, 25 Hiebe, die man selbst zählen musste; eine Zahl auslassen bedeutete, dass alles von vorn begann. Fast schien es, als folgten alle Nazis einheitlich einem Lehrbuchkapitel mit der Überschrift «Auspeitschen».

In jener Nacht begann Petscherski mit dem Schreiben eines Tagebuchs. Zur Vorsicht kodierte er seine Schrift, damit die Deutschen im Fall, dass sie die Aufzeichnungen fanden, nicht identifizieren konnten, um was es sich dabei handelte. Falls er jemals aus Sobibór entkam – und er würde es bald versuchen –, wollte er sicher gehen, dass die Welt die Wahrheit erfuhr.

Die Mitglieder der Organisation sassen in der Frauenbaracke beisammen. Leon Feldhendler wartete auf den kleinen Putzer Drescher, der sich frei im Lager bewegte und dabei Augen und Ohren offenhielt.

«Er macht sich Notizen», berichtete Drescher seinem Auftraggeber.² Feldhendler lächelte zufrieden. Der Russe hatte den ersten Tag überlebt und kämpfte weiter. Aber er würde das Nordlager nicht lange ertragen, dachte Feldhendler; niemand hielt dort lange durch. Die Organisation würde bald etwas unternehmen müssen, um ihn herauszubekommen. Am nächsten Morgen zog Frenzel die Russen von der Nordlagerbrigade ab und liess sie Kohlen von den Bahngleisen zu den Unterkünften der Deutschen und der Ukrainer und zur Kantine schleppen. Dies war ein gutes Zeichen. Es bedeutete, dass die Deutschen sich auf einen weiteren Winter in Sobibór einstellten.

Frenzel wirkte äusserst gereizt an jenem Vormittag. Er wollte die Kohlen so schnell wie möglich transportiert haben, um die Russen ins Nordlager zurückschicken zu können. In der Mittagspause genehmigte er dem Koch Herschel Zukerman ganze 20 Minuten, um an 600 Personen «Suppe» auszuschenken.

Frenzel stand neben Zukerman und brüllte ihn fortwährend an: «Beeil dich! Los, schneller! Beweg dich!»

Zwischendurch stiess er dem Koch mit dem Griff seiner Peitsche in die Rippen. Zukerman schöpfte so schnell er konnte, wobei er grosse Mengen Suppe verschüttete. Frenzel störte das nicht; im Gegenteil, er schien an dem neuen Spiel Gefallen zu finden. Nach 15 Minuten war erst die Hälfte der

Häftlinge bedient, und in der Warteschlange wurde es immer unruhiger. Würden sie alle bestraft werden, weil Zukerman zu langsam arbeitete? Schliesslich verlor Frenzel die Geduld, so wie alle, einschliesslich Zukerman, vorhergesehen hatten.

«Da rüber», befahl er dem Koch und zeigte mit dem Finger in Richtung Platzmitte. «Hinsetzen ... Gerade!»

Zukerman sass mit eng angelegten Armen und gesenktem Haupt auf seinen Füssen – wie ein Kind, das die Strafe seines Lehrers erwartet. Während er seine Peitsche abwickelte, begann Frenzel, ein deutsches Marschlied zu pfeifen. Dann schlug er im Rhythmus der Melodie auf Kopf und Schultern des Kochs ein, ohne Zukerman mitzählen zu lassen. Das war ein böses Zeichen.

Der Koch zuckte unter jedem Schlag zusammen und jammerte leise, während die Häftlinge auf dem Hof schweigend zuschauten. Keiner wagte zu protestieren, aus Angst, selbst ausgepeitscht oder auf der Stelle erschossen zu werden. Zukermans Gesicht war von tiefen Striemen übersät; Blut tropfte in seine Augen und von seinem Kinn in seinen Schoss. Dann hörte Frenzel plötzlich ohne weitere Erklärung auf. Zukerman rappelte sich mühsam hoch.

Sascha beobachtete die Szene, wie die anderen, schweigend. Er spürte Zukermans Erniedrigung in seiner leeren Magengrube, besass aber noch genügend Lebenswillen, um Wut statt Niedergeschlagenheit zu empfinden. Sascha schaute in seine Suppe; sie schien sich in Blut verwandelt zu haben. Mit Ekel und Verachtung schüttete er sie in den Sand. Er hatte Hunger, und obwohl er wusste, dass er ohne Essen – selbst wenn es nur Wassersuppe war – nicht lange durchhalten würde, konnte er sich nicht überwinden, die Brühe hinunterzuschlucken. Er gönnte Frenzel diese Genugtuung einfach nicht. Das schuldete er sich. Als die anderen Russen sahen, wie ihr Anführer seine Suppe ausgoss, taten es ihm manche schweigend nach.

Feldhändler schaute dem Auspeitschen zu, als handele es sich um eine alltägliche Begebenheit. Zukerman hatte noch einmal Glück gehabt, dachte er. Er würde sich erholen. Josel würde seine Wunden mit einer Salbe behandeln, und Zukerman würde bereits am Abend wieder in der Küche stehen, dankbar für einen weiteren Tag Leben. Der Russe war es, der Feldhändler Sorgen machte. Falls Frenzel das Ausschütten der Suppe beobachtet hätte, hätte er dies als einen Akt des Widerstands gewertet. Es hätte den eitlen Nazi in Rage gebracht, und es bedurfte nicht viel Phantasie, sich seine Reaktion auszumalen.

Der Russe hatte sich zum zweiten Mal töricht benommen, rekapitulierte Feldhändler, fast kindisch. Vielleicht war der Leutnant zu leichtsinnig, um ihm das Leben aller anvertrauen zu können. Feldhändler behielt seine Zwei-

fel an jenem Abend noch für sich. Er würde mindestens noch einen Tag warten, bevor er etwas unternahm – falls er sich überhaupt dazu entschloss.

Am nächsten Morgen – dem dritten Tag der Russen in Sobibór – musste Petscherski im Nordlager Baumstümpfe ausgraben. Da Gomerski abwesend war, führte Frenzel die Aufsicht, und der schien an jenem Tag äusserst schlechter Laune zu sein. Er umkreiste die 40 Schaufeln und Äxte, als lauere er nur auf einen Anlass, um sich einen Häftling vorzuknöpfen. Im Gegensatz zu vielen anderen Nazis und Ukrainern vertrieb sich Frenzel nur dann die Zeit mit grausamen Spielen, wenn ein konkreter Grund zur Bestrafung vorlag; schliesslich war er Offizier. Die meisten Häftlinge, die, anders als die Russen, schon über eine Woche im Nordlager arbeiteten, waren ausgemergelt und erschöpft. Mit letztem Kraftaufwand stemmten sie die Äxte in die Höhe und liessen sie dann einfach auf die Baumstümpfe niedersinken, während Frenzel kommandierte: «Macht schnell! Schneller!»

Die Arbeit hatte kaum begonnen, als sich Frenzel leise an den schwächsten Mann der Brigade heranschlich, einen spindeldürren Holländer, der so erschöpft war, dass er kaum noch die Axt heben konnte und beim Versuch, den Baumstumpf zu treffen, häufig das Ziel verfehlte.

Frenzel liess ihn die Peitsche spüren. Der Holländer wimmerte, ohne jedoch seine Arbeit zu unterbrechen. Frenzel schien das Spiel zu gefallen; jedes Mal, wenn die Axt des Holländers auf das Kommando «Schnell» fiel, zog der Nazi dem Juden die Peitsche über Kopf und Schultern. Scheinbar unbeeindruckt davon hob und senkte der Mann weiter wie mechanisch seine Axt. Sascha unterbrach seine Arbeit und beobachtete die Szene. Er wusste, dass ihn Frenzel dafür vermutlich ebenfalls verprügeln würde, konnte jedoch weder seinen Zorn zügeln noch die Strafaktion einfach ignorieren. Dies war offensichtlich das, was Frenzel von ihnen allen erwartete: jede Brutalität widerspruchslos zu akzeptieren.

Natürlich entging es Frenzel nicht, dass Petscherski auf seine Axt gestützt herumstand. Triumphierend versetzte er dem Holländer einen letzten Fusstritt, um sich anschliessend seinem nächsten Opfer zuzuwenden. «Komm her!» befahl er Petscherski.

Wohl wissend, dass er sich in Schwierigkeiten befand, hielt es Sascha für das Beste, dem stolzen Nazi mit Stolz zu begegnen. Er würde nicht buckeln, zittern oder sich ducken. Erhobenen Hauptes ging er zu dem Nazi hinüber und erwiderte dessen Blick.

«Ja, Herr Oberscharführer?»

«Es gefällt dir nicht, wie ich diesen Idioten bestraft habe?» fragte Frenzel. Kapo Porzyczki übersetzte.

«Nun gut; dann hast du genau fünf Minuten Zeit, um diesen Baumstumpf hier zu zerlegen. Wenn du es schaffst, bekommst du eine Schachtel Zigaretten. Solltest du die Zeit auch nur um eine Sekunde überschreiten, sind 25 fällig.»

Frenzel trat einen Schritt zurück und kontrollierte auf seiner Uhr mit dem Goldarmband, das Shlomo angefertigt hatte, die Zeit.

«Fang an!» befahl er.

Das Bedürfnis unterdrückend, den Nazi bei der Kehle zu packen und ihm das Lächeln aus dem Gesicht zu drücken, und indem er sich vorstellte, der Baumstumpf sei Frenzels Gesicht, begann Petscherski, wie ein Wilder auf das Holz einzuschlagen und es zu spalten. Getrieben von Hass, Stolz und Trotz steigerte er sich in einen Rausch, in dem er jedes Gefühl für Raum und Zeit verlor. Sein Rücken und seine Hände begannen zu schmerzen, der Schweiß floss ihm in Strömen über die Stirn in die Augen. Doch die Axt sauste mit unverminderter Heftigkeit in ihrem verrückten Rhythmus auf den Nazi nieder. Als das Werk vollendet war, richtete sich Sascha auf. «Vier-einhalb Minuten», kommentierte Frenzel und reichte dem Russen ein Päckchen Zigaretten. «Wie versprochen.»

Petscherski wusste, dass er die Zigaretten klugerweise einstecken sollte, aber bei dem Gedanken, von dem Nazi eine Belohnung anzunehmen wie ein junger Hund, der gerade einen neuen Trick gelernt hat, drehte sich ihm der Magen um.

«Danke», erwiderte Petscherski. «Ich rauche nicht.»

Er hob seine Axt auf, wischte sich mit dem Ärmel der Uniform den Schweiß von der Stirn, liess Frenzel stehen und schlenderte zu seinem alten Arbeitsplatz zurück. Er wartete auf den Sturm, auf das Zischen der Peitsche. Aber bis auf das Geräusch fallender Äxte und das Hämmern und Klopfen aus den benachbarten Baracken blieb alles still.

Frenzel machte auf dem Absatz kehrt. 20 Minuten später kam er mit einem halben frischen Brötchen mit Butter zurück. Er lächelte noch immer. «Hier Russe, nimm das», forderte er Petscherski auf.

Sascha sah den Neid in den Gesichtern der Juden, die länger in Sobibór waren als er, und er roch das frische Brot. Er wusste, dass er es annehmen sollte. Es würde ihm die Kraft geben, länger zu leben. Ohne Zweifel hatte er es sich verdient. Die anderen Juden würden es nicht als Zeichen von Schwäche betrachten, denn schliesslich hatte er gewonnen; er hatte Frenzel in Gegenwart der Juden, die der Nazi verachtete, erniedrigt. Würde es klug sein, diesem Sieg eine Beleidigung hinzuzufügen? Doch alle Argumente halfen nichts; ein Gefühl des Stolzes, das stärker war als jede Logik, zerrte an ihm. «Nein danke», lehnte Sascha ab, ohne auch nur die Axt abzusetzen. «Die Rationen sind mehr als ausreichend.»

Frenzels Lächeln verschwand, und sein Gesicht lief vor Wut puterrot an. «Du willst es nicht?» zischte er drohend.

«Ich habe keinen Hunger», antwortete Petscherski.

Frenzel umklammerte seine Peitsche, als versuche er krampfhaft, sich zurückzuhalten. Wieder wandte er sich abrupt ab und verliess schnellen Schrittes das Nordlager.³

Einige Arbeiter warfen ihre Äxte auf den Boden und umringten den Russen. «Warum hast du das Brot nicht genommen?» fragten sie aufgeregt. «Er hätte dich auf der Stelle erschiessen können. ... Er hätte dich totschiessen können. ... Du hättest uns alle in Schwierigkeiten bringen können.» Boris und Solomon legten ihre Arme um Saschas Schultern und klopfen ihm auf den Rücken.

«Danke Sascha», sagte Solomon anerkennend. «Wir sind stolz auf dich.» Lachend umarmten sie ihr Vorbild.

Kapo Porzyczki entrollte seine Peitsche und ging drohend auf die kleine Gruppe zu. Gemein und unerschrocken im Gebrauch der Peitsche wie er war, würde er gewiss nicht so schnell ermüden wie Frenzel. Also kehrten alle lieber zu ihrer Arbeit zurück.

Die Neuigkeit von dem russischen Offizier, der sich Frenzel widersetzt hatte, verbreitete sich in den Baracken wie ein Lauffeuer. Bei jedem Erzählen der Geschichte wurde der Russe riesenhafter und stärker, Frenzel winziger und schwächer. Feldhändler zog das Fazit, dass der Russe offensichtlich keineswegs ein Narr war, sondern ein ganz besonderes Gespür dafür besitzen musste, wie weit er die Nazis provozieren konnte. Vielleicht begriff er die Mentalität der Deutschen besser als die übrigen Häftlinge. Was immer es auch sein mochte, es funktionierte; der Russe hatte bereits drei volle Tage in Sobibór überstanden. Er schien sich einzugewöhnen. Feldhändler beschloss, am nächsten Morgen den ersten Schritt zu wagen; einen vorsichtigen zwar, aber immerhin einen Anfang. Viel Zeit blieb nicht mehr.

Kapitel 22

27. September 1943

Petscherski arbeitete am nächsten Tag am Innenausbau der Baracken im Nordlager. Er empfand es als Atempause. Einen weiteren Tag Baumstümpfe zu spalten wäre an die Grenze seiner Kräfte gegangen. Der Vormittag war ungewöhnlich ruhig. Sowohl Petscherski als auch sein Freund Kalimali hatten das Gefühl, dass etwas nicht in Ordnung war.

«Wir treffen uns in der Latrine», flüsterte Kalimali. «Lass dir eine Ausrede einfallen.»

Sein eigentlicher Name war Shubayev, aber der charmante, grossgewachsene Kaukase mit den dunklen Augen und dem schwarzen Haar wurde von allen nur Kalimali genannt. Die polnischen Juden mochten ihn, weil er abends auf seiner Mandoline spielte und melancholische russische Volkslieder dazu sang.

«Hast du bemerkt, dass alle Deutschen verschwunden sind?» fragte Kalimali seinen Freund Sascha in der Latrine. «Nur der polnische Kapo ist noch da. Was glaubst du, hat das zu bedeuten?»

«Ich weiss es nicht», antwortete Petscherski. Wir sollten uns umsehen. Beobachte die Wachposten auf den Türmen. Genau! Versuch zu erkennen, wer wo stationiert ist und wann Wachablösung ist.»

Kalimali ging als erster; Sascha folgte ein paar Minuten später. Noch immer waren keine Deutschen in Sicht. Von Zeit zu Zeit unterbrachen Petscherski und Kalimali ihre Arbeit in der Baracke, um sich umzuschauen. Es gab nicht viel zu sehen; das von Kiefern umgebene Nordlager lag abseits der übrigen Anlage.

Kapo Porzyczki überraschte Sascha.

«Es ist nichts Besonderes, Petscherski», sagte der Kapo mit hinterhältigem Grinsen, als freue er sich, den Russen bei einem Regelverstoss ertappt zu haben. Porzyczki griff absichtlich nicht zur Peitsche. Er war jetzt der Chef, und es waren keine Deutschen in der Nähe, die ihm vorwerfen konnten, er gehe zu nachsichtig mit den Juden um. Ausserdem respektierte er diesen russischen Kriegsgefangenen, und er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, eines Tages aus Sobibór zu entkommen, obwohl er nach dem Verrat

des Kapo-Fluchtplans schon einmal nur haarscharf am Tod vorbeigeschlittert war. Porzyczki war sich sicher, dass der Russe bald etwas unternehmen würde. Er musste den Soldaten, der seine Fahrkarte in die Freiheit sein konnte, nach besten Kräften schützen.

«Es ist nur ein neuer Transport, Petscherski», erklärte der Kapo. (Es handelte sich um den ersten seit der Ankunft der Russen vor vier Tagen.) «Alle Deutschen werden bei der Abfertigung gebraucht.»

«Wo ist es?» fragte Sascha. Er merkte, dass der Kapo, wie jedermann, in Abwesenheit der Deutschen entspannter war.

«Die Gaskammern sind dort drüben, hinter den Baracken.» Porzyczki zeigte Richtung Westen. «Ungefähr 100 Meter entfernt. Siehst du den hohen, mit Zweigen getarnten Zaun neben dem Wachturm an der Ecke?» Der Wachturm war zwischen den Bäumen deutlich sichtbar; wenn man wusste, dass sich dort ein Zaun befand, konnte man auch diesen erkennen. Petscherski nickte.

«Das ist Lager III. Die Gaskammern befinden sich hinter der Ecke dort.» Petscherski und seine Freunde Solomon, Boris und Kalimali starrten angestrengt Richtung Westen, um etwas durch die Bäume hindurch zu erkennen. Porzyczki liess sie gewähren. Die vier Männer wussten nicht, was sie zu sehen erwarteten; um sie herum war alles totenstill.

Dann begann es plötzlich. Ein schriller Frauenschrei durchschnitt die Morgenluft. Der Schrei schien meilenweit im Eulenzwald widerzuhallen. Petscherski kam es vor, als hinge er minutenlang in der Luft, bevor er in einem plötzlich anhebenden Wehklagen von Frauen und Kindern unterging. Sobald ein Schrei erstarb, wurde er vom nächsten abgelöst. Bald erhoben sich immer mehr Stimmen, die sich schliesslich zu einer Symphonie aus Wehklagen und Schreien steigerten. Selbst die Ziegen in Lager II begannen, hysterisch zu meckern, als witterten sie einen imaginären Fuchs in der Nähe. Petscherski wollte durch den Wald stürmen, den Stacheldraht niederreißen und jeden verfügbaren deutschen und ukrainischen Schädel einschlagen; irgendwas tun, um das Wehklagen und die Todesschreie zu stoppen. Stattdessen stand er hilflos da, wie gefangen in einem Alptraum, lauschte und versuchte krampfhaft, etwas zu erkennen. Einen Moment herrschte Stille, als hätten die Nazis kurz die Grammophonadel von einer Schallplatte gehoben. Dann stieg ein einzelner klarer Ton in den Himmel empor – ein Schrei blanken Entsetzens; erschütternd in seiner Einfachheit und Intensität.

«Mama ... Ma-» Er erstarb in der Mitte des Wortes.

Petscherski blieb das Herz stehen. Tränen rannen über seine Wangen. In Gedanken sah er ein verängstigtes, zu Tode erschrockenes Kind, das unter all den nackten Fremden die schützende Mutter sucht. Er sah das Kind in einen Raum gestopft werden und hinter ihm die Tür ins Schloss fallen.

Plötzlich musste er an Elashenka denken; seine geliebte, süsse Ela.

Der Schrei zerriss ihm fast das Herz. Seine Finger umklammerten den Hammer so fest, dass sie zu schmerzen begannen. Er erstarrte, wie gelähmt vor Angst – nicht etwa um sich selbst, sondern aus Furcht davor, dass die «Mama»-Schreie niemals aufhörten, dass einer von ihnen der von Ela sein könnte und dass er, Alexander Petscherski, ein Soldat, ein Vater, ein starker Mann, nicht in der Lage wäre, etwas dagegen zu unternehmen. Er war nichts weiter als ein von deutschen Befehlen gesteuerter Roboter, der hilflos die entsetzlichen Todesschreie mitanhören musste. Er hasste und fürchtete seine eigene Hilflosigkeit mehr als alles, was er je in seinem Leben gefürchtet hatte.

Sein Entschluss zu fliehen stand bereits fest. Nun erkannte er, dass Flucht allein nicht genug war. Er musste die Nazis töten und ihr Lager zerstören – für das Mädchen mit dem Schrei nach der Mutter, für Ela, für alle Opfer.

Und natürlich für sich selbst, mit dem er die nächste Stunde, den nächsten Tag, die nächste Woche, den Rest des Lebens verbringen musste. Er würde sich keine Minute länger von solcher Hilflosigkeit lähmen lassen. Er würde nie wieder hilflos sein; und wenn man ihn dazu verdammte, musste er sich bis auf den Tod dagegen wehren.

Als sich Boris, Solomon und Kalimali zu ihm gesellten, zitterte Petscherski noch immer.

«Sascha, wir müssen hier raus», flüsterte Boris. «Es sind kaum 200 Meter bis zum Wald.»

Zwischen ihnen und der Freiheit standen ein Stacheldrahtzaun und eine ukrainische Patrouille. Es schien ein gefährliches, wenn auch nicht unmögliches Unterfangen zu sein. (Die Russen wussten nicht, dass die Felder vermint waren.)

«Alle Deutschen sind beschäftigt», fuhr Boris fort. «Wir können uns mit den Äxten einen Weg durch den Zaun bahnen und jeden Wachposten erschlagen, der uns aufzuhalten versucht.»

Petscherski beurteilte die Fluchtchancen als aussichtsreich, und nur einen Tag zuvor hätte er einem Versuch vermutlich zugestimmt; doch nach dem, was er gerade gehört hatte, kam ein solcher Schritt für ihn nicht mehr in Frage. Er konnte nicht die anderen Juden ihrem Schicksal überlassen und die Deutschen in der Kantine in aller Ruhe auf immer neue Transporte warten lassen.

«Wir könnten es schaffen.» Sascha legte seinen Arm um Boris' Schulter. «Aber was wird dann aus den anderen? Du weisst doch, dass die Deutschen sie alle töten werden. Nein, mein Freund, wenn wir gehen, dann gemeinsam; das ganze Lager. Einige werden dabei umkommen. Aber diejenigen, die es schaffen, werden dafür mit den Mördern abrechnen.» Wie üblich liess sich Boris durch die logischen Argumente seines Freundes einigermaßen beruhigen. Sein Verstand sagte ihm, dass Sascha recht hatte, doch sein Gefühl drängte ihn zur Flucht.

«Wir dürfen nicht mehr lange warten, Sascha», versuchte Boris es noch ein-

mal. «Der Winter kommt, wir werden Spuren im Schnee hinterlassen und...»

«Geduld», unterbrach ihn Petscherski mit einem dem Freund gegenüber oft gebrauchten Wort. Boris war ein Bulle, der sich ohne Zögern in jeden Kampf stürzen wollte. Die Planung konnte warten. Petscherski hingegen durchdachte die Dinge. blieb dazu keine Zeit, verließ er sich auf seinen Instinkt. Bisher hatte er stets richtiggelegen; er war nach zwei Jahren Inhaftierung in Nazilagern immer noch am Leben. Boris war zwar absolut zuverlässig, aber es mangelte ihm an Urteilsvermögen. Sascha musste ihm genau erklären, was zu tun war, konnte sich danach allerdings darauf verlassen, dass Boris alle Instruktionen strikt befolgte.

«Macht den Mund nicht auf, keiner von euch!» warnte Petscherski. «Wir sind neu hier. Wir wissen nicht, wem wir trauen können. Wenn die Zeit reif ist, werde ich euch sagen, was zu tun ist; wann und wo.»

Boris, Solomon und Kalimali fühlten sich erleichtert. Sie vertrauten Sascha, seiner Integrität und seiner Urteilskraft. Sie würden warten. Und sie wussten, dass es nicht lange dauern würde. An diesem Abend sassen Sascha und Solomon kurz vor der Sperrzeit allein in der Baracke und rekapitulierten, was sie nach vier Tagen bereits über Sobibór wussten – über die Stacheldrahtzäune, die Kapos, die Lageroutine, die Baracken, die Wachen. Es war nicht allzu viel, aber sie würden weiter beobachten und nach einem allein-gesessenen Häftling Ausschau halten, der ihnen vertrauenswürdig erschien, um diesen diskret auszuhorchen.

28. September 1943

Kurz vor dem letzten Signal zum Arbeitsbeginn am nächsten Morgen sprach Leon Feldhendler auf dem Sammelplatz Solomon Leitman an. «Schalom. Wie geht die Arbeit?» fragte Feldhendler.

«Wie eine Uhr. Man zieht uns auf, und wir laufen.»

Ein Pfiff ertönte.

«Es wird Zeit», entschuldigte sich Lehman.

«Warte einen Augenblick. Ich muss deinen Freund sprechen.» «Welchen?» fragte Lehman, obwohl er genau wusste, wen der Jude mit dem braunen Schnurrbart meinte.

«Den, der kein Jiddisch spricht. Schick ihn heute Abend zur Frauenbaracke.»

«Warum dorthin?»

«Er sieht gut aus», sagte Feldhendler mit einem Augenzwinkern. «Warum sollte er nicht etwas Zeit mit unseren Frauen verbringen?»

Das letzte Pfeifsignal ertönte, worauf die beiden polnischen Juden ihre Plätze in ihrer jeweiligen Arbeitskolonne einnahmen. Feldhendler hatte be-

schlossen, den Russen stärker der Öffentlichkeit auszusetzen, um zu beobachten, wie er sich gegenüber nicht-russischen Juden verhielt, und um bewerten zu können, wie diese auf ihn reagierten. Falls er mit dem Ergebnis zufrieden war, würde er den Russen bitten, sich der Organisation anzuschliessen. Er würde nicht um den heissen Brei herumreden, sondern ihm die direkte Frage stellen: «Willst du mitmachen?» Feldhändler war davon überzeugt, dass sich der Russe ihnen anschliessen würde, und sei es nur aus Neugier. Er hatte den wahren Grund der Einladung absichtlich hinter einer anzüglichen Anspielung verborgen. Dem misstrauischen Juden aus Warschau war dies sicher nicht entgangen. Feldhändler hatte nie fester an eine Flucht geglaubt als unter den gegenwärtigen Umständen.

Im Lauf des Vormittags flüsterte Solomon Sascha zu:

«Frag kurz nach mir um Erlaubnis, zur Latrine gehen zu dürfen.» Petscherski wusste, dass es sich um etwas Wichtiges handeln musste; andernfalls wäre Leitman niemals ein solches Risiko eingegangen.

«Ich habe mit dem Juden gesprochen, den wir am ersten Tag getroffen haben», berichtete Solomon in der Latrine und überbrachte Sascha lachend die Einladung. «Die Mädchen wollen dich unbedingt kennenlernen.»

«Sie sollen sich zum Teufel scheren», erwiderte Sascha unwirsch. Die Mitteilung irritierte ihn; sie hätte bis zur Mittagspause warten können. Man durfte den Latrinentrick nicht überstrapazieren, wenn man keinen Verdacht bei den Deutschen erregen wollte.

«Ich glaube, es ist wichtig», ergänzte Leitman. «Sonst wäre ich nicht hergekommen. Es war nicht bloss Geschwätz. Der polnische Jude hat etwas auf dem Herzen. Ich bin mir ganz sicher. Es war die Art und Weise, wie er gesprochen hat, fast im Flüsterton.»

«Wer ist er?»

«Er sortiert Kleidung im Lager II. Sein Name ist Leon Feldhändler. Er ist der Sohn eines Rabbiners. Jeder scheint ihn zu kennen.»

«In Ordnung», sagte Petscherski. «Wir gehen zusammen hin. Du übersetzt für mich.»

Die Frauen warteten an jenem Abend voller Neugier auf den russischen Offizier. Einige hatten von ihm gehört; andere hatten ihn bereits gesehen, insbesondere diejenigen, die in der gleichen Kolonne wie er vom Lager I ins Nordlager marschiert waren. Aber die Informationen über ihn waren eher spärlich – ein Russe, Soldat, gross und attraktiv; ein Mann, der Frenzel die Stirn geboten hatte.

In der Frauenbaracke hielten sich an jenem Abend auch ein paar versprengte Männer auf, die mit ihren Freundinnen flirteten. Als Petscherski und Leitman den Raum betraten, wurden sie von den Frauen mit Fragen bestürmt.

«Wer seid ihr?»

«Wo kommt ihr her?»

«Wer gewinnt den Krieg?»

«Wann wird er beendet sein?»

Sie lechzten nach Neuigkeiten, diese von der Welt isolierten Frauen, die vor Sobibór grösstenteils in Ghettos oder Arbeitslagern gelebt hatten, in denen Gerüchte die einzige Nachrichtenquelle gewesen waren.

Petscherski schaute sich um. Die Frauenbaracke glich äusserlich exakt der der Männer; doch von der Atmosphäre her unterschied sie sich völlig. Die Frauen hatten sich für den besonderen Anlass schick gemacht. Petscherski roch den Duft von Parfüm. An einer Wand lehnte Kapo Porzyczki, ins Gespräch mit einer jungen Frau vertieft. Feldhändler sass mit einem zweiten Mann auf einer Pritsche in der Ecke. Sascha wusste, dass die beiden ihn beobachteten. Ein schlankes junges Mädchen mit kurzgeschorenem, kastanienfarbenem Haar hob sich deutlich von den anderen ab. Sie machte einen sehr selbstbewussten, fast trotzigem Eindruck.

Petscherski wusste, was die Frauen hören wollten; es war das, was auch er sich wünschte: Dass die Deutschen den Krieg verloren; dass die Russen den Feind bis über den Bug zurücktrieben und bald hier sein würden; dass der Krieg vor Jahresende vorbei sein würde; dass sie befreit und den Rest ihres Lebens glücklich und in Frieden leben könnten. Sie brauchten jene Hoffnung, jenen Silberstreif am Horizont, um sich an etwas festhalten zu können. Sollten andere ihnen das geben, dachte Petscherski. Von ihm würden sie nichts als die ungeschminkte Wahrheit erfahren.

Solomon übersetzte ins Jiddische, während einige Frauen dies ins Deutsche oder Holländische weiter übersetzten für diejenigen, die weder Russisch noch Jiddisch verstanden. Die Frauen schienen an Saschas Lippen zu kleben.

Zwischen Juni und September 1941, begann Petscherski seinen Lagebericht, hatten die Deutschen den Bug überquert, waren in die Sowjetunion eingefallen und hatten eine Stadt nach der anderen erobert – von Riga und Nowgorod im Norden über Minsk, Smolensk (wo er selbst in Gefangenschaft geraten war), Lwow und Kiew bis Odessa im Süden. Die Deutschen waren gnadenlos weiter nach Osten vorgerückt, und es schien, als ginge ihnen niemals der Nachschub aus. Danach erwähnte Petscherski die deutschen und ukrainischen Einsatzgruppen und erzählte, wie diese Mordkommandos die Juden zusammengetrieben und in Gräben erschossen hatten.

Schliesslich hätten sich das angeschlagene russische Heer und die Luftstreitkräfte wieder erholt und neu formiert, berichtete er weiter. Die hinter der breiten deutsch-russischen Front operierenden Guerillas begannen, die Linien aufzubrechen. Allmählich gelang es den sowjetischen Truppen, den Vormarsch der Deutschen zu bremsen. Die Rote Armee eroberte seine Heimatstadt Rostov zurück, leistete erbitterten Widerstand in Sewastopol und

verschanzte sich in Moskau. Die deutschen Panzer rückten bis auf 30 Kilometer auf Moskau vor, bevor sie im aufgeweichten Herbstboden versanken. Wie schon Napoleons Armee geriet auch die deutsche Wehrmacht in die Klauen des russischen Winters – ohne ausreichende Nahrung und warme Kleidung. Ihre Geschütze froren ein. Nachts wurde die Truppe von Guerillas aufgerieben. Langsam drängte die Rote Armee die Deutschen zurück.

Im Norden hielt Leningrad selbst nach über zwei Jahren deutscher Belagerung noch stand. Die Menschen starben an Hunger und Typhus; doch die restlichen Einwohner kämpften Seite an Seite mit der Roten Armee. Sie liessen sich nicht unterwerfen.

Dann erzählte Petscherski von Stalingrad. Die Deutschen hatten die Stadt an der Wolga bereits fünf Monate lang belagert, als die Rote Armee Hitlers Sechste Armee einkesselte und über 100.000 halb verhungerte und erfrorene, sich ergebende Soldaten gefangen nahm. Weitere 70.000 fielen im Kampf, erfroren und verhungerten oder begingen Selbstmord. Petscherski wusste den Frauen von einem weiteren wichtigen Sieg zu berichten, den die Russen zu einem früheren Zeitpunkt desselben Jahres errungen hatten. Die Rote Armee hielt Kursk, kämpfte dort im grössten Panzergefecht des Krieges gegen die Wehrmacht und siegte. Mindestens eine halbe Million Deutsche fielen in der Schlacht von Kursk.

«Die Rote Armee ist weiter auf dem Vormarsch. Wir treiben die Deutschen nach Hause», bekräftigte Petscherski.

Er hatte beobachtet, wie erfreut die Frauen auf seine Schilderung von besiegten, verhungerten, gefangenen Deutschen reagiert hatten. Die hohen Zahlen beeindruckten sie. Er war absichtlich auf die Belagerung von Leningrad eingegangen, um zu zeigen, wie Zivilisten Widerstand leisteten und an der Seite der Armee kämpften. Petscherski wollte den Frauen jedoch keine falschen Hoffnungen machen und ergänzte deshalb einschränkend, dass die Rote Armee bei dem gegenwärtigen Tempo, mit dem sie sich westwärts bewege, Sobibór erst in einem Jahr erreichen werde.

«Die Deutschen sind inzwischen bis zum Dnjepr zurückgewichen», erläuterte Petscherski. «Von da sind es noch fast 1.000 Kilometer bis hierher.»

Die Erklärung wirkte, als hätte jemand Wasser in ein Feuer gegossen; Begeisterung und Hoffnung verpufften und verrauchten.

«Wir haben gehört, dass es in Russland Partisanen gibt. Sie kämpfen überall gegen die Deutschen», bemerkte jemand schüchtern. «Warum greifen sie nicht das Lager an und befreien uns?»

Petscherski begann, von den weissrussischen und jüdischen Partisanen in der Umgebung von Minsk zu erzählen: «Die Deutschen verlassen Minsk nur noch im schwer bewaffneten Konvoi. Jede Nacht sprengen die Partisanen Brücken, Züge und Munitionslager in die Luft.»

Obwohl die Frage nach Hilfe seitens der Partisanen ein heikles Thema be-

rührte, wollte Petscherski sie nicht einfach übergehen. Er wusste, dass die weissrussischen Partisanen nicht ihr Leben und ihre Munition aufs Spiel setzen würden, um 600 Juden zu befreien. Offen gestanden gab es wichtigere militärische Ziele – Brücken, Truppentransporte, Versorgungsdepots. Petscherski war sich nicht sicher, ob er als Kommandant einer Partisaneneinheit einen Angriff auf Sobibór riskiert hätte. Vielleicht würde es eine jüdische Partisanengruppe wagen; aber nicht einmal dessen war er sich sicher. Er vermutete, dass die Deutschen im Falle eines Partisanenangriffs das Lager sofort liquidieren würden. Was die ukrainischen Partisanen jenseits des Bug betraf, war schwer zu beurteilen, wen sie mehr hassten: die Deutschen oder die Juden. Nein, von den Partisanen war keine Hilfe zu erwarten, und je früher die Frauen – und Feldhändler – dies begriffen, desto besser.

«Die Partisanen haben ihre eigenen Aufgaben», sagte Sascha vorsichtig. «Niemand kann uns unsere Arbeit abnehmen.»

Den ganzen Abend hatte Kapo Porzyczki an der Wand gelehnt und aufmerksam zugehört. Er hatte den Russen richtig eingeschätzt. Petscherski plante etwas; seine Rede war ein deutliches Anzeichen dafür. Die einzigen offenen Fragen waren: Wo, wann, und wie konnte er, Porzyczki, daran teilnehmen. Auch Leon Feldhändler war beeindruckt. Hinter dem nationalistischen Stolz auf Russland, der dezenten kommunistischen Propaganda stand eine Botschaft: Wehrt euch, haltet dagegen, gebt nicht auf und wartet nicht auf Hilfe von aussen. Der Russe klang intelligent und selbstbewusst. Er war zweifellos der richtige Mann für die Organisation.

Petscherski wartete darauf, von Feldhändler angesprochen zu werden. Doch der Rabbinersohn tat nichts dergleichen. Kurz vor der Sperrzeit gingen Petscherski und Leitman zu ihrer eigenen Baracke zurück. Sascha wusste, dass Solomon recht gehabt hatte. Er war auf die Probe gestellt worden. Wenn Feldhändler zugehört hatte, konnte ihm die Botschaft wohl kaum entgangen sein.

Als Shlomo – in weissem Seidenhemd, polierten schwarzen Stiefeln und mit zufriedenen Gesichtsausdruck, als kehre er gerade von einem abendlichen Stadtbummel heim – kurz vor der Sperrzeit in die Baracke kam, berichtete ihm Feldhändler von dem Treffen in der Frauenbaracke. Der Rabbinersohn war optimistisch und besorgt zugleich.

«Es besteht kein Zweifel, dass die Deutschen das Lager vernichten werden», argumentierte er. «Sie würden es niemals in die Hände der Russen fallen lassen. Wir werden alle getötet. Wie die Juden in Minsk.» Feldhändler hatte ein Gerücht gehört, dass das Lager am 15. Oktober liquidiert werden sollte; bis dahin blieben noch genau drei Wochen. Er wusste nicht, ob an der Geschichte etwas Wahres dran war. Zumindest widersprach das Gerücht der Logik. Warum sollte das Nordlager unbedingt noch fertig gebaut werden,

wozu all die neuen Kohlen, wenn die Deutschen Sobibór in nächster Zeit in die Luft jagen wollten? Dennoch durfte die Organisation das Gerücht nicht völlig ignorieren.

«Wir können nicht immer nur reden», fuhr Feldhändler fort. «Der Russe ist unser Mann. Ich möchte ihn bitten, sich uns anzuschliessen, die Flucht zu planen und sie zu leiten.»

«Ich werde die anderen fragen», antwortete Shlomo.

Der Goldschmied hegte keinerlei Zweifel, dass alle zustimmen würden, und ging zuversichtlich schlafen. Endlich würde es passieren. Er spürte es; er wusste es genau. Sie hatten keine andere Wahl. Entweder noch ein paar Wochen oder Monate leben und danach unweigerlich getötet werden, oder jetzt einen Fluchtversuch wagen und die Chance zum Überleben ergreifen. Shlomos Zukunftshoffnungen wurden schnell von tausend Gedanken an Rache und Freiheit in den Hintergrund gedrängt. Seine Mutter und sein Vater gingen ihm durch den Kopf, die Juden von Majdanek, die Leichen, die Kinder, die Prügel, Gomerski, Frenzel, Bauer, die grausamen Spiele. Wie in einem Film sah er sich Deutsche töten – mit blossen Händen, mit Messern, mit Äxten, mit Granaten, Pistolen und Gewehren. Er sah sich Zäune durchschneiden, über Felder rennen, Brücken sprengen; erschossen werden beim Versuch, Nojeth, Moses und Jankus zu retten, im Stacheldraht hängenbleiben und im Sterben «Schert euch zum Teufel» rufen. Und dann sah er sich plötzlich mit einer Frau in einem weichen Bett unter einer Federdecke liegen, ein freier Mann und eine freie Frau. Er lächelte, und mit diesem Lächeln kehrte sein Selbstvertrauen zurück und verscheuchte seine Angst. Er war 16 Jahre alt, stark und klug. Er hatte das Ghetto überlebt, die Selektionen, fast zwei Jahre Sobibór, Wagner und Gomerski, Klat, Niemann und Groth. Er würde immer und immer wieder überleben. Er war 16, und er fühlte sich unsterblich.⁴

Kapitel 23

29. September 1943

Um sechs Uhr morgens liess Frenzel alle Juden in Dreierreihen in einer langen Kolonne antreten und schickte sie zum Entladen von Backsteinen zum Bahnsteig. Die Deutschen hatten es an diesem Tag besonders eilig, da auf dem Rangiergleis ausserhalb des Lagers ein neuer Transport wartete. Aus dem Zug drang Stöhnen, und durch die Lüftungsschlitze wurden Hände gereckt, die nach Brot und Wasser verlangten. Petscherski hätte am liebsten den erstbesten Nazi erwürgt; er hatte sich noch immer nicht an das Grauen von Sobibór gewöhnt. Er musste ständig an die Kinder denken; er konnte sich nur zu gut vorstellen, wie es ihnen in den verschlossenen Wagons erging. Es war gerade erst fünf Tage her, seit er selbst in einem solchen Zug gegessen hatte – und die Fahrt war ihm wie eine Ewigkeit vorgekommen. Die meisten Häftlinge schenkten dem Zug kaum Beachtung. Ihre Gefühle waren längst abgestumpft, und sie besaßen gerade noch genug Energie, um die jeweils nächste schwere Prüfung zu überstehen.

Die Deutschen beorderten 75 Häftlinge auf den Bahnsteig, die den Juden unterhalb davon die Steine zu warfen. Jeder dieser Arbeiter – Männer wie Frauen – musste acht Backsteine auffangen, damit 200 Meter weit laufen, sie am vorgeschriebenen Platz aufschichten und so schnell wie möglich zurückrennen für die nächste Ladung. Es wurde gedrängt, gestossen und geflucht. Die Nazis und die Ukrainer peitschten die Häftlinge für jeden Fehler aus. Wer auch nur einen Stein fallenliess, wurde mit 25 Hieben bestraft. In den folgenden 50 Minuten sausten unablässig Peitschen durch die frühe Morgenluft. Schweissgebadet und nach Luft ringend konzentrierten sich die Häftlinge auf die vor ihnen liegenden 200 Meter, stets ängstlich darauf bedacht, nicht zu stolpern und Zusammenstösse mit anderen Juden zu vermeiden; auf dem Rückweg ohne die schwere Last eine kurze Atempause, bevor die nächste Runde begann, bei der man wieder darauf hoffte, dass der Jude, der die Backsteine vom Bahnsteig warf, gut zielte; dass man, entgegen jeder Wahrscheinlichkeit, keinen Stein fallenliess; dass man übersehen

wurde und ungeschoren davonkam – und bei jedem Rückweg das Schielen nach dem Bahnsteig, um zu sehen, wie viele Steine noch übrig waren.

Nachdem das Entladen der Backsteine beendet war, wurden Petscherski, Solomon, Kalimali und Boris wieder dem Nordlager zugeteilt. Kurz nach Arbeitsbeginn tauchte ein Russe, der draussen Holz zu hacken hatte, in der neuen Baracke auf, in der Sascha arbeitete.

«Wir hauen ab», verkündete er. «Jetzt gleich.»

«Wie?» Petscherski versuchte, Zeit zu gewinnen. «Und von wem stammt die Idee?»

«Wir haben gerade darüber gesprochen.» Der Mann zeigte auf eine Gruppe von Russen, die draussen Seite an Seite Baumstümpfe zerlegten. Da gerade der neue Transport abgefertigt wurde, war weit und breit kein Deutscher zu sehen. Kapo Porzyczki führte die Aufsicht, und der schien es in Abwesenheit von Gomerski und Frenzel, wie schon tags zuvor, nicht allzu genau zu nehmen.

«Im Augenblick sind nur fünf Wachen da», fuhr der Russe fort. «Wir erschlagen sie mit unseren Äxten und verschwinden in den Wald.»

«Das klingt ja ziemlich einfach», erwiderte Petscherski. Offensichtlich rechnete die Gruppe fest mit seiner Teilnahme. «Aber auf dem Gelände sind überall Wachen postiert. Wenn du einen tötest, eröffnen die anderen das Feuer. Angenommen ihr schafft es bis zum Zaun, wie wollt ihr ihn dann überwinden? Und was ist, wenn das Feld vermint ist? So oder so kriegen sie euch. Und dann bringen sie den Rest von uns um. Wenn wir es richtig durchdenken, wenn wir uns Zeit lassen, fällt uns etwas Besseres ein.»

Petscherski hielt inne, um seine Warnung und sein daran anschliessendes Angebot wirken zu lassen.

«Ihr könnt machen, was ihr wollt», fuhr er nach kurzer Pause fort. «Ich werde euch nicht zu hindern versuchen. ... Aber ich werde auch nicht mitmachen. Wenn ich gehe, will ich sicher sein, dass ich auch eine gute Chance habe, es zu schaffen.»

Der Russe kehrte zu seiner Gruppe zurück. Petscherski beobachtete, wie die Männer aufgeregter gestikulierend miteinander diskutierten. Auch Kapo Porzyczki verfolgte die Szene aufmerksam aus der Ferne. Sascha verliess sich auf zwei Dinge: darauf, dass die Russen keinen Anführer hatten, und darauf, dass sie ihn immer noch respektierten. Er hatte nicht gelogen; sie würden es niemals schaffen. Sie würden nur das Leben der restlichen Nordlagerbrigade aufs Spiel setzen und jede Chance auf einen gut organisierten Ausbruch zunichtemachen.

Nach ein paar Minuten nahmen die Russen friedlich ihre Arbeit wieder auf. Die Flucht war offensichtlich abgesagt, aber Sascha fühlte sich dennoch nicht wohl in seiner Haut. Er wusste nicht, wie lange er seine Männer noch unter Kontrolle würde halten können. Sie hatten alle schon mehrere Lager hinter sich und wussten, dass man die Hoffnung verlor, wenn sich erst ein-

mal Lethargie einschlich, und dass man ohne Hoffnung nicht mehr an Flucht dachte, sondern nur noch ans nackte Überleben. Und das war nichts anderes als ein langsamer Tod.

Petscherski und Leitman waren nicht überrascht, als sich Feldhändler an jenem Abend zu ihnen setzte. Sie hatten ihn erwartet.

«Die Frauen waren schwer beeindruckt von dir», berichtete Feldhändler dem Politnik, wie die polnischen Juden Sascha getauft hatten. Obwohl Petscherski gar kein Kommunist war, hatte er für seine Zuhörer wie ein kommunistischer Politikkommissar geklungen. Sie betrachteten den Spitznamen als Kompliment.

«Sie haben begriffen, was du mit deinem «Niemand kann uns unsere Arbeit abnehmen' gemeint hast. Es war nicht sehr klug, es so deutlich auszusprechen. Kapo Porzyczki war die ganze Zeit über anwesend. Nimm dich vor ihm in Acht.»

«Wieso?» Petscherski spielte den Naiven. «Ich tue hier nur, was man mir aufträgt.»

«Ich habe sehr wohl verstanden, was du sagen wolltest», erwiderte Feldhändler. «Also, lass uns offen miteinander reden. Ich habe dich beobachtet. Vor kurzem hat Frenzel eine Bemerkung fallengelassen, dass Hitler verfügt habe, einige Juden zu verschonen. Angeblich gehören wir zu denen, die dafür in Frage kommen. Niemand von uns kann das so recht glauben.» Feldhändler versuchte im Gesicht des Politniks eine Reaktion abzulesen, doch dessen Miene blieb unbeweglich. «Ich vermute, dass du etwas im Schilde führst», fuhr Feldhändler fort. «Überleg es dir lieber nochmal. Was, glaubst du, passiert mit dem Rest von uns, wenn du fliehst? Die Deutschen können nicht riskieren, dass die Welt erfährt, was hier vorgeht. Sie werden uns alle auf einen Schlag töten. Das steht fest.» «Wie lange bist du schon hier?» fragte Petscherski.

«Fast ein Jahr», antwortete Feldhändler. Dies war die erste ernsthafte Frage, die der Politnik gestellt hatte – für Feldhändler ein Zeichen, dass er auf dem richtigen Weg war. Er machte dem russischen Juden keinen Vorwurf aus dessen abwartender Haltung. Er selbst traute dem Russen, aber für den gab es keinen Grund, auch ihm zu trauen.

«Wie kommst du darauf, dass ich zu fliehen beabsichtige?» fragte Petscherski und erhob sich, als sei das Gespräch für ihn damit beendet.

Nun war Feldhändler wieder am Zug.

«Warte!» bat der Rabbinersohn. «Lauf nicht weg! Du fragst dich sicher, warum wir nicht geflohen sind. Ich werde es dir erzählen. Wir haben mehr als einmal darüber nachgedacht. Wir haben sogar Pläne geschmiedet. Aber wir wussten nicht, wie wir sie in die Tat umsetzen sollten. Du bist Soldat. Übernimm du die Leitung. Sag uns, was wir tun sollen, und wir werden es befolgen. Ich mache dir dieses Angebot im Namen einer Widerstandsgruppe. Wir vertrauen dir. Denk darüber nach.»

«Danke für die Warnung vor Porzyczki», sagte Petscherski. «Ich werde über

das Angebot nachdenken und dir morgen Abend Bescheid geben.» Petscherski brauchte keine Bedenkzeit; sein Entschluss stand längst fest. Er mochte den Rabbinersohn mit dem offenen, ehrlichen Gesicht. Feldhändler war ein grosses Risiko eingegangen, ihn so direkt anzusprechen, und er schien um das Schicksal der restlichen jüdischen Häftlinge mindestens ebenso besorgt zu sein wie um sein eigenes. Doch bevor er seinen endgültigen Entschluss bekanntgab, wollte Sascha das Angebot noch einmal mit Solomon durchsprechen, der Feldhändler in Jiddisch und nicht nur in Übersetzung gehört hatte. Vielleicht waren Leitman Nuancen aufgefallen, die ihm selbst entgangen waren – kleine Unstimmigkeiten, mögliche Indizien, die dafür sprachen, dem polnischen Juden zu misstrauen.

30. September 1943

Sie trafen am folgenden Abend in der Tischlerei zusammen. Anwesend waren Feldhändler, Shlomo, die Leiter der Schuster- und der Schneiderwerkstatt Szol und Mundek, der Chef der Tischler sowie Sascha, Solomon und Kalimali.⁵

«Warum gerade ich?» fragte Petscherski, nachdem ihm die Anwesenden vorgestellt worden waren.

Feldhändler hatte diese Frage erwartet.

«Wir brauchen jemanden, dessen Wille noch nicht von den Nazis gebrochen ist. Jemanden, der sich nicht für einen Sklaven hält», erläuterte er. «Die meisten von uns finden es wichtiger, den nächsten Tag zu erleben als für die Zukunft zu kämpfen. Wir wissen, dass du nicht untätig abwarten und dich in dein Schicksal fügen wirst, ohne dich dagegen aufzulehnen. Ausserdem bist du Soldat, Offizier. Du bist es gewöhnt zu kommandieren, zu kämpfen und zu töten.»

«Ich fühle mich geehrt», antwortete Petscherski. «Ich akzeptiere.» Feldhändler erzählte dem Russen von dem Aufstand in Treblinka. Abgesehen davon, dass dort Häftlinge rebelliert und einen Teil des Lagers in Brand gesteckt hatten, kannte er zwar keine Einzelheiten, aber diese Nachricht allein hatte ihnen Mut gemacht. Die Organisation wusste jetzt, dass man etwas tun konnte, dass die Deutschen nicht unbesiegbar waren. Man konnte sie mit Stöcken und Steinen töten. Juden konnten entkommen. Wenn es in Treblinka unter Kommandant Stangl möglich gewesen war, warum sollte es nicht auch in Sobibór funktionieren?

Sie stimmten darin überein, dass nur ein Fluchtplan in Frage kam, der alle Häftlinge einbezog. Die Organisation würde nicht als Gruppe fliehen und den Rest seinem Schicksal überlassen. Wenn jemand zum gegebenen Zeitpunkt nicht mitmachen wollte, dann war das seine eigene Entscheidung. Die

Männer waren sich auch einig, dass niemand den Juden im Lager III helfen konnte. Jeder Versuch, in jenen abgeschotteten Bezirk einzudringen, würde das Fluchtunternehmen gefährden und für alle Beteiligten unweigerlich tödlich enden. Schliesslich wurde vereinbart, dass Petscherski einen Plan entwerfen und der Organisation zur Zustimmung vorlegen sollte. Aufgabe der restlichen Mitglieder würde es sein, die für eine perfekte Fluchtvorbereitung benötigten Hintergrundinformationen zu liefern, da sie das Lager besser kannten als der Russe. Sobald der Plan akzeptiert war, wollten sie den Befehlen ihres Anführers folgen wie Soldaten.

Petscherski fragte Feldhändler, ob die Organisation bereits eigene Ideen entwickelt habe. Der polnische Jude berichtete von dem Putzer-Plan, dem Angriff auf die Kantine und dem Ablenkungsmanöver, schränkte jedoch gleich ein, dass gegen alle drei Pläne Bedenken bestünden.

Petscherski teilte diese Meinung. Er hielt es für zu gefährlich, das Gelingen eines Plans und das Leben aller ein paar Putzern anzuvertrauen, die ja noch Kinder waren. Jemanden von Angesicht zu Angesicht zu töten falle selbst erwachsenen Männern nicht leicht, und niemand könne vorhersehen, wie Kinder – selbst jene, die durch die harte Schule von Sobibór gegangen seien – in einer solchen Situation reagieren würden. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie im entscheidenden Moment in Panik gerieten, war gross.

Die Kantine in die Luft zu sprengen, führte Petscherski weiter aus, töte zwar vermutlich ein paar Deutsche und Ukrainer, eröffne aber praktisch keine Fluchtmöglichkeit. Das restliche Lagerpersonal würde voraussichtlich alle Korridore hermetisch abriegeln und anschliessend sämtliche Häftlinge umbringen.

Was das Ablenkungsmanöver betreffe, fuhr Petscherski fort, so zerstöre ein Feuer zwar vielleicht das halbe Lager, doch könne dieses in kurzer Zeit wieder aufgebaut werden. Ausserdem sei den Deutschen diese Methode bekannt; die Häftlinge in Treblinka hatten sie angewandt. Also würden die Nazis auf der Hut sein. Es würde kaum gelingen, sie auf diese Weise zu überumpeln.

Petscherski erzählte, dass er selbst ein paar Fluchtideen habe, die allerdings noch nicht ausgereift genug seien, um darüber zu sprechen; er brauche mehr Detailinformationen über das Lager, zum Beispiel, ob die Felder vermint seien. Feldhändler bestätigte dies.

Petscherski hatte es ohnehin vermutet, seit er den Graben rund um das Lager I gesehen hatte. Es handelte sich dabei offensichtlich um einen Panzerabwehrgraben. Die Deutschen würden sich nicht gegen feindliche Panzer zu schützen versuchen, ohne die Felder zu verminen.

«Wo befinden sich die Minen? Und wie viele sind es?» fragte Petscherski. «Ich kenne den Mann, der die Löcher gegraben hat», antwortete Feldhändler. «Ich werde einen Lageplan besorgen.»

«Ich muss alles wissen», fuhr Petscherski fort. «Über die Wachen – wie viele es gibt, wann und wie die Wachablösung stattfindet, welche Munition sie benutzen und wo sie diese aufbewahren, wenn sie äusser Dienst sind. Ich brauche Informationen, wer für welchen Bereich verantwortlich ist – sowohl bei den Deutschen als auch bei den Ukrainern –, über die täglichen Abläufe, jede Art von Lageroutine.»

Feldhändler versprach, ihm die gewünschten Informationen zukommen zu lassen.

«Gib alles an Solomon weiter», schlug Petscherski vor.

«Unauffällig. Er wird als mein Verbindungsmann agieren. Sprich mit ihm in der Essensschlange, vor dem Appell, auf dem Hof, in der Frauenbaracke – überall, wo sich eine Möglichkeit ergibt. Mach es kurz. Er wird alles an mich weiterleiten.»

Feldhändler gefiel der Gedanke, mit Leitman in Verbindung zu stehen. Der kleine Jude aus Warschau war gesellig, unterhielt sich gern, war aufgeschlossen für alles Neue und konnte sich sowohl in Polnisch und Jiddisch als auch in Russisch verständigen. Er war ausgesprochen liebenswert, genau der Typ Mensch, dem man leicht vertraute. Leitman als Verbindungsmann einzuschalten, war ein netter Zug des Politnik, der ihn noch sympathischer machte.

Die Männer waren sich darüber einig, dass strengste Geheimhaltung unbedingte Voraussetzung für das Gelingen eines jeden Plans war. Je weniger Leute wussten, dass etwas im Gange war, desto geringer war die Gefahr, dass jemandem in Gegenwart eines Nazis, eines Ukrainers oder eines jüdischen Spitzels eine verräterische Bemerkung ent schlüpfte. Zur Vorsicht sollten auch nur wenige, kurze Gruppentreffen stattfinden, bei denen man überdies Wachen aufstellen wollte. Und im Augenblick durfte niemand ausserhalb der Organisation in ihre Pläne eingeweiht werden. Wenn die Zeit dafür reif war, würde man den anderen mitteilen, was wann zu tun war. Alle stimmten dieser Vorgehensweise zu.

«Ich brauche eine Tarnung», sagte Petscherski. Er wusste, dass ihn die Deutschen, falls sie einen Fluchtversuch witterten, aus den gleichen Gründen unter die Lupe nehmen würden, wie ihn die Organisation zu ihrem Anführer erwählt hatte. Er war Soldat. Man zollte ihm Respekt. Und er hatte den Deutschen schon einmal die Stirn geboten.

«Eine Frau, die weder Polnisch noch Russisch versteht, wäre ideal», ergänzte Petscherski. «Auf diese Weise hätte ich eine Ausrede, um mich bei der Frauenbaracke aufzuhalten, und würde nicht weiter auffallen.» «Ich werde jemanden für dich finden», versicherte Feldhändler. Er wurde immer zuversichtlicher, die richtige Wahl getroffen zu haben. Der Russe war intelligent und gewissenhaft. Feldhändler sprach das Thema Kapos an. Wem konnten sie trauen? Vor wem mussten sie sich in Acht nehmen?

Alle waren überzeugt, dass man sich auf Bunio, dem für das Bahnhofskommando zuständigen Kapo, im Ernstfall verlassen konnte. Mit Porzycki

musste man vorsichtig sein. Er hatte zwar zu fliehen versucht, besass also Mumm, verprügelte Juden jedoch mit allzu grosser Begeisterung und würde auch nicht zögern, einen Häftling ins Lager III zu schicken, falls man ihn dazu aufforderte. Andererseits hatte er niemals jemanden verpfeifen, wie das Berliner getan hatte. Über Kapo Spitz wusste man nicht viel, äusser, dass er deutscher Jude war und deshalb allen wenig vertrauenswürdig erschien. Berliner wiederum war eine echte Bedrohung. Daran gab es keinen Zweifel. Er war nicht nur ein Spitzel; er war obendrein so argwöhnisch und gerissen wie Gomerski und Wagner.

«Wir müssen uns um ihn kümmern», konstatierte Feldhändler, warf Petcherski einen prüfenden Blick zu und ergänzte: «Wir erledigen das.»

Kapitel 24

1.-3. Oktober 1943

Toivi hatte sich nach dem Abendappell in seine Kojе zurückgezogen und war sofort eingeschlafen. Sein Freund Fishel Bialowitz rüttelte ihn wach. «Halte deine Augen offen», sagte er. «Sie kommen gleich, um mit Berliner abzurechnen.»

Toivi setzte sich auf die Bettkante. Wenig später betraten die Kapos Bunio und Porzyczki die Baracke. Sie unterhielten sich kurz mit einigen der herumsitzenden Häftlinge. Dann winkte Porzyczki den kleinen Drescher zu sich.

«Geh rüber in die Frauenbaracke und hol Berliner», forderte er den Putzer auf. «Erzähl ihm, es gibt hier jemanden, der 25 Hiebe verdient. Los, beeil dich.»

Drescher rannte los.

Da Porzyczki im Sommer an dem aufgefliegenen Fluchtplan der Kapos beteiligt gewesen war, hasste er Berliner mehr als irgendjemand anderen in Sobibór. Es erschien ihm immer noch wie ein Wunder, dass ihn Wagner nicht zusammen mit seinem Freund, dem Oberkapo Moishe, ins Lager III geschleppt hatte. Er hatte keine Ahnung, wieso er davongekommen war. Aber er wusste, dass er nur haarscharf dem Tod entronnen war und dass Berliner ein Spitzel war.

Drescher kehrte in die spannungsgeladene Baracke zurück.

«Er will nicht kommen», berichtete er Porzyczki. «Er hat gesagt, er sei beschäftigt.»

«Lauf nochmal rüber. Sag ihm, er wird hier gebraucht. Es ist dringend.» Aufgeblasen wie ein Pfau und mit finsterem Blick stolzierte Berliner so hoch aufgerichtet, wie dies bei einer Körpergrösse von 1.60 Meter möglich ist, in die Baracke.

«Ich bin bereit», drohte er mit der Peitsche in der Hand. «Wer legt sich hier hin?»

Mundek und Shlomo betraten die Baracke; zwei andere Mitglieder der Organisation schoben draussen Wache. Porzyczki packte Berliner von hinten um den Hals.

«Du wirst dich hinlegen», sagte er und zwang den deutschen Juden auf eine der hölzernen Barackenbänke nieder. Porzyczki war ein stämmiger Mann; Berliner zu überwältigen bereitete ihm keinerlei Mühe.

«Das kann doch nicht dein Ernst sein», keuchte Berliner. «Das ist nicht dein Ernst!»

Porzyczki drückte die Arme und Schultern des Oberkapos auf die Bank nieder. Der Schneider Mundek hielt seine Füße fest. Berliner lag auf dem Rücken ausgestreckt wie in einer Zwangsjacke. Bunio begann, ihm mit der Faust in den Magen zu schlagen, wobei er sorgfältig darauf achtete, keine Spuren auf dem Körper seines Opfers zu hinterlassen.

Zwischen leisem Stöhnen flehte Berliner: «Erbarmen! Bitte! Erbarmen! Erbarmen!»

In der Baracke hielten sich etwa 20 Häftlinge auf, die kaum noch zu bremsen waren. Bis auf einige wenige, die aus Angst vor Entdeckung in ihren Kojen blieben, umringten die Männer die Bank. Jeder wollte seinen Anteil an Schlägen landen. Sie legten ihren gesamten Hass auf Berliner, die Nazis, die Ukrainer und auf Sobibór in ihre Fäuste.

«Hast du Erbarmen mit uns gehabt?» riefen sie. «Hast du?»

«Bist du müde, Berliner?» spotteten sie, seinen höhnischen Kapo-Tonfall imitierend. «Willst du eine Pause?»

«25, Berliner», skandierten sie im Chor. «Los, mitzählen!»

Sie prügeln mit der geballten Wucht ihrer aufgestauten Emotionen auf Berliner ein. Als sich der deutsche Jude nicht mehr rührte und sein Körper schlaff auf der Bank hing, liessen ihn Porzyczki und Mundek los. Wie gelähmt von ihrer Tat standen alle schweigend im Kreis und starrten den leblosen Körper an. Sie hielten den Oberkapo für tot. Doch langsam begann sich Berliner wieder zu regen. Benommen und verwirrt öffnete er die Augen. Er erhob sich schwerfällig und taumelte zu seiner Koje in der Nähe der Barackentür.

Porzyczki, Bunio, Mundek und Shlomo folgten ihm mit der leichten Kiefernbank unterm Arm. Berliner lag vor Schmerz stöhnend und immer noch benommen auf seinem Bett. Fast schien es; als sei er gar nicht bei Bewusstsein; doch seine Augen waren offen, und er bewegte sich. Sie konnten ihn unmöglich so liegenlassen, denn falls er wieder zu sich kam, würde er sie alle verraten.

Sie hätten ihn leicht ersticken können; Berliner war viel zu schwach, um sich zu wehren. Geplant war jedoch gewesen, Milz, Leber und Nieren des Kapos so schwer zu verletzen, dass er innerlich verblutete. Auf diese Weise würden keine äusserlichen Spuren zu finden sein. Niemand wollte den ursprünglichen Plan aufgeben; also legte Shlomo eine Decke über Berliners Kopf, um eventuelle Schreie zu ersticken, während Porzyczki die Bank hochhob und dem deutschen Juden damit auf den Bauch zu hämmern begann. Als der Kapo aufhörte, atmete Berliner zwar noch, schien jedoch viel zu angeschlagen, um je wieder auf die Beine zu kommen. Es war nur noch eine Frage der

Zeit. Bis zum Morgen würde Berliner tot sein, und Porzyczki würde ihn beim Appell als abwesend melden. Shlomo deckte ihn ordentlich zu, damit es so aussah, als schliefe der deutsche Jude. Dann gingen die Männer auseinander, als sei nichts geschehen. Am nächsten Morgen atmete Berliner immer noch. Wie üblich, erstattete Porzyczki beim Appell Frenzel über die Zahl der Anwesenden Bericht. «Der Oberkapo ist krank, Herr Oberscharführer», meldete er. «Er liegt im Bett.»

Frenzel schöpfte keinerlei Verdacht. Das Lagerleben nahm seinen gewohnten Lauf. Diejenigen, die im Lager I arbeiteten, begaben sich in ihre Werkstätten; die im Lager II, im Nordlager und beim Waldkommando Beschäftigten stellten sich in Viererreihen auf und marschierten im Takt eines deutschen Volksliedes durch das Tor:

Es war ein Edelweiss, Ein kleines Edelweiss. Ho-la-hi-di, Hu-la-la, Hol-la-hi-di-ho.

Beim Mittagsappell meldete Porzyczki Frenzel wieder: «Der Oberkapo liegt krank im Bett. Alle anderen sind anwesend.»

Frenzel wurde noch immer nicht argwöhnisch; ebenso wenig der zweite deutsche Kapo, Spitz. Schliesslich war Berliner kein junger Mann mehr, und auch Kapos konnten einmal krank werden. An jenem Nachmittag kam Frenzel auf Bitte von Mundek zur Anprobe einer neuen Uniform in die Schneiderei. Mundek lenkte gleich das Gespräch in die gewünschte Bahn. «Ich habe gehört, dass der Oberkapo krank ist», begann der Schneider. «Was für ein Jammer, wo er doch jedem erzählt, wie wichtig er ist. Er sagt auch immer, wie sehr er Herrn Oberscharführer Wagner bewundert und wie wenig er vom Rest der SS hält.»

Frenzel war eitel, und zwischen ihm und Wagner fand ein permanenter Machtkampf statt. Der Körper des Nazis versteifte sich bei Mundeks Worten.

«Fragen Sie den Spengler», schlug der Schneider vor. «Er hat den Oberkapo auch herumprahlen hören.»

«Hol ihn», befahl Frenzel, ohne auch nur einen Muskel in seiner neuen Uniform zu bewegen.

«Ja bitte, Herr Oberscharführer», meldete sich Shlomo höflich in der Schneiderei. «Sie wollten mich sprechen?»

Mundek ergriff das Wort, bevor Frenzel den Mund öffnen konnte. «Hast du nicht auch gehört, wie der Oberkapo gesagt hat, dass er nur die Befehle von Herrn Oberscharführer Wagner respektiert und ...»

«Ja, das stimmt», fiel ihm Shlomo ins Wort. Und um den Stachel noch tiefer

zu bohren, ergänzte er: «Der Oberkapo ist stolz darauf, ein deutscher Jude zu sein. Er hält sich für etwas Besseres, weil er Deutscher ist. Er glaubt, er steht auf derselben Stufe wie ein SS-Scharführer.»

Shlomo wusste, dass er Frenzel an der richtigen Stelle getroffen hatte. Kein Jude durfte es wagen, sich einem Deutschen gleichzustellen, schon gar nicht einem Offizier der privilegierten Schutzstaffel. Shlomo setzte zum entscheidenden Schlag an.

«Der Oberkapo prahlt auch damit, dass er der eigentliche Chef von Lager I sei», warf der Goldschmied ein. «Er behauptet, dass er ein besserer Vorgesetzter als Frenzel ist, und bezeichnet Sie, Herr Oberscharführer, als Idioten.»

Frenzel konnte seinen Ärger nicht mehr zurückhalten.

«Tatsächlich! Ist das wahr?» zischte er. «Der kann was erleben. Ihr werdet sehen, wie dieses Stück Dreck endet.»

Wütend stapfte er aus der Schneiderwerkstatt. Shlomo und Mundek grinsten erleichtert. Sie wussten, dass Frenzel zu eitel und zu aufgebracht war, um den Braten zu riechen. Ausserdem war der Nazi im Gegensatz zu Wagner, der glücklicherweise auf Urlaub war, ohnehin nicht sonderlich intelligent. Sie bezweifelten, dass Frenzel jetzt noch Verdacht schöpfte – oder sich überhaupt etwas daraus machen würde, wenn er vom Mord an Berliner erführe.

«Sieh nach Berliner», wandte sich Shlomo am Abend an Josel. Er hatte vor, den Krankenpfleger darum zu bitten, den Oberkapo zu vergiften, falls dieser noch immer nicht tot war.

«Er lebt noch», berichtete Josel. «Er bewegt sich. Aber es kann sich nur noch um Stunden handeln. Sein Urin war voller Blut.»

Berliner war tot, als Porzyczki am nächsten Morgen beim Appell Frenzel Meldung erstattete.

«Herr Oberscharführer, der Oberkapo ist schwerkrank», log Porzyczki mit ernstem, besorgtem Gesicht. «Er kann sich kaum bewegen.»

«Tatsächlich!» antwortete Frenzel. «Dann befördere dieses Stück Dreck ins Lager III.»

Mundek und Kapo Bunio begleiteten Porzyczki zur Baracke. Sie wickelten Berliner in seine eigene Decke ein und trugen ihn zur Lorenbahn.¹

Kapitel 25

3.-7. Oktober 1943

Sie hiess Luka und war eine deutsche Jüdin, wenngleich die meisten Häftlinge sie für eine Holländerin hielten, weil sie mit einem der niederländischen Transporte nach Sobibór gekommen war. Luka war 18 Jahre alt, hatte kurzes, kastanienfarbenedes Haar und wirkte selbstsicher und aufgeweckt. Petscherski hatte sie noch von seinem ersten Besuch in der Frauenbaracke in Erinnerung. Sie fiel nicht nur wegen ihrer Schönheit auf, sondern auch wegen ihrer selbstbewussten, fast herausfordernden Ausstrahlung. Obwohl viele Männer sie begehrt und um sie warben, hatte Luka keinen Liebhaber. Sie war die perfekte Tarnung; alle würden Petscherski um diese Frau beneiden.

Am Anfang übersetzte Solomon zwischen Luka und Petscherski, um die beiden miteinander bekannt zu machen. Da jeder wusste, dass der Russe kein Jiddisch sprach, wunderte es niemanden, Solomon abends in der Baracke oder auf dem Hof mit dem jungen Paar zusammen zu sehen. Allmählich lernten Luka und Sascha, in einer Mischung aus einfachem Deutsch und Zeichensprache auch ohne Übersetzer miteinander zu kommunizieren.

Sascha und Luka trafen sich jeden Abend in der Frauenbaracke oder draussen auf einer der Bänke. Solomon mischte sich unter die anderen Juden. Gelegentlich gesellten sich Mitglieder der Organisation zu ihm, um ihm Einzelheiten über das Lager mitzuteilen, die Leitman umgehend an Petscherski weitergab. Luka schöpfte nie Verdacht. Es erschien ihr nur natürlich, dass Sascha oft mit seinem besten Freund sprach; ausserdem mochte sie den kleinen Juden aus Warschau mit der sanften, einfühlsamen Stimme. Petscherski erfuhr, wo die Minen vergraben waren, und schloss aus deren Beschreibung, dass er richtig vermutet hatte: Es handelte sich um Panzerabwehrminen, deren Sprengwirkung eher nach oben als seitwärts gerichtet war. Dies war von Vorteil; falls jemand auf eine Mine trat, würde die Explosion nicht zwangsläufig jeden Menschen im Umkreis von dreihundert Metern töten. Panzerabwehrminen waren so empfindlich, dass sie mit Steinen zu Explosion gebracht werden konnten; ausserdem befanden sich in der Re-

gel verhältnismässig viele Blindgänger darunter. Nach Saschas Einschätzung stellten die Minen zwar ein grosses, bei genauerer Prüfung jedoch kein unlösbares Problem dar. Und es gab ein Loch in dem Befestigungsgürtel: Die Deutschen würden niemals das Feld direkt hinter ihren Unterkünften verminen. Falls russische Panzer, Partisanen oder fliehende Juden dort vergrabene Minen zur Explosion brachten, bestand nämlich die Gefahr, dass die Schrapnelle die Barackenfenster durchschlugen und die Offiziere drinnen töteten. Vermutlich hatten die Deutschen hinter ihren Wohnquartieren lediglich Leuchtraketen platziert.

«Bring in Erfahrung, was die Juden in der Schuster- und in der Schneiderwerkstatt machen», beauftragte Petscherski Leitman eines Abends. «Wer die Arbeiter beaufsichtigt; ob die Nazis die Werkstätten regelmässig aufsuchen.»

Solomon kehrte eine halbe Stunde später mit den gewünschten Informationen zurück.

«Beide Werkstätten stehen unter der Aufsicht von Organisationsmitgliedern», berichtete er. «Deutsche und Ukrainer bestellen dort Uniformen, Stiefel und Schuhe für ihre Ehefrauen. Sie kommen zum Massnehmen und zur Anprobe. Die Werkstätten werden nicht regelmässig kontrolliert. Gelegentlich schauen Wagner oder Frenzel überraschend herein.» Solomon wusste weiter zu berichten, dass Deutsche und Ukrainer regelmässig, insbesondere aber nach neuen Transporten, die Lagerhäuser im Lager II nach Kleidung, Andenken oder Waren zum Verkaufen durchstöberten. Und er erzählte Sascha, wie die Wertsachen eingesammelt und im Verwaltungsgebäude aufbewahrt wurden.

«Die Deutschen sind habgierig», kommentierte Petscherski. «Man kann sie in Versuchung führen.»

Petscherski speicherte sämtliche Informationen gewissenhaft. Sie eröffneten eine Fülle neuer Möglichkeiten. Die Ideen überschlugen sich in seinem Kopf.

«Finde heraus, wie das Urlaubssystem funktioniert», forderte er Leitman auf. «Erkundige dich, ob es nach einem festen Schema abläuft. Bring so viel darüber in Erfahrung, wie du kannst.»

Petscherski wusste, dass neben dem Überraschungsmoment die Kenntnis von Arbeitsabläufen und Dienstplänen eine entscheidende Rolle bei einer Flucht spielte. Wenn er einen schwachen Punkt bei der Lagerbewachung entdecken konnte, wenn er bestimmte Handlungsweisen und Reaktionen der Deutschen vorherzusagen lernte, dann gab es vielleicht eine Chance für die Juden.

Sascha warf einen Blick über den Hof. Soweit lief alles so präzise wie ein Uhrwerk – ebenso glatt wie die Nazimaschinerie. Er beobachtete, wie sich Solomon unter die anderen mischte und hier und da ein paar Worte wechselte. Sascha lächelte die neben ihm sitzende Luka an. Die Verschwörung

und die Planung waren die einzigen Dinge, die ihn in den vergangenen zwei Wochen am Leben erhalten hatten. Die Aufgabe verlieh ihm Hoffnung; sie half ihm, die langen Tage der Ungewissheit, der Angst und der zermürbenden Arbeit zu überstehen. Und dann gab es da noch Luka – anmutig, schön, fast unschuldig in der korrupten, grausamen Welt von Sobibór. Er begann, sie ernsthaft zu mögen, und er hasste die Lügen und den Betrug in der Beziehung zu ihr. Aber er durfte ihr weder die Wahrheit sagen noch sich in sie verlieben. Er konnte sich nicht auf eine Liebesaffäre einlassen, wie sehr er Luka auch begehrte. Es war schon eine Ewigkeit her, seit er zum letzten Mal mit einer Frau geschlafen hatte. Doch im Augenblick benötigte er seine gesamte Energie für die Fluchtvorbereitungen. Er durfte sich durch nichts davon ablenken lassen; das Leben von 600 Männern und Frauen lag in seinen Händen. Er musste frei sein, um sich ganz auf seine Arbeit konzentrieren zu können – geistig, körperlich und emotional.

«Wie alt bist du, Luka?» fragte Sascha eines Abends, als sie vor der Frauenbaracke auf einem Stapel Kiefern Bretter saßen. Luka rauchte eine Zigarette, die sie von einer Holländerin bekommen hatte, die im Lager II Waren sortierte. Auch Luka arbeitete im Lager II; sie fütterte dort die etwa 100 Kaninchen und reinigte deren Ställe. Die Tiere waren Frenzels Hobby, und er war so besorgt um sie wie ein Pelzzüchter.

«18», antwortete Luka auf Saschas Frage.

«Ich bin 34», fuhr Petscherski fort. «Ich könnte beinahe dein Vater sein. Du musst mir gehorchen wie einem Vater.» Seine Gefühle ihr gegenüber waren gespalten. Einerseits begehrte er sie, andererseits kam sie ihm wie die eigene Tochter vor. Er wollte sie beschützen. Er plante die Flucht nicht nur für Solomon oder Boris, Kalimali oder Feldhändler, sondern besonders auch für Luka.

«Gut», sagte sie mit keckem Augenaufschlag. «Ich werde dir gehorchen.» Sie begann, diesen sanften, aber entschlossen wirkenden Russen zu mögen. «Dann hör auf zu rauchen.» Die Absurdität seiner Forderung war Sascha nicht bewusst. Inmitten von Stacheldrahtzäunen, Wachtürmen, Maschinenpistolen, Peitschen und Leichengeruch machte er sich Sorgen um ihre Gesundheit!

«Ich kann nicht aufhören», erwiderte sie. «Die Nerven.»

«Von wegen Nerven! Es ist nichts weiter als eine schlechte Angewohnheit.»
«Bitte Sascha, sag das nicht! Du weißt, wo ich arbeite? Bei den Kaninchen. Durch die Ritze im Zaun kann ich die nackten Männer und Frauen – und sogar Kinder – zum Lager III laufen sehen. Wenn ich hinschaue, fange ich an zu zittern, als hätte ich Typhus. Aber ich kann meinen Blick nicht abwenden. Ich kann meine Augen nicht schliessen. Sascha, manchmal rufen sie: Wo bringt man uns hin? Als spürten sie, dass ich sie höre.»

Ich zittere am ganzen Körper, wenn sie nach mir rufen. Aber ich starre sie nur schweigend durch den Spalt an. Sollte ich ihnen antworten? Sollte ich ihnen erzählen, dass sie in den Tod gehen? Würde es ihnen etwa helfen, Sascha?»

Es klang nicht wie eine Frage, sondern wie ein Schmerzensschrei. Luka war so aufgewühlt, dass Sascha sie am liebsten in den Arm genommen und getröstet hätte, sie brauche sich keine Sorgen zu machen. Er würde dem Schrecken der Nazis ein Ende setzen. Stattdessen sass er einfach nur schweigend da und hörte zu. Seine traurigen Augen verrieten ihr seine Gedanken.

«Nein Sascha», gab sie sich selbst die Antwort auf ihre letzte Frage. «Auf diese Weise sterben sie wenigstens ohne Weinen, ohne Schreien, ohne sich vor ihren Mördern zu erniedrigen. Aber es ist so schrecklich, Sascha; so entsetzlich.»

An jenem Abend erzählte Luka auch, dass sie keine holländische Jüdin sei, sondern aus Hamburg stamme. Ihr als Nazigeegner bekannter Vater wurde schon kurz nach Hitlers Machtübernahme von der Gestapo per Haftbefehl gesucht. Er konnte jedoch noch rechtzeitig untertauchen.

«Sie haben meine Mutter geschlagen und gefoltert», erzählte Luka ohne äusserliche Regung. «Mich auch; aber wir haben nicht verraten, wo sich Vater versteckt hielt. Später flohen wir nach Holland.»

Als die Nazis die Niederlande besetzten, berichtete Luka weiter, war ihrem Vater erneut die Flucht geglückt, der Rest der Familie wurde allerdings gefasst und nach Sobibór verschleppt.

«Meine beiden Brüder landeten im Lager III», schloss Luka ihre Geschichte. «Meine Mutter und ich wurden zum Arbeiten ausgewählt. ... Sag mir Sascha, wo wird das alles enden?»

Er hätte ihr zu gerne von der geplanten Flucht erzählt; sie ermunterte, die Hoffnung nicht aufzugeben. Aber er hatte sich zur Geheimhaltung verpflichtet; und so blieb ihre Frage in der Luft hängen.

In den folgenden Tagen sondierte Petscherski die von Feldhändler erhaltenen Informationen; bis spät in die Nacht sassen er und Leitman flüsternd beisammen und analysierten die bereits bekannten Fakten.

Die Organisation kontrollierte sämtliche Werkstätten im Lager I und spielte eine führende Rolle im Lager II. Auf diesen Umstand musste sich der Fluchtplan konzentrieren. Das Problem dabei war, dass – abgesehen von ihm selbst und Kalimali – kein Mitglied der Organisation ans Töten gewöhnt war. Petscherski bezweifelte, dass er sich auf die Organisation verlassen konnte, falls kaltblütiges Morden erforderlich werden würde. Die Loyalität der Kapos als Gruppe musste noch erforscht werden. Berliner war aus dem Weg geschafft, und Porzyczki hatte dabei geholfen. Damit hatte die Organisation etwas gegen ihn in der Hand, falls sie ihn brauchte oder er Schwierigkeiten machte. Die Frage, inwieweit man sich auf die Kapos verlassen konnte, musste bald geklärt werden, da die jüdischen Aufseher auf-

grund ihrer exponierten Stellung einen wichtigen Faktor bei der Planung und Durchführung einer Flucht darstellten.

Wie die übrigen Juden auf einen Ausbruch reagieren würden, konnte man nur erraten. Es gab im Lager Informanten; es hatte sie zu jeder Zeit gegeben. Niemand wusste genau, wer sie waren. Einige Häftlinge waren zu schwach, um einen Fluchtversuch zu wagen – oder zumindest würden sie sich dies einreden. Vielleicht würden sich deutsche und holländische Juden, die kein Polnisch verstanden, weigern, das Lager zu verlassen, weil sie das Risiko, in den Wäldern gefasst und erschossen zu werden, höher einschätzten als dasjenige, im Lager zu sterben. Vielleicht würden einige deutsche Juden lieber bleiben als fliehen, weil sie sich für etwas Besonderes hielten und glaubten, von den Nazis entsprechend behandelt zu werden. Das Problem, wer wie reagieren würde, war unlösbar. Ob alle Häftlinge, oder zumindest die überwiegende Mehrheit von ihnen, fluchtwillig sein würden, musste bei der Planung unberücksichtigt bleiben. Geheimhaltung war der Schlüssel zum Erfolg. Würden die Mitglieder der Organisation die Disziplin besitzen zu schweigen? Konnten sie ihre Nerven unter Kontrolle halten und sich bis zum Tag X ganz normal benehmen? Würden sie vielleicht im Schlaf reden? Um das Risiko einer verfrühten Aufdeckung des Fluchtplans zu begrenzen, beschlossen Petscherski und Leitman, Einzelheiten bis zur letzten Minute zurückzuhalten.

Da die Deutschen viel Urlaub erhielten, befanden sich niemals mehr als 15-20 von ihnen gleichzeitig im Lager; das bedeutete, dass man, selbst wenn alle Deutschen mit Maschinenpistolen ausgerüstet waren – was unwahrscheinlich schien –, mit maximal 20 dieser Waffen rechnen musste. Da der Urlaubsplan unbekannt war, konnte man den Fluchtzeitpunkt nicht nach Abwesenheit oder Anwesenheit bestimmter Nazis ausrichten. Die drei gefährlichsten Personen im Lager waren Kommandant Reichleitner, den sowohl Deutsche als auch Ukrainer respektierten und fürchteten, sowie Wagner und Gomerski, die grissen, misstrauisch und völlig unkalkulierbar waren.

Die 200 Ukrainer – alles hemmungslose Säuer – waren fügsam, führerlos und gleichgültig. Sie hielten sich stur an ihre Routine und an die Befehle der Deutschen. Man konnte von zwei Dingen ausgehen: Die Ukrainer würden weder selbständig handeln noch würden sie den Juden in irgendeiner Form Hilfe anbieten. Sie hassten zwar die Deutschen, das hinderte die meisten allerdings nicht daran, die Juden mindestens ebenso zu hassen. Doch auch von den wenigen Ausnahmen würde keiner einen Finger krümmen, wenn damit ein Risiko verbunden war. Im Prinzip musste es im Interesse der Ukrainer liegen, den Juden nicht zu helfen; denn falls Häftlinge entkamen – und seien es auch nur eine Handvoll –, würden die Nazis ihre Wut an den Wachen auslassen. Die Ukrainer hatten sich von den Deutschen anheuern

lassen, weil sie bereit waren, ihre Treue an den jeweils Stärksten zu verkaufen. Sie würden ohne Zögern zu den Partisanen oder Russen überlaufen, wenn sie es für zweckmässig hielten. Doch da die Front noch fast 1.000 Kilometer entfernt war, bestand dazu bisher kein Anlass.

Die Ukrainer trugen im Dienst keine Maschinenpistolen, da die Deutschen ihnen nicht trauten. Über wie viele Schuss Munition für ihre halbautomatischen Mausergewehre die Wachen verfügten, wusste niemand. Selbst wenn man annahm, dass auf den Wachtürmen gute Schützen standen, konnte man also nur schwer abschätzen, wie viele Juden im schlimmsten Fall getroffen werden konnten. Petscherski machte sich jedenfalls keine ernsthaften Gedanken um die Gewehre; es waren die Maschinenpistolen, die ihm Kopfzerbrechen bereiteten.

Der schwächste Punkt im Sicherheitssystem des Lagers war das Haupttor. Dort gab es nur einen einzigen Zaun, keinen Graben und keine Minen. Dies eröffnete den Juden die Chance, über die Geleise in den hinter dem Bahnhof von Sobibór beginnenden Wald zu laufen; oder entlang der Geleise bis jenseits der verminten Zone und dann über die Felder in den Wald. Das Haupttor war allerdings auch der risikoreichste Punkt. Es wurde nämlich Tag und Nacht von einem mit einer Maschinenpistole bewaffneten Deutschen bewacht.

Als geeignete Fluchtzeit kamen praktisch nur zwei Alternativen in Frage: entweder kurz vor Einbruch der Dunkelheit oder am frühen Abend. Dies würde den Ausbrechern Gelegenheit geben, sich vor Tageslicht so weit wie möglich vom Lager zu entfernen.

Das in einem Betonbau untergebrachte Waffenmagazin, das sich am östlichen Zaun im Vorlager befand, war nicht uneinnehmbar. Drinnen lagerten Maschinenpistolen, Handgranaten, Gewehre und Pistolen. Allerdings gab jeder potentielle Einbrecher eine perfekte Zielscheibe für die Schützen im benachbarten Wachturm ab. Das Schloss konnte auch nicht im Voraus mit einem Dietrich geknackt werden, da kein Jude jemals einen Vorwand hatte, sich dem Gebäude zu nähern. Man würde das Schloss sprengen müssen, um an die Waffen und die Munition heranzukommen. Falls ihnen die Eroberung des Magazins allerdings gelang, waren sie besser bewaffnet als die Deutschen und die Ukrainer.

Die Revolte in Treblinka hatte die selbstgefälligen Deutschen in Sobibór offenbar nicht sonderlich beunruhigt. Die Sicherheitsmassnahmen wurden nicht verschärft; auch von den neu hinzugekommenen Kriegsgefangenen schienen die Nazis nichts zu befürchten. Und sie unterschätzten offensichtlich die Tatsache, dass sie mit ihrem Anspruch auf Perfektion im Lager eine Gemeinschaft intelligenter, psychisch und physisch stabiler Juden herangezogen hatten, die sie mehr hassten, als sie selbst die Juden. Dies waren Überlebende, die bereit waren, Risiken einzugehen; Juden, die das Lager besser kannten als die Nazis, da sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, länger dort waren als jeder Deutsche.

Die Fluchtstrategie musste sich auf ein klares Motiv konzentrieren – Rache, Freiheit oder beides. Wollten die Häftlinge so viele Deutsche töten und so viel vom Lager zerstören wie möglich, unter der Prämisse, dass es ihnen ohnehin nicht gelingen würde zu entkommen? Oder sollten sie die Freiheit wählen und nicht das Risiko eingehen, mehr Deutsche als unbedingt nötig zu töten? Oder sollten sie töten und zerstören und einfach darauf hoffen, dass einigen dabei die Flucht gelang? Petscherski war zwischen Flucht und Rache hin und her gerissen. Deshalb beschlossen er und Leitman, an zwei Plänen gleichzeitig zu arbeiten und sich später für den praktikableren zu entscheiden.

Trotz schwerer Bedenken beschloss Petscherski, Boris in die Entwicklung des ersten Plans einzubeziehen. Er benötigte die Fachkenntnisse des Bergmanns, wusste aber gleichzeitig, dass der liebenswerte Bär ein Hitzkopf war und – besonders nach dem Genuss von Wodka – eine lose Zunge hatte. Sascha ging das Risiko ein, und als Plan eins fertig war, bat er Leitman, ein Treffen mit Feldhändler zu arrangieren.

Sie trafen sich am 7. Oktober nach der Arbeit bei einer Partie Schach. Leitman sass neben ihnen, übersetzte und behielt die Umgebung im Auge. «Können wir den Arbeitern in den Werkstätten trauen – in der Schlosserei, in der Tischlerei, in der Schneiderei und in der Schusterwerkstatt?» fragte Petscherski.

«Den Tischlern, Schneidern und Schustern ja», bestätigte Feldhändler. «Die Werkstatteleiter vertrauen den unter ihnen arbeitenden polnischen Juden. Bei der Schlosserei bin ich mir nicht sicher. Dort sind eine Menge ausländischer Juden beschäftigt. Shlomo traut ihnen nicht. Er glaubt, dass ihn einer von seinen Leuten einmal bei Berliner angeschwärzt hat, weiss aber nicht wer.»

«Vergessen wir die Schlosserei», erwiderte Petscherski, «und konzentrieren wir uns auf die übrigen Werkstätten. Ich sage dir jetzt, was ihr als nächstes tun sollt. Bittet morgen früh zwei Deutsche, zum Massnehmen oder zur Anprobe in die Schuster-, beziehungsweise die Schneiderwerkstatt zu kommen. Trefft die Verabredungen für 4:30 Uhr am Nachmittag. Bestellt Leute, für die gerade etwas in Arbeit ist. Dann bittet ihr Frenzel, sich um halb fünf etwas in der Möbeltischlerei anzuschauen. Es muss ein guter Vorwand sein. Geht mit Frenzel kein Risiko ein.»

Feldhändler nickte und bewegte eine Schachfigur. Er konnte seine Neugier kaum unterdrücken, wusste jedoch, dass es sinnlos war, tiefer in den Russen einzudringen. Fest stand, dass der Politnik eine klare Vorstellung im Kopf hatte.

«Merkt euch die Ankunftszeit», fuhr Petscherski fort. «Ich brauche die genaue Zeit, auf die Minute. Sorgt dafür, dass die Deutschen jeweils nicht länger als zehn Minuten bleiben. Schärfe den Werkstatteleitern ein, dass sie keinem ihrer Untergebenen etwas von unserem Vorhaben erzählen dürfen, und erstatte Leitman anschliessend Bericht.»

Feldhändler versuchte vergeblich, sich auf das Schachspiel zu konzentrieren; tausend Fragen schossen ihm durch den Kopf.

«Ich arbeite an einem Plan; aber er ist noch nicht fertig», sagte Petscherski plötzlich, als wollte er die Neugier seines Gegenübers befriedigen. «Wir werden demnächst darüber sprechen. Bis es soweit ist, habe ich einen Ersatzplan.»

Petscherski erläuterte, dass die Schlosserei nur viereinhalb Meter vom ersten Zaun entfernt sei. Dreieinhalb Meter betrage die Distanz vom ersten bis zum dritten Zaun; von dort bis zum Ende des Minenfeldes seien es noch einmal rund 15 Meter.

«Rechne sechs Meter von der Werkstattwand bis zum Schmiedeofen drinnen und addiere sicherheitshalber weitere drei Meter. Das ergibt knapp über 30 Meter vom Schmiedeofen in die Freiheit.»

Nach kurzer Pause fuhr Petscherski, ohne vom Schachbrett aufzuschauen, mit leiser, ruhiger Stimme fort: «Wir graben einen Tunnel. Der Ofen wird den Eingang tarnen, und der Lärm in der Werkstatt wird jedes Geräusch übertönen, das wir beim Graben machen. Der Tunnel muss exakt 78 Zentimeter tief sein. Graben wir tiefer, stossen wir auf Wasser; bleiben wir höher, treffen wir die Minen. Einer meiner Leute ist Bergmann; er hat es genau ausgerechnet. Wir müssen 15 Kubikmeter Erde verschwinden lassen. Wir werden sie zunächst unter dem Fussboden verstauen und später weitere Lagerplätze finden. Der Bergmann wird das Graben überwachen, damit der Stollen absolut einbruchssicher wird. In 12-15 Tagen können wir fertig sein.»

Feldhändler war enttäuscht. Die Organisation hatte selbst bereits einmal einen Tunnel in Erwägung gezogen, die Idee jedoch wieder verworfen. Der Boden war zu sandig, und sie glaubten nicht, dass man einen Tunnel geheim halten konnte. Wenn ein Fachmann die Arbeit leitete, mochte der Bau vielleicht gelingen; die Schlosserei schien allerdings der ungeeignetste Ort zum Graben, zog man Shlomos Bedenken bezüglich eines Informanten in Betracht.

Petscherski konnte Feldhändler die Enttäuschung vom Gesicht ablesen. Um ihm zu zeigen, dass auch er die Schwachpunkte des Tunnelprojekts erkannt hatte, erklärte Petscherski, er sei sich durchaus bewusst, was es bedeute, 600 Menschen hintereinander zwischen elf Uhr abends und dem Morgenrauen durch einen dreissig Meter langen Tunnel zu schleusen und danach auch noch von ihnen zu verlangen, dass sie sich möglichst lautlos zum 300 Meter entfernten Waldrand schlichen.

«Einige könnten in Panik geraten», ergänzte Petscherski. «Vielleicht kommt es zu Auseinandersetzungen darüber, wer zuerst gehen darf. Manche werden sich weigern zu fliehen; es ist schwer, deren Reaktionen vorauszusagen. Jeder könnte uns jederzeit verraten – und wir sitzen in der Falle.» Petscherski spürte, wie erleichtert Feldhändler darüber war, dass er die Ri-

siken nicht unterschätzte. Davon abgesehen musste man auch noch einen Weg finden, mitten in der Nacht aus den verschlossenen Baracken auszubrechen.

«Wir brauchen etwa 70 Messer und ein paar scharfe Äxte für den Fall, dass der Plan misslingt und wir kämpfen müssen», ergänzte Petscherski. «Shlomo soll sich an die Arbeit machen. Jeden Tag ein paar, damit es nicht auffällt. Wir haben Zeit. Wir teilen sie erst unmittelbar vor dem Ausbruch aus.»

Je mehr Petscherski erzählte, desto besser hörte sich der Ersatzplan an. Das schlimmste, was ihnen passieren konnte, war, dass sie jemand vor Fertigstellung des Tunnels verriet. Selbst in diesem Fall erschien es fraglich, ob die Deutschen alle Häftlinge töten würden. Das Leben würde seinen gewohnten Lauf nehmen – bis zum nächsten Fluchtversuch. Falls sie während des Tunnelausbruchs erwischt wurden, bestand die Chance, dass zumindest einigen Häftlingen die Flucht gelang. Ein paar Deutsche würden bei dem Versuch, die Juden aufzuhalten, umkommen. Was konnten sie mehr erhoffen? Es war immer noch besser, als passiv auf den Tod zu warten.

«Da ist noch etwas Wichtiges», warf Petscherski ein. «Solomon und ich müssen so bald wie möglich in die Tischlerei versetzt werden. Es gibt ein paar Dinge, die ich persönlich überprüfen will, und ich möchte den Tunnelbau im Auge behalten. Ich muss spontane Entscheidungen treffen können.»

«Wir kümmern uns darum», versprach Feldhändler. «Aber es gibt vielleicht ein kleines Problem. Kapo Bunio weiss, dass etwas im Gange ist. Er hat einen unserer Leute beim Bahnhofskommando gefragt, ob er mit uns fliehen dürfe. Unser Mann hat ihm geantwortet, er wisse nichts von einer angeblichen Flucht. Unser Mann ist für eine Teilnahme von Bunio. Er hält den Kapo für vertrauenswürdig und verlässlich.» «Was hast du dazu gesagt?»

«Ich habe ihm erklärt, dass keine Entscheidung ohne Rücksprache mit dir getroffen wird. Der Politnik ist dafür zuständige», habe ich gesagt.» Petscherski war zufrieden.

«Ich habe mir eine Menge Gedanken um die Kapos gemacht», gestand er Feldhändler. «Es wäre gut, wenn wir mit ihnen rechnen könnten. Sie dürfen sich freier im Lager bewegen als der Rest von uns und geniessen mehr Vertrauen bei den Deutschen. Aber wir gehen damit ein schrecklich hohes Risiko ein ...»

Solomon wurde allmählich nervös.

«Lass uns ein andermal über die Kapos reden», unterbrach er Sascha. «Wir gehen jetzt besser. Wir sitzen schon viel zu lange hier.» Feldhändler und Petscherski machten noch ein paar Schachzüge.

«Matt», sagte Feldhändler schliesslich.

Kapitel 26

9. Oktober 1943

Es war Jom Kippur. Die orthodoxen Juden in den Sortierschuppen von Lager II beteten und fasteten den ganzen Tag über. Kurz vor Sonnenuntergang versammelten sie sich um Feldhändler zum gemeinsamen Gebet. Da es in Sobibór keinen Rabbiner gab, leitete der Rabbinersohn an hohen Feiertagen gewöhnlich den Gottesdienst.¹

Orthodoxe Juden waren in Sobibór in der Minderheit; ihre Zahl lag bei unter 100. Nach dem Gottesdienst setzten sie sich zusammen und feierten das Ende des Fastens mit den Lebensmitteln, die sie heimlich abgezweigt hatten. Von Agnostikern wie Shlomo bekamen sie manch zynische Bemerkung zu hören.

«Ihr solltet lieber zu dem Politnik beten», spotteten die nichtreligiösen Juden. «Nur der kann euch jetzt noch helfen.»

«Wir beten zu Gott, dass er dem Politnik hilft», entgegneten die orthodoxen Juden.

Für Petscherski war es ein zufriedenstellender Tag gewesen. Shlomo hatte die Messer geschliffen, die ihm Feldhändler aus den Lagerschuppen besorgt hatte. Es gab dort Hunderte davon – von Taschenmessern über holländische Springmesser bis zu rituellen jüdischen Messern. Shlomo hatte ausserdem bereits ein Dutzend Äxte geschärft und beiseite geschafft. Die Waldbrigade brachte jeden Abend einen Satz Äxte zum Schleifen und holte am nächsten Morgen einen zweiten Satz ab. Da fiel es nicht weiter auf, wenn das eine oder andere Stück fehlte. Und alle Nazis – einschliesslich Frenzel –, die zur Anprobe von Stiefeln, zum Massnehmen für eine neue Uniform oder zur Begutachtung neuer Möbel bestellt worden waren, hatten ihre Verabredungen tatsächlich pünktlich eingehalten. Petscherski wusste jetzt, dass sein zweiter Plan – zumindest partiell – ausgezeichnete Erfolgsaussichten besass.

Nicht alles war an jenem Tag so positiv gelaufen. Im Nordlager hatten 30 Juden je 25 Peitschenhiebe erhalten. Darunter befand sich auch Grisha, ein junger, hitzköpfiger russisch-jüdischer Kriegsgefangener, der dafür bestraft worden war, dass er sich beim Holzhacken hingessetzt hatte. Petscherski be-

fürchtete, dass er den jungen Russen nicht mehr allzu lange im Zaum halten konnte.

Sascha sass auf seiner Pritsche und dachte über seinen Plan und die Disziplin seiner Männer nach, als Kalimali aufgeregt in die Baracke stürmte. «Acht Männer wollen heute Abend ausbrechen», berichtete er Petscherski. «Sie haben mich aufgefordert mitzukommen. Du musst etwas unternehmen. Schnell.»

«Wer steckt dahinter?»

«Grisha. Er ist im Augenblick in der Frauenbaracke.»

Äusserlich ruhig, wie das seiner Art entsprach, betrat Petscherski die Baracke. Der Raum war zum Bersten voll, da viele Männer zu Besuch waren. Sascha entdeckte Luka, die sich mit ein paar Holländerinnen unterhielt. «Lass uns nach draussen gehen», forderte er sie auf.

Als sie sich einen Weg durch die Menge bahnten, wurde Sascha von allen Seiten gefragt: «Was gibt es Neues? Was ist los?» Die Frauen spürten offenbar, dass etwas in der Luft lag.

«Ich weiss so viel wie ihr», antwortete Petscherski achselzuckend. Als er an Grisha vorbeikam, flüsterte er ihm zu: «Luka will dich sehen.»

Kaum hatten sich Luka und Sascha draussen auf einem Stapel Bretter niedergelassen, tauchte Grisha auf.

«Was willst du?» fragte er Luka auf Russisch.

Sie verstand ihn nicht.

«Nicht sie», schaltete sich Petscherski ein. «Ich.»

Er griff Grisha am Arm und führte ihn ein paar Schritte von Luka weg.

«Kalimali sagt, ihr wollt heute Abend ausbrechen.»

«Komm mit!» bot Grisha an.

«Wie ist euer Plan?»

«Ganz einfach: In dem Bereich hinter der Latrine gibt es kein Licht. Dort schneiden wir den Zaun durch, kriechen zu den Wachen hinüber, töten sie und rennen.»

«Das klingt in der Tat einfach. Aber ihr habt eins vergessen: Die Felder hinter den Werkstätten sind vermint. Panzerabwehrminen. Aber angenommen, ihr schafft es dennoch, was geschieht dann mit dem Rest von uns? Die Deutschen werden alle umbringen.»

«Und wer ist daran schuld?» fragte Grisha sarkastisch. «Warum sitzen sie herum? Sie hatten ihre Chance – monatelang.»

«Hast du ihnen einen Plan angeboten?»

«Dafür bin ich noch nicht lange genug hier», erwiderte der junge Russe.

«Warum haben sie es nicht früher versucht?»

«Hör zu, Grisha!» Petscherskis Stimme klang drohend. Er wusste, dass er dem aufbrausenden jungen Mann Stärke demonstrieren und eine Alternative aufzeigen musste. Nichtstun, Warten machte Grisha verrückt.

«Vergiss euren Plan. Man arbeitet hier bereits an einem besseren. Komm dem nicht die Quere!»

«Wer? Wer arbeitet daran? fragte Grisha mit hämischem Grinsen. «Du vielleicht?»

«Vielleicht.»

«Wo? Mit ihr da drüben auf den Brettern?»

Petscherski ignorierte die Beleidigung.

«Sei vernünftig! Ich will dich in meinem Team. Ich brauche dich, Grisha. Du bist stark. Ich vertraue dir. Du wirst einer meiner Anführer sein. Wenn die Zeit dafür reif ist, werde ich dir deine Rolle zuweisen. Eine wichtige. Mehr kann ich im Augenblick nicht dazu sagen.»

«Wir warten nicht. Wir brechen heute Abend aus.»

«In Ordnung», entgegnete Petscherski ohne eine Spur von Ärger. «Da du dich nicht überzeugen lässt, muss ich dich daran hindern. Unsere Vorbereitungen sind fast abgeschlossen. Wir planen, die Deutschen aus dem Weg zu räumen. Willst du diesen Plan zunichtemachen? Den Rest von uns im Stich lassen, nur weil du und deine Freunde glauben, ihr könnt ein Loch in den Zaun schneiden, ein paar Wachen töten und ohne Hilfe das Minenfeld durchqueren? Weisst du, wo die Minen liegen? Ich weiss es; und ich warne dich, Grisha. Ich werde überall Wachposten aufstellen. Und wenn es sein muss, werde ich ...»

«Mich töten?»

«Ja.»

«Dann habe ich dir nichts mehr zu sagen.»

Damit drehte sich Grisha um und ging energischen Schrittes in die Frauenbaracke zurück.

Sascha rief Kalimali und Solomon zu sich.

«Postiert ein paar Leute rund um die Latrine. Setzt jemanden auf Grisha an, der ihn auf Schritt und Tritt verfolgt. Lasst ihn nicht aus den Augen. Wenn er auszubrechen versucht, tötet ihn. Zögert keine Minute. Nur ihn. Die anderen werden nichts unternehmen, wenn er tot ist.» Petscherski setzte sich wieder zu Luka auf die Bretter.

«Sascha, worüber hast du mit ihm geredet?» fragte sie.

«Nichts Wichtiges.»

«Du lügst. Ihr habt euch gestritten. Ich habe euch beobachtet. Ich kann von deinen Augen ablesen, dass du lügst. Und was ist mit all den Gesprächen, die du führst, wenn du mit mir hier draussen oder in der Baracke zusammensitzt? Du denkst, ich verstehe nichts? Du benutzt mich Sascha, oder nicht?»

«Sagen wir mal, du hast nicht ganz unrecht.» Er konnte ihr nicht ins Gesicht schauen. Er hätte ihr zu gerne von den Fluchtplänen erzählt; sie aufgefordert, sich bereitzuhalten; die Hoffnung nicht aufzugeben. Aber er hatte geschworen zu schweigen. Ausserdem, je mehr sie wusste, desto schwerer würde es ihr fallen, sich in seiner Gegenwart ungezwungen und natürlich zu benehmen. Er brauchte ihre Unschuld; sie war Teil seiner Tarnung, und das machte ihn noch unglücklicher.

«Hast du mir nicht erzählt, dass du die Nazis in kleine Stücke zerfetzt sehen willst?» fragte Petscherski.

«Ja, das habe ich, Sascha. Aber ich habe Angst. Was ist, wenn du scheiterst? Wenn sie uns alle ins Lager III treiben? Ich wünschte, wir könnten fliehen. Aber es ist unmöglich. Unmöglich, Sascha.»

Luka begann zu zittern. Er spürte sie durch sein Jackett hindurch. Er wollte sie in die Arme schliessen wie seine Tochter Ela, wie eine Geliebte, sie auf die Stirn küssen und ihr sagen: «Hab keine Angst mehr. Alles wird gut. Wir können es schaffen, und wir werden es schaffen. Ich bin der Anführer. Du vertraust mir doch, oder?» Stattdessen blieb er steif neben ihr sitzen.

«Warum wir?» fragte sie immer und immer wieder. «Warum lassen sie uns nicht leben? Warum?»

Er wusste keine Antwort.

«Du vertraust mir nicht», unterbrach sie das Schweigen. «Als ich noch ein Kind war – gerade acht Jahre alt –, hat mich die Gestapo gefoltert, um das Versteck meines Vaters zu erfahren. Sie haben mir unaussprechliche Dinge angetan. Aber ich habe nichts verraten. Und jetzt... Du, Sascha ...» Mit Tränen in den Augen floh sie in die Baracke. Petscherski zog sich in seine Koje zurück, um auf Nachrichten über Grisha zu warten und über das dünne, trotzige Mädchen nachzudenken. Kurz vor der Sperrzeit setzte sich Solomon zu ihm.

«Alles in Ordnung», meldete er. «Grisha hat nachgegeben. Kein Ärger.»

10. Oktober 1943

Es war Sonntag, ein Ruhetag für Nazis und Juden. Sascha und Solomon arbeiteten am letzten Feinschliff des endgültigen Plans, den Petscherski am folgenden Abend der Organisation vorlegen sollte. Er wollte sich sicher sein, jedes Detail berücksichtigt zu haben.

Ursprünglich beinhaltete der Gesamtplan, jemanden in die Garage der Nazis einzuschleusen, um die Jeeps und Laster mittels Durchschneiden von Kabeln oder Entfernen der Verteiler fahruntüchtig zu machen, so dass die Nazis die Fliehenden nicht mit Wagen verfolgen konnten. Nach reiflicher Überlegung verwarfen Petscherski und Leitman diese Idee wieder, da sie ihnen zu gefährlich erschien. Es war eine Rechnung mit zu vielen Unbekannten. Was würde passieren, wenn sie in der Garage erwischt würden? Juden war der Zutritt dort verboten. Aber selbst, wenn es ihnen gelang, unbemerkt hinein- und wieder hinauszukommen, bestand immer noch die Gefahr, dass der Lagerfahrer Erich Bauer gerade einen Jeep brauchte. Falls der dann nicht ansprang und Bauer die Ursache dafür entdeckte, würde er sofort die anderen Nazis alarmieren. Der Ausbruch wäre beendet, bevor er richtig begonnen hätte.

Petscherski und Leitman wogen auch noch einmal das Für und Wider der Idee ab, zwei gute Schützen aus den Reihen der Kriegsgefangenen kurz vor der Wachablösung zwei Ukrainer töten und deren Uniformen anziehen zu lassen. Die beiden Russen sollten anschliessend auf die Wachtürme klettern, die Posten umbringen und deren Gewehre an sich nehmen. Falls der Plan funktionierte, würden die Juden zumindest zwei Wachtürme kontrollieren und könnten von dort Nazis und Ukrainer in Schach halten. Doch Sascha und Solomon verwarfen auch diese Idee wieder als zu riskant. Es würde nicht nur schwierig sein, die beiden Ukrainer, die getötet werden sollten, von den übrigen zu isolieren, sondern man musste auch damit rechnen, dass die Juden in den Wachmänneruniformen vor Einnahme der Türme entdeckt wurden. Ausserdem könnte jemand Verdacht schöpfen, wenn die Wachen nach dem Dienst nicht herunterkamen. Die Idee war einfach zu kompliziert.

Aus dem gleichen Grund liessen Sascha und Solomon auch den Gedanken wieder fallen, ein paar Kriegsgefangene in SS-Uniformen zu stecken. (Für die Schneider wäre es kein Problem gewesen, eine komplette Uniform aus mehreren Einzelteilen zusammenzustückeln.) Die Kriegsgefangenen in SS-Uniform hätten eine Arbeitsbrigade zum Haupttor führen, den dort wachhabenden Nazi töten und das Tor für die fluchtbereiten Häftlinge aufhalten sollen. Falls das Täuschungsmanöver allerdings vorzeitig aufflog, würden die Nazis sofort die Tore von Lager I und Lager II verriegeln, und die Juden sässen dahinter in der Falle. Dies würde das Ende bedeuten.

Je komplizierter der Plan, folgerten Sascha und Solomon, desto geringere Erfolgsaussichten besass er. Der endgültige Plan musste einfach sein. An jenem Abend wurde Petscherski von Kapo Porzyczki von russischer Musik und heimatlichem Essen in die Schmiede eingeladen. Der Schmied hatte aus einer der mit Waren für Lublin gefüllten Baracken von Lager II ein Grammophon gestohlen, Porzyczki ein paar russische Schallplatten, Mehl und Zucker organisiert. Petscherski vermutete, dass der Kapo mit ihm reden wollte. Sascha, Solomon, Porzyczki und der Schmied sassen um den Holztisch herum, assen mit Zucker bestreuten Pfannkuchen und tranken Wodka, während im Hintergrund leise Musik spielte. Die Unterhaltung lief stockend und unbeholfen. Nach einigen peinlichen Pausen gab Porzyczki dem Schmied einen Wink, draussen zu warten, und Sascha bedeutete Solomon, ihn mit dem Kapo allein zu lassen.

«Ich will mit dir reden», sagte Porzyczki, nachdem die beiden anderen Männer gegangen waren. «Du weisst wahrscheinlich, worüber.» «Wieso sollte ich das?» fragte Petscherski den polnischen Juden, dem die Nervosität anzumerken war.

«Warum machst du sonst so ein Geheimnis daraus?»

«Ich finde es nur schwierig, mich mit dir zu unterhalten», erwiderte Petscherski. «Leider verstehe ich kein Polnisch, Deutsch oder Jiddisch.»

«Das ist eine Ausrede. Es gelingt dir doch auch, dich mit Luka zu unterhalten. Ich verstehe Russisch. Ich spreche es zwar nur schlecht, aber du verstehst mich, Soldat, wenn du willst.» «Und warum sollte ich das wollen, Kapo?»

«Lass die Spielchen und hör mir zu. Ich will eine klare Antwort. Es ist etwas im Gange. Ich spüre es. Die Arbeiter sind unruhig.»

«Sie haben wahrlich Grund genug dafür.»

«Natürlich haben sie das. Aber bevor du kamst, war die Unruhe nicht so deutlich spürbar. Es liegt klar auf der Hand, dass du etwas planst. Einen Ausbruch, um es offen zu sagen.»

«Vermutungen, Porzyczki. Nichts als Vermutungen.»

«Du bist vorsichtig, Russe. Du vermeidest Zusammenkünfte. Du führst mit niemandem längere Gespräche, äusser vielleicht beim Schach. Du bringst deine Abende mit der kleinen Luka. Sie ist die perfekte Tarnung für dich.»

Porzyczki hielt kurz inne, bevor er seinen nächsten Trumpf ausspielte. «Ich habe deine Bemerkung letzte Woche gehört: «Niemand kann uns unsere Arbeit abnehmen.»

Petscherski wusste, dass dem Kapo diese Worte nicht entgangen waren, seit Feldhändler ihn vor dem polnischen Juden gewarnt hatte. Niemand war sich sicher, auf wessen Seite Porzyczki stand; aber man konnte davon ausgehen, dass er sich immer auf die Seite schlagen würde, wo er den grössten persönlichen Vorteil witterte.

«Ich hätte dich für diese Worte töten dürfen», sagte der Kapo. «Aber ich habe es nicht getan. Ich weiss, dass du nicht viel von mir hältst, Russe. Deshalb versuche ich erst gar nicht, mich in ein besseres Licht zu stellen. Aber ich weiss, was du vorhast. Du redest nur mit dem kleinen Juden aus Warschau, Lehman. Er ist dein Sprachrohr. Niemand verdächtigt ihn. Eure Betten stehen nebeneinander. Ihr diskutiert nachts über euren Plan; ich weiss es. Und dennoch werde ich dich nicht verraten, Russe.» Porzyczki wartete darauf, dass der Russe das Wort ergriff. Er wusste, dass er ins Schwarze getroffen hatte.

«Rede nur weiter», sagte Petscherski. «Ich höre dir noch zu.»

«Sascha, nimm mich mit! Ich kann dir nur von Vorteil sein. Wir Kapos dürfen uns frei im Lager I und II bewegen. Wir können mit jedem sprechen. Die Deutschen trauen uns. Sie überwachen uns nicht einmal.» Petscherski schwieg.

«Warum denn nicht?» bettelte Porzyczki. «Ich glaube den Deutschen nicht. Frenzel macht uns Kapos alle möglichen Versprechungen. Er gönnt uns ein paar Privilegien. Aber am Ende werden wir in einer Reihe mit euch in die Duschen gehen.»

«Es freut mich, dass du das begriffen hast», bemerkte Petscherski. «Aber warum kommst du mit deinem Problem zu mir?»

«Weil du der Anführer bist, Soldat. Lass uns nicht um den heissen Brei

herumreden. Wir wollen helfen. Wir wollen mitkommen.»

«Wir?» fragte Petscherski. «Wer ist wir?»

«Ich und Kapo Bunio.»

«Und Kapo Spitz, der deutsche Jude?»

«Dem kann man nicht trauen.»

Seitdem ihn Feldhändler vor Porzyczki gewarnt hatte, hatte Petscherski den Kapo unter die Lupe genommen.

Mit geöffneter Jacke und schräg sitzender Mütze stolzierte Porzyczki durchs Lager, als sei er ein SS-Offizier. Er hatte ständig seine Peitsche in der Hand und zögerte nicht, sie zu gebrauchen. Er war verrückt nach einer der Frauen und hatte sie so lange belästigt, bis sie schliesslich nachgegeben hatte. Vielleicht hatte er ihr sogar angedroht, sie ins Lager III zu schicken, falls sie sich weigere, mit ihm zu schlafen. Petscherski traute es dem gerissenen polnischen Juden durchaus zu. Andererseits hatte Porzyczki, wie Feldhändler betont hatte, niemals jemanden denunziert.

«Sag mal, könntest du einen Deutschen töten?» fragte Petscherski überraschend.

Der Kapo zögerte einen Augenblick.

«Wenn es für den Plan unbedingt notwendig wäre,... wenn ich es müsste, ...ja.»

«Und wenn es nicht notwendig wäre?»

«Schwer zu sagen. Ich habe noch nie darüber nachgedacht.»

«Es wird Zeit, ins Bett zu gehen.» Petscherski wollte dem Kapo keine Entscheidung mitteilen, bevor er sich nicht mit Solomon und anschliessend mit Feldhändler abgesprochen hatte. «Gute Nacht.»

Sascha und Solomon diskutierten nachts in der Baracke über das Thema Kapos. Sie wussten, dass spätestens bei dem Treffen der Organisation am folgenden Abend eine Entscheidung getroffen werden musste. Sie stimmten darin überein, dass die Kapos äusserst nützlich, ja sogar ein ausschlaggebender Faktor bei dem Plan sein könnten. Aber durfte man ihnen trauen?

Petscherski neigte dazu, Porzyczki mit einzubeziehen, da sich der Kapo bei der Frage, ob er einen Deutschen töten könne, unsicher gezeigt hatte. Wäre er ein Verräter gewesen, hätte er ohne Zögern geantwortet: «Natürlich. Ich tue alles, was du sagst.» Es war zwar ein schwaches Argument für eine dermassen folgenschwere Entscheidung, doch Sascha blieb nur sein Instinkt. Er hielt sich für einen guten Menschenkenner. Den polnischen Kapo drängte es ebenso sehr zur Flucht aus Sobibór wie ihn selbst, vielleicht sogar noch stärker. Porzyczki würde gefährlicher sein, wenn man ihn nicht in den Plan mit einbezog.

Am Ende kamen Sascha und Solomon überein, die Entscheidung, was mit dem Kapo geschehen sollte, zu vertagen. Das letzte Wort sollte die Organisation haben.

Kapitel 27

11. Oktober 1943; Vormittag

Selma war an Typhus erkrankt. Chaim machte sich grosse Sorgen um sie. Die vergangenen Tage war es ihm und Ulla noch gelungen, ihr aufzuhelfen, das Fieber mit Hilfe kalter Kompressen zu senken und zu verhindern, dass der rote Ausschlag, der ihren gesamten Körper mit Ausnahme des Gesichts und der Handflächen bedeckte, aufbrach und sich entzündete. Tagelang hatte Chaim die Kranke beim Appell gestützt und sich im Sortierschuppen ausruhen lassen, solange kein Nazi anwesend war.

Doch übers Wochenende war das Fieber auf 40 Grad gestiegen; Selma dämmerte im Fieberwahn dahin, ohne zu wissen, wo sie sich befand. Josel kontrollierte ihre Temperatur und stellte eine Krankenkarte für sie aus. Falls sie sich nach drei Tagen nicht erholt hatte, würde er eine neue schreiben. Am Montagmorgen hatte Selma den kritischen Punkt überwunden, war vom Fieber jedoch noch so geschwächt und benommen, dass sie liegenbleiben musste.

Als die Kapos beim Appell 14 Häftlinge krankmeldeten, wurde Frenzel misstrauisch. Vielleicht wollte er auch nur in Abwesenheit von Wagner Macht demonstrieren. Mit der Peitsche in der Hand stürzte er in die Männerbaracke und brüllte: «Aufstehen! Aufstehen! Aufstehen!»

Chaim musste hilflos zuschauen, wie Frenzel zur Frauenbaracke hinüberstapfte. Er hätte den Nazi am liebsten angegriffen, ihm die Peitsche aus der Hand gerissen und ihn damit von Selma weggetrieben; denn er fürchtete, dass dies das Ende war. Die kranken Männer standen in einer Reihe auf dem Hof. Das konnte nur eins bedeuten – Lager III.

Selma war die einzige Kranke in der Baracke. Frenzel lächelte sie an, wie er das immer tat, und sagte freundlich: «Geh zur Arbeit. Du wirst dich bald besser fühlen.»

Selma war zu krank, um Angst oder Erleichterung zu verspüren. Sie begriff vage, dass Frenzel nett zu ihr gewesen war und sie erneut gerettet hatte. Es gelang ihr, aufzustehen und nach draussen zu wanken. Als sie Chaim entdeckte, grinste sie ihn auf ihre schelmische Art an und stellte sich neben ihn in die Reihe. Chaim drückte ihre Hand.

Wie ein Arzt mit zu vielen Patienten musterte Frenzel die Kranken auf dem Hof. Sie wirkten in der Tat geschwächt – einige waren mit roten Flecken übersät –, aber er hatte mehrere dieser Männer auch schon letzte Woche krank gesehen. Als ihm dämmerte, dass ihn Josel mit der Krankenkartei seit Frühling an der Nase herumführte, begann Frenzel, die Appellreihen nach dem Krankenpfleger abzusuchen. Josel versuchte, sich klein zu machen und so unauffällig wie möglich zu wirken.

«Du bist als nächster dran», brüllte Frenzel, als er den Krankenpfleger entdeckte. «Du kannst dich nirgendwo vor mir verstecken. Ich kriege dich.»

Josel wusste, was Frenzel meinte. Er würde versuchen, dem Nazi aus dem Weg zu gehen, war sich jedoch sicher, dass seine Tage gezählt waren, wenn Frenzel nicht bald in Urlaub ging. Wenn der Deutsche auch nicht sofort handelte, so war er doch jemand, der so schnell nicht vergass. Josel wusste von dem Fluchtplan. Wenn sich der Politnik und Feldhändler bloss beeilen würden, dachte er. Sie waren wahrscheinlich seine einzige Hoffnung.

Als die Kranken abmarschierten – falls man es überhaupt als «marschieren» bezeichnen konnte – die Männer konnten kaum stehen, geschweige denn im Gleichschritt laufen –, verliess die Frau eines kranken holländischen Juden ihre Reihe auf dem Appellplatz.

«Mörder! Mörder!» schrie sie Frenzel entgegen. «Nehmt mich mit! Ich will nicht ohne ihn leben. Abschaum! Mörder!»

Sie holte ihren Mann ein, legte zärtlich ihren Arm um seine Schulter und ging gemeinsam mit ihm zum Lager III. Frenzel versuchte nicht, die Frau daran zu hindern; ohne eine Miene zu verziehen, führte er die Kranken ab.² Als er zurückkehrte, trat die Nordlagerbrigade, einschliesslich Boris und Sascha, zur Arbeit an. Neben dem Tor wartete mit verbundener rechter Hand SS-Oberscharführer Greischütz, der neue Kommandant der ukrainischen Wachmannschaft. Er war auf dem Rückweg vom Urlaub bei einem russischen Luftangriff verwundet worden. Während seiner Abwesenheit war der alte Kommandant, SS-Oberscharführer Götzinger, von den Ukrainern ermordet worden. Die Tat war jedoch so gut als Unfall getarnt gewesen, dass die Nazis niemals ein Verbrechen dahinter vermuteten. Esther erfuhr von Wolodia, dem für das Waffenmagazin verantwortlichen Ukrainer, von dem Mord.

Esther hatte dort eines Tages Patronen gereinigt, als Wolodia Gewehre für die wöchentlich stattfindenden Manöver holen kam.

«Wart nur ab, was gleich passiert!» hatte er ihr augenzwinkernd gesagt. Esther wagte nicht, nach Einzelheiten zu fragen.

Als sich am nächsten Tag im Lager die Nachricht verbreitete, dass Götzinger bei einer Explosion getötet worden war, flüsterte der Ukrainer Esther zu: «Siehst du! Habe ich dir nicht gesagt, dass etwas passieren würde?»³ Pet-

scherski betrachtete den Tod Götzingers als kleinen Sieg für die Organisation. Mit einem neuen Kommandanten würden die Ukrainer in einem Notfall noch chaotischer reagieren. Als weitere positive Nachricht hatte Sascha von Feldhändler erfahren, dass sowohl Kommandant Reichleitner als auch SS-Oberscharführer Gomerski ihren Urlaub angetreten hatten und Wagner noch nicht zurückgekehrt war. Das bedeutete, dass Johann Niemann das Lager leitete, Frenzel weiterhin für alle Juden verantwortlich war und sich das Leben im Nordlager ohne Gomerski leichter ertragen lassen würde.

Auf drastische Weise hatten die Nazis unwissentlich ein weiteres Problem der Organisation gelöst – nämlich, was mit den Juden im Lager III geschehen sollte. Einerseits wollte die Organisation sie bei der Flucht nicht dort zurücklassen, andererseits sah man keine Chance, sie mitzunehmen. Dieses Problem hatte sich nun erledigt; Frenzel hatte beim Appell verkündet, dass alle Arbeitsjuden im Lager III wegen eines Fluchtversuchs getötet worden seien. Petscherski und Feldhändler wollten diese Version nicht so recht glauben. Die Juden im Lager III waren sicher nicht wegen eines Ausbruchversuchs ermordet worden, sondern weil die Nazis sie ohne Transporte nicht mehr brauchten. Die Fluchtgeschichte wurde später erfunden, um die restlichen Juden einzuschüchtern. Zumindest würden die Häftlinge im Lager III nicht wegen Petscherski und Feldhändler sterben müssen – wenn dies auch ein schwacher Trost war.

11. Oktober 1943; Abend

Die Organisation traf sich an jenem Abend in der Tischlerei; draussen waren Beobachtungsposten aufgestellt. Drinnen wartete man gespannt und erregt darauf, dass Petscherski seinen Plan enthüllte.

Erster Punkt der Tagesordnung war das Thema Kapos. Petscherski informierte die Anwesenden über seine Unterredung mit Porzyczki und bat jedes Mitglied um seine Meinung. Man kam überein, die beiden polnischen Kapos Bunio und Porzyczki an der Flucht teilnehmen zu lassen, den deutschen Kapo jedoch auszuschliessen.

«Hole Porzyczki», bat Petscherski einen der polnischen Juden. Porzyczki war wichtiger als Bunio, der sich nicht so frei im Lager II bewegen konnte.

«Er muss zuhören. Wir werden ihn brauchen.»

Sobald sich der Kapo gesetzt hatte, wandte sich Petscherski an ihn: «Wir haben beschlossen, dich in den Plan einzuweihen, Porzyczki, obwohl wir nicht genau wissen, woran wir mit dir sind. Ich denke, du verstehst, in welcher Lage du bist. ... Falls wir scheitern, bist du der erste, der getötet wird – entweder von den Deutschen oder von uns.»

«Ich weiss», erwiderte Porzyczki. «Mach dir keine Gedanken.»

«Gut. Wir verstehen uns also.»

Petscherski wandte sich nun an die gesamte Gruppe.

«Hier ist mein Plan, Kameraden: Als erstes bringen wir die deutsche Lagerführung um; einen Nazi nach dem anderen. Ohne jedes Geräusch. Ein Moment des Zögerns, und wir sind erledigt. Die Aktion muss innerhalb einer Stunde abgeschlossen sein. Je länger es dauert, desto grösser ist das Risiko, dass einem Deutschen das Fehlen eines Kollegen auffällt und er daraufhin Alarm schlägt. Meine russischen Soldaten werden die Nazis mit Äxten erledigen; sie sind ans Töten gewöhnt. Danach folgt der zweite Teil des Plans: der Ausbruch. Wir werden bis dahin einige Pistolen erbeutet haben. Soweit irgendwelche Fragen?»

Niemand ergriff das Wort; alle schienen froh, dass es endlich losging – wovon sie seit Monaten geträumt und getuschelt hatten. Es war zu spät, um noch einen Rückzieher zu machen. Sein Anstoss würde sie vorwärts treiben, dessen war sich Petscherski sicher. Er baute darauf; es war wichtig, dass die Männer an die Durchführbarkeit und den Erfolg des Plans glaubten. Er selbst hatte in dieser Beziehung seine Zweifel. Er wusste, dass es ihnen gelingen würde, ein paar Deutsche zu töten, hatte jedoch wenig Hoffnung, dass sie den Abendappell überhaupt erleben würden. So viele Dinge konnten schiefgehen, dass mit Sicherheit irgendwas tatsächlich schiefging. Wenn die Organisation Glück hatte – sehr viel Glück

-, erreicht vielleicht eine Handvoll Juden die Wälder.

«Jetzt zu den Details», fuhr Petscherski fort. «Um 15:20 Uhr wird Kapo Porzyczki zwei Russen unter einem Vorwand von hier – der Tischlerei – zum Lager II schicken. Ich bestimme die entsprechenden Männer in letzter Minute. Sie werden bis zum ersten Appellsignal so viele Deutsche wie möglich töten.»

Petscherski hatte von Feldhändler erfahren, dass es im Lager II keine feste tägliche Arbeitsroutine gab, auf die man hätte aufbauen können. Der Mordplan musste deshalb offen und flexibel sein. Dies war das schwächste Glied in der Kette – gleichzeitig jedoch auch das stärkste. Unvorhersagbarkeit konnte ihnen entweder helfen oder sie vernichten.

«Feldhändler wird dafür zuständig sein, die Deutschen unter einem Vorwand in die Lagerhäuser zu locken», erläuterte Petscherski. «Die Liquidierungen müssen in einer Stunde vollzogen sein, es sei denn, ich ordne etwas anderes an. Feldhändler bestimmt, wer wo und wann getötet wird. Die Russen erledigen die Arbeit. Ich werde den ganzen Tag über in der Tischlerei sein, klar? Falls irgendein Jude im Lager II Ärger macht, bringt ihn zum Schweigen – egal wie. Tötet ihn zur Not. Nach halb vier darf niemand mehr vom Lager II zum Lager I hinübergehen, äusser mit ausdrücklicher Genehmigung von Feldhändler oder mir.»

Petscherski hielt inne, um die Gesichter der Anwesenden zu studieren. Er hatte viele Soldaten vor einer wichtigen Mission gesehen, und dies waren die Gesichter von Soldaten: Gespannt, erregt, bange, fast ehrfürchtig vor der be-

vorstehenden Aufgabe. War ihnen bewusst, dass sie sterben würden, fragte er sich.

«Der kleine Drescher wird die Verbindung zwischen mir und Feldhändler sein», fuhr Petscherski fort. «Er wird mir bis vier Uhr Bericht erstatten, wer und wie viele tot sind, welche Probleme es gibt. Um kurz vor vier wird die Telefonleitung zwischen Lager II und dem Offiziersquartier durchtrennt; an beiden Enden. Dies verzögert die Reparatur. Gleichzeitig werden die Telefonleitungen nach draussen gekappt, damit die Deutschen nach unserem Ausbruch keine Hilfe aus Lublin oder Wlodawa anfordern können. Kurz vor dem ersten Appellsignal wird der Strom unterbrochen. Wir haben im Wald bessere Chancen, wenn die Deutschen keine Suchscheinwerfer einsetzen können. Feldhändler wird die Männer auswählen, die sich an den Telefonleitungen und dem Stromaggregat zu schaffen machen – am besten die üblichen Elektriker, damit alles ganz normal wirkt.»

Niemand erhob Einspruch.

«Um Punkt vier Uhr fangen wir hier im Lager I mit der Liquidierung der Deutschen an. Bestellt die Nazis nacheinander in die Werkstätten, allerdings nur diejenigen, die einen Grund für den Besuch haben. Keiner sollte Verdacht schöpfen. Ladet niemanden in Shlomos Werkstatt ein; es gibt dort eine undichte Stelle. In jeder Werkstatt werden sich zwei Russen versteckt halten. Sie übernehmen das Töten. Bis 16:30 Uhr muss auch hier alles erledigt sein.»

Die Spannung war jetzt auf dem Höhepunkt. Petscherski spürte es deutlich. Er gab weiter Anweisungen, als sei er sich seiner Sache absolut sicher. Die Männer mussten ihm vertrauen.

«Weiht diejenigen Werkstattmitarbeiter, die eurer Ansicht nach Bescheid wissen sollten, in den Plan ein», setzte Petscherski seine Instruktionen fort. «Es wäre gefährlich, wenn sie überrascht würden. Falls ein Jude wegzulaufen versucht oder durchdreht, stoppt ihn. Bringt ihn zum Schweigen – wenn es sein muss, sogar indem ihr ihn tötet. Ihr habt keine andere Wahl. Um 17 Uhr beginnt der zweite Teil unseres Plans. Die Arbeiter aus Lager II werden wie gewöhnlich zum Appell zurückmarschieren. Unabhängig davon, wer sie anführt – Bunio, Porzyczki oder Spitz –, muss alles ganz normal wirken. Marschiert, singt, stellt euch müde. Nur keine Nervosität anmerken lassen! Keine Fehler! Zögere nicht, deine Peitsche zu gebrauchen, Porzyczki!»

Der Kapo grinste über den Seitenhieb.

«Kurz vor 17:30 Uhr wird Porzyczki auf der Trillerpfeife zum Appell blasen. Dies ist das Zeichen zur Flucht. Wir werden wie gewohnt auf dem Hof antreten. Frenzel wird zu dieser Zeit bereits tot sein, also übernimmt Porzyczki das Kommando. Anschliessend haben wir zwei Alternativen. Der Überraschungseffekt ist unsere stärkste Waffe. Wir stellen uns in Viererreihen auf, eine Gruppe von Russen an der Spitze der Kolonne. Diese werden im Besitz

von Pistolen sein, die sie von den Nazis erbeutet haben. Porzyczki wird uns auf direktem Weg zum Haupttor führen, so, als begleite er eine Arbeitsbrigade in den Wald. Die Deutschen und Ukrainer werden wahrscheinlich ohne ihre Vorgesetzten so konfus sein, dass sie uns nicht aufzuhalten versuchen werden. Wenn wir Glück haben, können wir auf diese Weise einfach aus Sobibór hinausmarschieren. Die Strasse ist nicht vermint. Während wir auf dem Weg nach draussen sind, werden die Russen das Waffenmagazin angreifen und dessen Schloss sprengen. Wenn uns der Einbruch gelingt, sind wir besser bewaffnet als die Deutschen und können obendrein das gesamte Lager in die Luft sprengen. Falls etwas schiefgeht, bevor wir das Haupttor erreichen – und dies ist die zweite Alternative –, zerstreuen wir uns. Jeder für sich selbst lautet dann die Devise. Feldhändler wird dafür sorgen, dass ein paar Männer Drahtschneider für die Zäune bekommen. Fordert die Fliehenden auf, Steine nach den Minen zu werfen, um diese zur Explosion zu bringen. Der beste Ort zum Durchbruch ist der Bereich hinter den Offiziersbaracken. Ich bin mir sicher, dass dort nur Leuchtraketen liegen. Rechts und links des Haupttors gibt es ebenfalls keine Minen.»

Niemand stellte die auf der Hand liegenden Fragen: Was passiert, wenn die Nazis die Morde vor dem Appell entdecken? Was machen wir, falls sich Juden weigern, Porzyczki zum Haupttor zu folgen? Wie geht es ohne Waffen und Karten weiter, wenn wir den Wald erreicht haben?

«Solomon und ich haben jedes Detail durchdacht», fasste Petscherski zusammen. «Es ist der beste Plan. Wir haben keine andere Wahl. Niemand hat Einwände erhoben. Also ist der Plan angenommen. Wir treffen uns morgen Abend zu einer abschliessenden Besprechung. Ich werde dann das Datum des Ausbruchs festlegen. Und denkt daran: kein Wort zu irgendjemanden! Auch nicht zu Frau, Freundin, Bruder oder Freund!» Es gab keine weiteren Fragen; einer nach dem anderen verliessen die Männer die Versammlung. Petscherski wusste, dass alle von Zweifeln geplagt wurden, denn sicher war nur eins: Sie würden ein paar Nazis töten. Wie viele, bevor sie überwältigt wurden, konnte niemand vorhersagen. Noch eins war fast sicher: Sie würden es niemals bis zum Appell schaffen. Es würde etwas schiefgehen. Irgendein Nazi würde vermisst werden. Irgendein Jude würde in Panik geraten und alles auffliegen lassen. Vielleicht würde man die durchschnittenen Telefonleitungen entdecken. Vielleicht würde ein Nazi vor seinem Tbd noch einen Schrei ausstossen können oder blutüberströmt, aber nicht tödlich getroffen, aus einer Werkstatt entkommen. Vielleicht würde ein Nazi eine unter einer Jacke versteckte Axt entdecken. Nein, Petscherski glaubte nicht daran, dass sie es schaffen konnten. Doch zumindest würden sie ein paar Nazis mit in den Tod nehmen. Wenigstens würden sie kämpfend sterben – wie die Juden in Warschau, Treblinka und Bialystok. Ausserdem bestand, selbst wenn die Nazis den Plan vorzeitig aufdeckten, eine kleine Chance,

dass ein paar Juden den Zaun durchbrechen und in den Wald stürmen konnten. Petscherski bezweifelte, dass es auch nur einem einzigen gelingen würde; aber den Versuch war es zumindest wert.

Draussen im Hof nahm Petscherski Kapo Porzyczki beiseite. Dem Politnik war aufgefallen, dass die diensthabenden Ukrainer seit ein paar Tagen ihre Munition bei der Wachablösung an die nächste Schicht übergaben. Daraus liessen sich verschiedene Schlüsse ziehen. Erstens: Die Nazis trauten den Ukrainern nicht; zweitens: Sie rechneten nicht mit einer Revolte; und drittens: Die dienstfreien Ukrainer würden die Juden mit ungeladenen Gewehren verfolgen müssen.

«Teile mich morgen für irgendwelche Reparaturarbeiten in den Unterküf-ten der Ukrainer ein», forderte Petscherski den Kapo auf. «Ich muss etwas überprüfen.»

Kapitel 28

12. Oktober 1943

Unter dem Vorwand, den Zustand der Holztüren überprüfen zu müssen, nahm Petscherski die Unterkünfte der Ukrainer unter die Lupe. Jede Baracke bestand aus zwei Räumen. Im grösseren standen Stockbetten für die Mannschaftsdienstgrade, zwei Holzöfen mit runden Platten, auf denen Wasser heiss gemacht werden konnte, und an den Wänden Waffenständer mit ein paar Mausergewehren. Im kleineren Raum schliefen die Offiziere in Einzelbetten. Es gab dort einen Holzofen, und die Gewehre wurden in einem Schrank aufbewahrt.

Da in der Offiziersunterkunft niemand anwesend war, schloss Petscherski rasch die Tür hinter sich und holte ein Gewehr aus dem Waffenschrank. So leise er konnte, zog er den Schlagbolzen zurück; die Kammer war leer. Er durchsuchte den Schrank nach Patronen, fand jedoch keine. Wenn die Gewehre der Offiziere nicht geladen waren, schloss er, würden die der niederen Ränge ebenfalls ungeladen sein.

Petscherski war zufrieden mit dem Ergebnis seiner Nachforschungen. Ungeladene Gewehre würden den Häftlingen zwar wenig nützen, doch die Nachricht würde der Organisation Mut machen; ein weiteres kleines Zeichen dafür, dass das Glück auf ihrer Seite stand.

Abends hielten sie eine kurze Versammlung ab. Petscherski ging noch einmal die wesentlichen Punkte des Plans durch: Töten aller Deutschen im Lager II zwischen 15:30 Uhr und 16:30 Uhr; Feldhändler für den Ablauf verantwortlich. Kappen aller Telefonleitungen an zwei Enden kurz vor vier, Stromunterbrechung unmittelbar vor dem Appell. Töten der Deutschen in den Werkstätten von Lager I zwischen vier und halb fünf. Falls vor dem Appell etwas schiefeht, gilt: jeder für sich selbst. Andernfalls in Viererreihen antreten, die Russen an der Spitze. Porzyczki zum Haupttor folgen und aus dem Lager marschieren. Im Notfall durch die Zäune brechen. Die Russen erobern das Waffenmagazin.

Anschliessend ergänzte Petscherski einige neue Details: Porzyczki solle die Russen zur Arbeit in den neuen Baracken von Lager I einteilen. Die Tischler sollten im Gestrüpp hinter ihrer Werkstatt Bretter und eine Leiter verstecken für den Fall, dass die Häftlinge nicht aus dem Lager I herauskamen.

Die ersten, denen die Überwindung des Zauns gelang, müssten die Bretter über den Graben legen. Weiter informierte Petscherski die Männer darüber, dass die Gewehre der Ukrainer nicht geladen waren. Niemand solle zögern, Wachposten zu erstechen, wenn sie ihm in die Quere kamen.

Petscherski machte eine Pause und erwartete Fragen.

«Wir brechen morgen aus», verkündete er schliesslich. Knisternde Spannung lag im Raum.

«Zieht euch warm an. Es ist kalt im Wald. Wendet euch an Feldhändler.

Er wird euch mit zusätzlicher Kleidung versorgen.»

Shlomo wurde von einer Welle der Begeisterung mitgerissen.

«Ich kann ein paar Gewehre stehlen», bot er an. Die Worte sprudelten wie von selbst aus seinem Mund. Er hatte nie zuvor daran gedacht, Waffen zu schmuggeln. Seine eigene Kühnheit liess ihn erschauern. Ehrlich gesagt, hatte er überhaupt noch keine Vorstellung, wie er an Gewehre herankommen sollte.

«Schick ein paar Russen kurz vor dem Appell in die Küche», schlug Shlomo dem Politnik vor. «Ich werde ihnen die Gewehre dort übergeben.» Petscherski wollte dem Buben weder erzählen, dass er um diese Zeit, falls er bis dahin nicht bereits tot war, in irgendeiner Ecke des Lagers um sein Leben kämpfen werde, noch, dass er, selbst wenn er in den Besitz von Waffen käme, niemals Munition finden würde.

«Viel Glück», ermunterte er den Buben stattdessen. Alles, was an diesem Punkt die Moral der Organisation stärkte, war nützlich. Er würde ein paar seiner Männer zur Küche schicken, nur für den Fall, dass der Goldschmied tatsächlich Gewehre und Patronen auftrieb – falls es um fünf Uhr überhaupt noch jemanden gab, den man schicken konnte.

Die Besprechung war zu Ende. Die Männer schüttelten sich die Hand und wünschten sich gegenseitig Glück. Jeder hoffte, am nächsten Tag einen Nazi zu töten, nach Überwindung von Stacheldraht und Minenfeld den Eulenzwald zu erreichen und der erste zu sein, der die Welt über Sobibór informierte.

Obwohl sich jedes Mitglied der Organisation zur Geheimhaltung verpflichtet hatte, war Petscherski der einzige, der sich an dieses Versprechen hielt. Er hatte nicht nur Luka gegenüber geschwiegen; nicht einmal die Männer, die er zum Töten der Nazis ausgesucht hatte, wussten bis jetzt Bescheid. Die übrigen Mitglieder der Organisation liessen den Plan, zumindest in Grundzügen, an Freunde durchsickern.⁴

Feldhändler informierte seine Cousine Esther, damit sie sich warme Kleidung und ein gutes Paar Stiefel besorgen konnte. Esther erzählte die Neuigkeit ihren Freundinnen Eda, Hella und Zelda und einigen weiteren Frauen, denen sie vertraute.

Drescher informierte einige seiner jungen Freunde, damit auch die sich vorbereiten konnten.

Chaim erfuhr durch einen seiner polnischen Freunde von dem Plan, beschloss jedoch, Selma erst am Morgen vor der Flucht einzuweihen. Ihr ging es inzwischen besser; sie konnte sogar schon wieder arbeiten. Das Fieber war gesunken, und die roten Flecken verschwanden allmählich. Chaim wollte ihre Kräfte schonen und ihr in der letzten Nacht einen ruhigen Schlaf gönnen.

Shlomo hatte Nojeth in den Plan eingeweiht, gleich nachdem er selbst das erste Mal davon gehört hatte.

«Mach vier Säckchen mit Gold und Geld fertig», hatte er den Vetter aufgefordert. Wenn sie alle vier – Shlomo, Nojeth, Moses und Jankus – in den Wäldern überleben wollten, brauchten sie Geld, um Nahrungsmittel von den Polen zu kaufen. «Halte sie griffbereit.»

Zu Shlomos Überraschung zeigte sich Nojeth begeistert von der Idee, Deutsche zu töten. Er beschloss, ein Messer in seinen Stiefeln zu verstecken für den Fall, dass sich vor der Flucht noch die Chance ergäbe, einen Nazi zu erstechen. Er glaube immer noch an Gott und bete jeden Tag, versicherte Nojeth seinem Vetter Shlomo; aber hatte nicht auch Samson die Philister mit dem Kieferknochen eines Esels getötet? Sein Knochen würde eben ein holländisches Springmesser sein, kündigte Nojeth an.

Shlomo hatte auch seinen kleinen Bruder Moses unterrichtet. Der Bub war inzwischen grösser und kräftiger als er selbst – und ebenso hart. Das Leiden in Sobibór hatte ihn mit grenzenlosem Hass gegen die Nazis erfüllt; er würde sich seinen Weg aus dem Lager mit allen Mitteln freikämpfen. Moses reagierte auf die Nachricht wie ein professioneller Mörder.

Schliesslich informierte Shlomo auch noch die Mitarbeiter seiner Werkstatt, denen er hundertprozentig vertraute.

«Haltet eure Ohren offen», riet er ihnen. «Falls ihr unter den anderen Gutschel über den Plan hört, lasst es mich wissen. Wir müssen sie zur Not töten. Habt immer ein Messer dabei.»

An jenem Abend nach der Schlussbesprechung versteckte Shlomo die Äxte und Messer an dem Ort, den ihm der Politnik genannt hatte. Die Russen würden sie am Morgen abholen, nachdem sie von Petscherski ihre Instruktionen erhalten hatten. Danach erzählte Shlomo seinem Neffen Jankus von der Flucht. Er hatte ihm gegenüber bisher geschwiegen, weil er nicht wusste, wie der Bub auf die Nachricht reagieren würde. Jankus zitterte wie Espenlaub.

Für diejenigen Juden, die Bescheid wussten, war es schwierig, in jener letzten Nacht Schlaf zu finden. Ihre Gefühle waren gespalten. Die meisten glaubten nicht so recht daran, dass sie überleben würden, wenn sie ihre Zweifel den anderen gegenüber auch nicht äusserten. Es überwog eine Art banger Vorfreude. Endlich würden sie ihre Mütter und Väter, Frauen und Kinder, Brüder und Schwestern rächen können. Sie würden den Nazis eine Lektion erteilen. Sie waren Menschen, keine leblosen Hüllen in Menschengestalt. Sie würden um ihre Würde kämpfen und erhobenen Hauptes ster-

ben; mit Naziblut an den Händen. Wenn es einen Gott gab, würde er ihnen vergeben.

13. Oktober 1943

Klar und sonnig brach der Morgen an. Die 50 Juden, die inzwischen in den Plan eingeweiht waren, versuchten, sich so zu verhalten, als sei der 13. Oktober ein ganz normaler Mittwoch. Sie beobachteten Frenzel beim Appell, um herauszufinden, ob der Nazi vielleicht misstrauisch oder nervös wirkte. Es gab keinerlei Anzeichen dafür.

Die Arbeitskolonnen marschierten wie üblich zum Nordlager und zum Lager II. Porzyczki teilte Solomon und 19 Russen den im Bau befindlichen Baracken im Lager I zu, Petscherski der Tischlerei. Von dort hatte der Politnik einen guten Überblick über den Hof und konnte jeden sehen, der sich der Werkstatt näherte. Sascha hatte Frenzel unbedingt persönlich umbringen wollen, doch Feldhendler hatte Einspruch erhoben. Petscherski müsse sich den Kopf für organisatorische Probleme freihalten, hatte der Rabbinersohn argumentiert. Er dürfe sich nicht durch einen komplizierten und gefährlichen Mordplan ablenken lassen. Und angenommen er würde Frenzel umbringen, wäre er danach noch kaltblütig genug, um die Revolte zu leiten? Petscherski wusste, dass Feldhendler recht hatte. Sobald sich ein Soldat ins Gefecht stürzte, konnte er sich nicht mehr auf die Strategie konzentrieren. Die Kriegsführung war Aufgabe der Generäle hinter den Linien. Ausserdem war Petscherski bewusst, dass er Frenzel so sehr hasste, dass der Gedanke, den Nazi umzubringen, womöglich all die Energie verzehrte, die er so dringend benötigte, um lebenswichtige Entscheidungen zu treffen.

Das erste Problem tauchte um neun Uhr vormittags auf. Ein Zug voller SS-Offiziere fuhr auf dem Gleis ausserhalb des Lagers ein. Die Deutschen marschierten geschlossen in die Kantine. Sie kamen aus dem 15 Kilometer entfernten Arbeitslager Osow. Keiner der Juden wusste, aus welchem Grund sie Sobibór besuchten und wie lange sie bleiben würden. Als die SS-Leute bis zur Mittagszeit noch nicht abgereist waren, sagte Petscherski die Flucht ab, obwohl er die Wahrscheinlichkeit, dass der Plan innerhalb der nächsten 24 Stunden durchsickerte, für relativ hoch hielt. Es wäre Selbstmord gewesen, bei dermassen massiver SS-Präsenz einen Ausbruch zu wagen. Ausserdem bezweifelte Petscherski, dass die Nazis unter den gegebenen Umständen ihre Verabredungen in den Werkstätten einhalten würden.

Die Organisation traf am Abend kurz zusammen, nachdem die SS-Gäste das Lager verlassen hatten. Man diskutierte darüber, was der Besuch bedeutet haben mochte. Einige waren der Ansicht, dass die SS-Männer einfach nur

ihren freien Tag zu einem Ausflug ins Todeslager genutzt hatten, weil das Essen dort schmeckte und es immer genügend Wein, Wodka und russische Mädchen gab. Andere befürchteten, dass der Besuch der Planung der endgültigen Liquidierung von Sobibór gegolten hatte.

Petscherski fiel auf, dass die Mitglieder der Organisation entmutigt, ja fast am Boden zerstört vor Enttäuschung und seelischer Anspannung, wirkten. «Ganz gleich, was passiert; morgen findet es statt», versuchte er, die Männer aufzurichten. «Wir brechen aus. Derselbe Plan. Keine Änderungen.» «Aber morgen beginnt Sukkot», wandte Feldhändler ein. «Die orthodoxen Juden werden sich dagegen sträuben, an einem hohen Feiertag auszubrechen.»

Sukkot – das Laubhüttenfest – folgt fünf Tage nach Jom Kippur – dem Versöhnungstag. An Sukkot danken die Juden Gott dafür, dass er ihr Volk nach dem Auszug aus Ägypten durch die Wüste ins Gelobte Land führte. Petscherski konnte nicht beurteilen, ob der Rabbinersohn Feldhändler für sich selbst oder die orthodoxen Juden sprach; dass es nicht einer gewissen Ironie entbehrte, ausgerechnet an Sukkot zu fliehen, war ihm allerdings durchaus bewusst. Für einige glückliche Sobibór-Juden würde es ein Tag des Feierns werden, an dem sie ihrem Gott danken konnten für Seinen Schutz bei der Suche nach dem Gelobten Land der Freiheit – für sie erobert von der Roten Armee.

«Die Nazis töten auch an Feiertagen Juden, oder nicht?» hielt Petscherski dem Rabbinersohn entgegen. «Dann dürfen wir auch Nazis töten.»

Es war beschlossene Sache. Der 14. Oktober würde der Tag des Ausbruchs sein, ganz gleich, was passierte; ob Wagner zurückkehrte oder nicht; ob es regnete oder schneite; wer auch immer krank wurde; selbst wenn Himmler persönlich Sobibór besuchte.

Bis spät in die Nacht summte es vom Geflüster in den Baracken. Spannung, Angst und Hoffnung waren nie zuvor so tief empfunden worden in Sobibór. Es gab kein Zurück. Ihr Schicksal lag in Gottes Händen – und in denen des Politniks.

Kapitel 29

14. Oktober 1943; Vormittag

Wieder kündigte sich ein klarer, heiterer Herbsttag an. Frenzel schien nicht zu bemerken, dass einige Juden in festen Stiefeln und Winterkleidung zum Appell angetreten waren. Josel versuchte, dem Blick des Nazis auszuweichen; Frenzel hatte ihn erst gestern daran erinnert, dass seine Tage gezählt waren.

«Du kannst dich nicht vor mir verstecken, ich kriege dich», hatte der Nazi ihm gedroht. Wenn es ihm gelang, Frenzel bis fünf Uhr aus dem Weg zu gehen, dachte Josel, dann hatte er vielleicht noch eine Chance.

Shlomo verabredete mit Nojeth, Moses und Jankus, sich mit ihnen nach der Arbeit in der Küche zu treffen. Dann nahm er Nojeth beiseite. Er erinnerte ihn an die vier Säckchen mit Gold und erzählte ihm von seinem Vorhaben, Gewehre zu stehlen.

«Falls ich nicht in der Küche auftauche, kümmerge du dich um Moses und Jankus», trug Shlomo seinem Vetter auf. «Du bist der Ältere. Bleib bei ihnen.»

Nojeth versprach es. Er hielt den Fluchtplan für verrückt und glaubte nicht daran, dass auch nur einer von ihnen Sobibór lebend verlassen würde; andererseits war ihm klar, dass im Lager zu bleiben den sicheren Tod bedeutete.

Chaim hatte inzwischen auch Selma in den Plan eingeweiht. «Zieh dich warm an und besorge dir ein gutes Paar Stiefel», ermahnte er sie.

Chaim hatte es nicht überrascht, als ein Freund ihm von der Flucht erzählte; seit über einem Monat ahnte er, dass etwas im Gange war. Er hatte zuvor bereits von dem Putzer-Plan, der Idee mit dem Ablenkungsmanöver durch ein Feuer und dem Plan, die Kantine zu sprengen, gehört. Doch seit die Russen eingetroffen waren, wirkten Feldhändler, Shlomo, Szol und Mundek viel zuversichtlicher als früher. Chaim kannte bislang keine Einzelheiten des Plans, wollte diese jedoch im Lauf des Tages unbedingt in Erfahrung bringen; Selmas und sein Leben hingen davon ab. Auch Chaim war auf die Flucht gut vorbereitet. In Bandagen, die er um seine Beine gewickelt hatte, steckten Geldbündel und Goldmünzen, und in seinem Brillenetui bewahrte

er ein paar Diamanten auf. Während seiner elf Monate in Sobibór hatte er nie die Hoffnung aufgegeben, eines Tages fliehen zu können. Über das Wie hatte er sich niemals Gedanken gemacht. Er war kein Führertyp, das wusste er; aber er war ein guter Soldat, ein treuer Gefolgsmann. Es hatte ihn zwar gekränkt, weder in die Organisation noch in die Planung der Flucht einbezogen worden zu sein und im Gegensatz zu anderen auch keinen speziellen Auftrag erhalten zu haben, aber für Selma nahm er das alles gerne in Kauf. Er war bereit, jede an ihn herangetragene Aufgabe zu erfüllen. Und er würde Hand in Hand mit Selma ausbrechen. Er würde sie zur Not sogar durch das Tor oder über den Zaun tragen. Er liebte sie, und er würde entweder gemeinsam mit ihr entkommen oder gemeinsam mit ihr im Lager, im Stacheldraht oder auf dem Feld sterben.

«Wir treffen uns um Punkt vier Uhr bei der Arzneibaracke», flüsterte Chaim Selma beim Morgenappell zu. «Sei pünktlich. Ich erzähle dir dann, was ich herausgefunden habe.»

Selma hatte Angst. Mehr noch als der Gedanke an den Tod quälte sie die Ungewissheit, nicht zu wissen, was wann wo passieren würde. Ausserdem fühlte sie sich noch nicht wieder ganz gesund. Würde sie Chaim aufhalten? Würde er ihretwegen sterben müssen? Und wenn sie es bis in die Wälder schafften, wie würden sie dort überleben? Sie war ein Stadtkind aus Holland und eigentlich noch nie in einem Wald gewesen. Der Gedanke erschreckte sie, aber sie vertraute fest darauf, dass Chaim sie beschützen würde. Sie würde seine Anweisungen genau befolgen. Er hatte sich bis jetzt um sie gekümmert und würde es auch weiterhin tun. Selma drückte Chaims Hand – «Braut und Bräutigam», wie sie von Frenzel noch stets genannt wurden bevor sie im Takt eines deutschen Volkslieds zur Arbeit ins Lager II abmarschierten.

Einen nach dem anderen bestellte Petscherski seine Soldaten in die Tischlerei, um ihnen ihre Aufgaben zuzuweisen. Boris war als erster an der Reihe. «Ich kenne dich besser als jeden anderen», begann Petscherski. «Ich weiss, ich brauche nicht viele Worte zu verlieren. Du gehst in die Schusterwerkstatt. Nimm dein Beil mit. Denkt daran, geräuschlos zu arbeiten. Und vergiss nicht, die Pistolen der Nazis einzustecken.»

Petscherski umarmte Boris. Er wusste, dass er sich um den Bergmann keine Sorgen zu machen brauchte.

Der nächste war Kalimali. Petscherski verliess sich auf den kühlen Kopf und den nüchternen Verstand des Kaukasen, der an der Universität von Rostov Transportwesen studiert hatte. Sein Wissen konnte von grossem Vorteil sein.

Der unsicherste, weil nicht exakt vorhersagbare Teil des Fluchtplans waren die Exekutionen im Lager II. Erschwerend kam hinzu, dass Lager II in der Nähe der Offiziersquartiere lag und in seinem Zentrum das Verwaltungsge-

bäude der Deutschen stand. Ausserdem arbeiteten dort mehr als 200 Juden. Bei einer so grossen Zahl möglicher Zeugen würde es schwierig sein, den Mord an einem Nazi geheimzuhalten. Jederzeit konnte etwas Unvorhergesehenes passieren, ohne dass Petscherski eingreifen konnte.

«Ich übertrage dir die schwierigste Aufgabe», instruierte er Kalimali. «Porzyczki wird dich um 15:20 Uhr aus deiner Baracke abholen. Du wirst mit Feldhändler zusammenarbeiten. Er schickt dir die Deutschen, die du umbringen sollst. Ich werde dir einen zweiten Mann mitgeben. Nehmt eure Beile mit. Denk daran, dass ihr diejenigen seid, die die ersten Nazis töteten. Es muss den anderen Mut machen. Wenn jemand da drüben Angst bekommt, ersetzt ihn. Niemand sollte zum Töten gezwungen werden.» Schweigend reichten sich die beiden Männer die Hand.⁵

Um Frenzel sollten sich Solomon und seine Leute in den Barackenneubauten kümmern. Obwohl der kleine Warschauer Jude kein Soldat war, traute ihm Petscherski diese gefährliche Aufgabe zu. Er verliess sich auf Solomons Urteilsvermögen und wollte sichergehen, dass Frenzel lautlos und in letzter Minute getötet wurde. Wenn jemand – in Wagners Abwesenheit – in Sobibór vermisst werden würde, dann war das der grinsende Fleischhacker. «Bitte ihn nach drinnen, um eure Arbeit zu begutachten», erklärte Petscherski dem polnischen Juden. «Lass dir einen guten Vorwand einfallen. Du brauchst Frenzel nicht selbst umzubringen. Beauftrage einen der Russen damit, wenn du möchtest. Ich überlasse das dir. Du musst ihn nur hereinlocken.»

«Verstehe», sagte Leitman. «Wird erledigt.»

Früher Nachmittag

Zur ersten kritischen Situation kam es, bevor die Aktion überhaupt angefallen war. Um ein Uhr mittags tauchte Frenzel überraschend in der Tischlerei auf, um die Arbeit zu kontrollieren. Er bemerkte, dass der Werkstattleiter einen neuen Anzug trug. Petscherski ärgerte sich, dass ihm dies nicht aufgefallen war. Der Tischler hatte sich gedacht, dass es wenigstens der beste Anzug sein müsse, wenn er schon kein Gepäck mitnehmen durfte.

«Findet hier eine Hochzeit statt?» fragte Frenzel. «Oder warum habt ihr euch sonst alle so in Schale geworfen?»

Petscherski blickte nicht von seiner Arbeit auf; zur Not mussten sie den Nazi bereits jetzt töten. Der Tischler versuchte, mit einem Scherz über seine neue Kleidung die Situation zu entschärfen. Frenzel lachte zwar, Petscherski war sich jedoch nicht sicher, ob der Nazi wirklich keinen Verdacht geschöpft hatte. Zum Glück war Frenzel nicht sonderlich intelligent. Nachdem Frenzel

zel die Möbel inspiziert hatte, an denen die Tischler gerade arbeiteten, verliess er kommentarlos die Werkstatt. Petscherski wartete auf einen Pfiff, einen Gewehrschuss oder eine Gruppe aufmarschierender Ukrainer; doch die Lagerroutine nahm ihren gewöhnten Lauf. Die erste Krise war überstanden; wann würde die nächste folgen? Um zwei Uhr tauchte ein Nazi mit einer Maschinenpistole im Lager I auf und holte Kapo Porzyczki und drei weitere Juden ab. Normalerweise trugen die Nazis bei der Bewachung von Häftlingen keine Maschinenpistolen; es war zu gefährlich. Ein geistesgegenwärtiger Jude hätte die Waffe an sich reissen, das Feuer eröffnen und ein halbes Dutzend Deutsche und Ukrainer töten können, bevor er selbst getroffen wurde. Was ging da draussen vor? Ahnten die Nazis etwas? Würden sie Porzyczki zurückbringen? Sascha brauchte ihn um 15:20 Uhr, wenn der Zeitplan eingehalten werden sollte.

Eine spannungsgeladene Stunde verstrich mit Warten. Sascha spähte durch Fenster und Türen, um sich keine Bewegung entgehen zu lassen, lauschte auf Schüsse, hielt nach Rauch oder anderen ungewöhnlichen Dingen Ausschau. Er behielt die Wachtürme im Auge, da er wusste, dass man an den Reaktionen der Ukrainer dort oben als erstes würde ablesen können, wenn etwas nicht in Ordnung war. Aber alles wirkte normal. Um drei Uhr kam Kapo Bunio durchs Tor und ging schnurstracks auf die Tischlerei zu. Das konnte nur schlechte Nachrichten bedeuten, dachte Petscherski. Bunio lief viel zu schnell. Konnte er sich nicht etwas unauffälliger bewegen?

«Alles in Ordnung», meldete Bunio. «Porzyczki ist zur Beaufsichtigung der Häftlinge ins Nordlager geholt worden.

«Wozu die Maschinenpistole?» fragte Petscherski. «Wittern die Deutschen etwas?»

«Es sind heute keine Ukrainer im Nordlager. Der Deutsche hat deshalb zur Sicherheit die Maschinenpistole mitgenommen.» Petscherski entspannte sich.

«Weisst du, dass Porzyczki um 15:20 Uhr Kalimali zum Lager II bringen sollte?»

«Ja.»

«Dann musst du eben diese Aufgabe übernehmen.»

«Unmöglich», erwiderte Bunio. «Ich darf dort nicht hingehen. Das ist verbotene Zone für mich.»

«Du musst», befahl Petscherski. «Falls dich jemand fragt, erzähl, dass Porzyczki im Nordlager ist und du etwas im Lager II zu erledigen hast. Dir fällt schon eine gute Ausrede ein.»

Bunio geriet in Panik: «Warum verschieben wir die Flucht nicht auf morgen? Dann ist Porzyczki wieder hier. Er ...»

«Nein, heute. Morgen könnte es zu spät sein», unterbrach ihn Petscherski. Er dachte dabei an das Gerücht, nach dem Sobibór am 15. Oktober liquidiert

werden sollte. Er glaubte zwar nicht unbedingt daran, wollte es aber dennoch nicht darauf ankommen lassen. Ausserdem bezweifelte er, dass das Geheimnis – wenn man es überhaupt noch als solches bezeichnen konnte – weitere 24 Stunden gewahrt werden würde.

«Es gibt keinen Rückzieher. Du tust, was ich dir sage.»

Petscherski war bereit, Bunio zu töten, falls dieser sich weigerte oder den Plan zu verraten drohte.

«In Ordnung», willigte der Kapo kleinlaut ein. «Ich mach' es.»

Um 15:20 Uhr beobachtete Petscherski, wie Bunio Kalimali und einen zweiten Russen durch das Tor führte. Alles schien normal zu verlaufen. Die Wachposten auf den Türmen wirkten so gelangweilt wie immer. In zehn Minuten würde es losgehen.

15.30 Uhr

Toivi hielt sich in der Müllverbrennungsbaracke auf.

«Sie kommen», raunte ihm Wycen im Flüsterton zu, obwohl niemand in der Nähe war, der sie hätte hören können. (Wycen war Toivis neuer Assistent, seit Blinden-Karl an einen anderen Arbeitsplatz versetzt worden war.) Feldhändler hatte Toivi aufgetragen, Müll vor den Fenstern aufzustapeln für den Fall, dass die Organisation beschloss, in seinem Schuppen einen Nazi zu töten.

Durch die Ritzen zwischen den Kisten, die er vor dem Fenster aufgebaut hatte, beobachtete Toivi, wie die beiden Russen und Bunio Richtung Kleiderlager marschierten. Kurz darauf sah er, dass sich Sender – einer der Juden aus der Sortierbaracke – seiner Baracke näherte. Toivi öffnete ihm die Tür.

«Geh zum Tor», wies Sender den Buben an. «Bleib in der Nähe des Holländers, der es bewacht. Versuch ihn dort festzuhalten. Und lass niemanden rein oder raus. Falls der Mann Ärger macht, ruf mich. Ich bin in der Nähe und halte die Augen offen.»

Toivi hatte zwar ein Messer im Stiefel, war sich aber nicht einmal sicher, ob er es gegen einen Nazi hätte einsetzen können, geschweige denn gegen einen Juden. Er mochte den holländischen Juden dort am Tor. Er gesellte sich zu ihm, wie Sender ihm aufgetragen hatte. Toivi stellte sich so hin, dass er sowohl die Kleiderbaracke als auch Sender im Auge hatte, und versuchte, den holländischen Juden mit dem Rücken zur Baracke zu halten. Er glaubte zwar nicht, dass der Mann etwas von der Flucht ahnte, es bestand jedoch die Gefahr, dass er eine gewisse Spannung registrierte und etwas unternahm, um die Aufmerksamkeit der Wachen zu erregen. Unter Umständen geriet er aus Sorge um seine Frau, die sich ebenfalls in Sobibór befand, sogar in Panik.

«Vielleicht kommt morgen ein neuer Transport», eröffnete Toivi das Ge-

sprach. Es war das unverfänglichste Thema. Sie unterhielten sich darüber, warum die Transporte wohl aufgehört hatten.

Josef Wolf, der dümmste und am leichtesten an der Nase herumzuführende Nazi, war der erste, den der Putzer zur Anprobe eines neuen Ledermantels in die Kleiderkammer bestellte. Der Deutsche schöpfte keinerlei Verdacht. Als er das Lagerhaus betrat, wirkte alles völlig normal. Sechs Juden packten Kleidungsstücke in Kisten. Einer von ihnen ging mit dem Ledermantel auf Wolf zu, ein anderer stellte sich hinter den Nazi, um ihm hineinzuhelfen. In diesem Augenblick kletterten Kalimali und der zweite Russe mit erhobenen Äxten aus den Kisten, in denen sie sich versteckt hatten. Wolf sackte lautlos zu Boden. Zwei Juden stopften die Leiche in eine Kiste und bedeckten sie mit Kleidungsstücken. Zwei andere streuten Sand über das Blut auf dem Fussboden. Kalimali und sein Kollege verschwanden wieder in ihrem Versteck.⁶

Als nächstes sprach der Putzer SS-Oberscharführer Beckmann an, der gerade den Hof überquerte, und fragte ihn, ob er sich nicht eine Lederjacke anschauen wolle, die wie für ihn gemacht zu sein schien. Toivi sah Beckmann auf die Kleiderbaracke zugehen, dann jedoch zögern. Der Nazi drehte sich auf dem Absatz um, als witterte er eine Falle oder als sei ihm gerade etwas eingefallen, das ihm wichtiger erschien, als eine neue Jacke anzuprobieren, und verschwand kurz darauf in dem 30 Meter entfernten Verwaltungsgebäude.

Der Holländer am Tor wurde allmählich misstrauisch. So sehr ihn Toivi auch abzulenken versucht hatte, hatte er Wolf doch beim Betreten der Baracke gesehen.

«Ich frage mich, warum er nicht wieder rauskommt», sagte der Holländer zu Toivi. «Ich gehe lieber einmal nachschauen.»

Toivi blieb keine Zeit, um Sender zu rufen. Er musste sofort handeln.

«Das ist eine Revolte», platzte der Bub heraus. «Wolf ist tot.»

Zum Glück versuchte der holländische Jude weder zu schreien noch wegzulaufen. Andernfalls hätte ihn Toivi töten müssen, und er wusste nicht, ob er das konnte.

«Ich will einen Freund von mir benachrichtigen», erklärte der Holländer. Als er Anstalten machte, sich vom Tor wegzubewegen, gab Toivi Sender ein Zeichen. Der Bub war sich nicht sicher, ob der Mann einen Freund oder die Deutschen informieren wollte. Sender eilte sofort herbei.

«Los, komm mit!» forderte er den Holländer auf und drückte ihm ein Messer zwischen die Rippen. «Halt den Mund, oder ich bring' dich um.» Dann führte er den Mann in die Gepäckbaracke ab, in der Toivi einst gearbeitet hatte. Nachdem Wolf getötet war, schlenderte Drescher äusserlich gelassen durch das Tor, den Korridor entlang und über den Hof von Lager I auf die Tischlerei zu. Petscherski beobachtete ihn vom Fenster aus. Es kam ihm vor, als bewegte sich der Bub in Zeitlupentempo. Der Russe versuchte, Dreschers

Gesichtsausdruck zu deuten. Gab es ein Problem? Hatte es angefangen? Der Bub schien völlig gelassen, keine Spur erregt. Für einen Elfjährigen wirkte er im Gegenteil erschreckend abgebrüht.

«Wir haben einen», meldete der Putzer dem Politnik und grinste dabei von einem Ohr zum anderen. «Es gibt vielleicht ein Problem. Beckmann scheint etwas gerochen zu haben.» Als Drescher einfiel, dass Petscherski vermutlich gar nicht wusste, wer Beckmann war, ergänzte er: «Er hat sein Büro im Verwaltungsgebäude. Er wollte nicht in den Lagerraum kommen.»

Drescher wartete auf Instruktionen. Wenn es ein Problem mit einem Nazi gab, überlegte Petscherski, musste es im Lager II gelöst werden. Er war zu weit entfernt, um Ratschläge zu erteilen.

«Sag Feldhändler, er soll tun, was er in diesem Fall für richtig hält. Sag ihm, von uns aus kann es jetzt hier losgehen. Wünsch ihm Waidmanns Heil. Und schick mir Luka.»

Kaum war Drescher verschwunden, kam Leon Friedman mit Steigeisen an den Schuhen und einem Sicherheitsgurt um die Taille durch das Tor. Er ging in die Krankenstation, wo Josel wartete.

Den ganzen Vormittag über hatte sich Josel um den Deutschen Kapo gekümmert. Feldhändler hatte ihm aufgetragen, Spitz zu beschäftigen und sofort zu melden, falls er das Gefühl haben sollte, dass der deutsche Jude etwas ahnte. Josel mochte Spitz und hielt es für ausgeschlossen, dass der Kapo sie verraten würde, gehorchte jedoch. Spitz schöpfte keinerlei Verdacht.

Josel hatte einmal Friedmans Leben gerettet. Wie viele Schuster, die ihre Arbeit hauptsächlich während der Wintermonate verrichteten, hatte auch Friedman einen zweiten Beruf. Er hatte als Elektriker gearbeitet, bevor er nach Sobibór kam. Im Lager hielt er die Telefonleitungen instand und sortierte ausserdem zeitweise Schuhe. Eines Tages war Friedman mit einem Geschwür an der Leiste, das so schmerzhaft war, dass er kaum laufen konnte, zu Josel gekommen. Zum Glück hatte der Krankenpfleger gerade ein geschmuggeltes Betäubungsmittel da. Nachdem er es Friedman verabreicht hatte, schnitt Josel das Geschwür auf, reinigte und verband es. Die Wunde heilte, und Friedman vergass niemals, wem er sein Leben dankte.

Beim Sortieren der Schuhe untersuchte er jeden Absatz auf Gold und Diamanten. Einmal pro Woche brachte er seine Beute zu Josel, der sie im Sand hinter der Krankenstation vergrub. Als Friedman am Fluchttag kurz vor vier Uhr in Josels Baracke kam, teilte der Krankenpfleger Gold und Juwelen brüderlich zwischen ihnen auf. Friedman zitterte vor Angst und Aufregung. «Beruhige dich», redete Josel auf den Schuster ein. «Du schaffst es. Es wird schon klappen.»

Friedman umarmte Josel und küsste ihn auf beide Wangen, bevor er über

den Hof zum Telefonmast ging. Dann legte er sein Sicherheitsseil um den Kiefernmast, hakte es in den Gurt ein, grub seine Steigeisen ins Holz und kletterte zur Spitze. Als handle es sich um eine Routinearbeit, beugte er sich über die Drähte und kappte dabei mit einer Zange vorsichtig sämtliche Telefonleitungen. Den Wachen in den Türmen unter ihm fiel nichts Ungeöhnliches auf.⁷

Während sich Friedman an den Telefonleitungen zu schaffen machte, schlich Chaim im Lager II zum Arzneischuppen, wo Selma ungeduldig auf ihn wartete. Sie war so froh, ihn zu sehen, dass sie gar nicht neugierig darauf zu sein schien, was vorging. Chaim hatte sich den ganzen Tag in den Lager-schuppen herumgedrückt und aus Gesprächen unter Organisationsmitgliedern wichtige Informationen aufgeschnappt. Er wusste, dass es Probleme mit Beckmann gab.

«Zwei Deutsche sind schon tot», berichtete er Selma. «Es gibt kein Zurück mehr. Warte hier auf mich bis zum Appell. Rühr dich nicht von der Stelle. Ich muss dich finden können.»

Als Chaim in die Baracke zurückkehrte, traf er dort auf Porzyczkis jüngeren Bruder und einen weiteren polnischen Juden. Beide wirkten angespannt und erregt; sie schienen auf jemanden zu warten.

Chaim schnappte ein paar Wortfetzen aus ihrem Gespräch auf: «Beckmann ... Sollen wir warten ... Wo ist er ... Darf uns nicht durch die Lappen gehen ... Brauchen einen dritten Mann ... Können es nicht zu zweit erledigen.»

Chaim stellte sich freiwillig zur Verfügung. Er wusste, dass es ihm schwerfallen würde zu töten, aber, wie er Selma bereits gesagt hatte, es gab kein Zurück mehr. Falls Beckmann sie entlarvte oder zu misstrauisch wurde, würde er Alarm auslösen; und dies würde ihrer aller Ende bedeuten.

«Hast du ein Messer?» fragte der junge Porzyczki.

Chaim nickte.

«Also los dann. Bringen wir es hinter uns.»

Kapitel 30

16.00 Uhr

Um Punkt vier Uhr ritt Johann Niemann auf der kastanienbraunen Stute Cilly ins Lager I. Vor der Bäckerei zügelte er das Pferd und sprang aus dem Sattel.

«Halt die Zügel», befahl er dem Bäcker Israel, der den Nazi bereits erwartete. «Es dauert nicht lange.»

Danach schritt Niemann mit der Gerte auf dem Rücken gemächlich in die Schneiderei. Sobald er die Tür hinter sich geschlossen hatte, gab Israel der Stute einen Klaps aufs Hinterteil, worauf Cilly durch das Tor Richtung Stall davontrabte.

Petscherski beobachtete die Szene von der Tischlerei aus. Er fühlte sich erleichtert, dass in seinem Einflussbereich endlich etwas passierte, das er kontrollieren und zur Not steuern konnte. Bei Abwesenheit von Reichleitner lag die Gesamtleitung des Lagers in Niemanns Händen. Wenn es gelang, ihn zu eliminieren, würde zu Beginn des Ausbruchs vermutlich zumindest ein paar Minuten lang Verwirrung herrschen. Und diese Minuten konnten über Leben und Tod entscheiden.

Mundek brachte Niemann sofort nach dessen Erscheinen die neue Uniform, half dem stellvertretenden Kommandanten in die Jacke und drehte ihn um, damit der Nazi mit dem Rücken zum Spiegel stand. Niemann liess sich von dem Chefschneider herumschubsen und betatschen wie eine Braut, deren Kleid für die Hochzeit drapiert wird.

Petscherski hatte Yehuda Lerner für die Liquidierung des Kommandantenstellvertreters eingeteilt. Wie Lehman war auch Lerner ein polnischer Jude aus Warschau und kein russischer Kriegsgefangener. Auch ihn hatte Petscherski im Lager in Minsk kennengelernt. Lerner hatte bereits dort zu Sashas Fluchtteam gehört. Der Politnik vertraute ihm.

Während Mundek an Niemanns Uniform herum zupfte und ihn bat, sich einen Moment nicht zu bewegen, schlich sich Lerner auf Zehenspitzen aus dem angrenzenden Schlafraum der Schneider an und spaltete mit einem Axthieb Niemanns Schädel. Danach schlug er zur Sicherheit ein zweites Mal zu. Während Lerner und ein Russe die Leiche des Nazis in den Nachbar-

raum zerrten und unter einem Bett versteckten, wischten Mundek und die übrigen Schneider mit Stoffresten das Blut vom Fussboden auf.

Kaum hatte Niemann die Schneiderbaracke betreten, spazierte SS-Scharführer Fallaster in die danebengelegene Schusterwerkstatt. Szol und Itzhak waren froh, dass ihnen der Politnik den schwerhörigen Nazi, der die Lorenbahn kommandierte und überwiegend im Lager III arbeitete, überlassen hatte. Fallaster war bester Laune.

«Herrlicher Tag heute», wandte er sich leutselig an Szol. «Es ist warm, die Sonne scheint. Sind meine Stiefel fertig?»

«Selbstverständlich. Bitte setzen Sie sich», brüllte ihm Szol ins Ohr.

«Probieren Sie sie an. Ich hoffe, sie sitzen perfekt.»

Fallaster nahm die Stiefel in Augenschein.

«Ich fahre in fünf Tagen nach Hause, Schuhmacher. Du musst unbedingt ein paar Schlapfen für meine Frau machen. Denk daran.»

«Natürlich», antwortete Szol. «Ich hoffe, Frau Fallaster wird mit meiner Arbeit zufrieden sein.»

Boris sass an einer Werkbank, Grisha stand neben der Tür. Als sich Fallaster in seine neuen Stiefel zwängte, schlug ihn Boris mit der Breitseite seiner Axt nieder. Der Nazi war nicht sofort tot und versuchte zu schreien. Doch aus seiner Kehle kam nur ein leises Stöhnen. Szol warf sich auf ihn und hielt ihm den Mund zu. Boris und Grisha erledigten ihn endgültig und zogen die Leiche in den Nebenraum. Da zum Aufwischen des Blutes keine Zeit blieb, warfen Itzhak und Szol alte Lederstücke auf die Stelle auf dem Fussboden. Boris nahm Fallasters Pistole an sich und spazierte lässig zur Tischlerei hinüber, als komme er gerade von der Latrine zurück.⁸

«Hier nimm sie.» Er übergab Petscherski die Pistole. «Leichte Beute.» Die beiden Russen umarmten und küssten sich.

«Wie hat sich Szol verhalten?»

«Wie ein Profi.»

«Gut. Und jetzt schnell zurück, Boris, falls überraschend noch jemand auftaucht.»

Auf dem Hof lief dem Russen Luka über den Weg. Äusser Atem stürmte sie in die Tischlerei.

«Du wolltest mich sehen?» fragte sie Sascha.

«Wir brechen in knapp einer Stunde aus», eröffnete er ihr, bemüht, seine Erregung zu verbergen. «Zieh dir Männerkleidung an. In einem Kleid wirst du frieren.»

«Wer bricht aus? Wovon redest du, Sascha?» fragte sie ungläubig. Die Mitteilung traf sie völlig unvorbereitet. Die Nachricht und die Spannung waren nicht bis zu den Kaninchenställen durchgedrungen, wo sie den ganzen Tag über gearbeitet hatte.

«Verschwende meine Zeit nicht mit Fragen, Luka. Das gesamte Lager, wir

alle fliehen. Wir haben bereits ein Dutzend Deutsche getötet. Dies ist nicht der rechte Zeitpunkt für Zweifel.»

«Ich weiss, Sascha. Aber ich habe Angst. Das einzige, was ich erlebt habe, ist Tod. Hör nicht auf mich. Mache, was du für richtig hältst.»

«Wir haben gerade angefangen, es ihnen heimzuzahlen. Warte, bis wir erst mal hier draussen sind. Wir kriegen sie. Du musst stark sein, Luka. Bitte ... für mich.»

«Ich habe solche Angst, Sascha.» Das Mädchen zitterte am ganzen Leib. «Schau mich nicht so an. Ich habe keine Angst um mich, sondern ganz allein um dich, Sascha. Es ist mir gleich, was mit mir geschieht.» Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, presste ihr Gesicht an seine Brust und brach in Tränen aus. Petscherski musste sich zwingen, hart zu bleiben. Er hatte keine Zeit für Luka. Sie befanden sich mitten in einem Aufstand, und seine Männer brauchten ihn.

«Reiss dich zusammen», befahl er ihr wie einem ungezogenen Kind. «Schämst du dich nicht? Los, geh dich umziehen! Wenn du das Signal für den Appell hörst, gehst du auf den Hof und stellst dich neben mich. Verstanden?»

«Ja, Sascha.»

«Du musst leben, kleine Luka. Das ist das Einzige, was zählt. Wir müssen leben. Um uns zu rächen. Lauf jetzt, schnell.»

Ein paar Minuten später kehrte Luka mit einem Besen in der Hand zurück. «Ich habe ihn mitgenommen für den Fall, dass mich jemand fragt, was ich hier zu suchen habe», erklärte sie Petscherski. Dann zog sie ein Herrenhemd unter ihrer Bluse hervor und reichte es Sascha.

«Was ist das?»

«Zieh es an», bettelte sie.

«Warum?»

«Sascha, bitte! Es wird dir Glück bringen.»

«Ich glaube nicht an Glücksbringer, Luka. Und ich habe keine Zeit. Ich –»
«Oh doch», unterbrach sie ihn trotzig. «Du wirst es anziehen.» Damit begann sie, seine Jacke aufzuknöpfen. «Wenn du es schon nicht für mich tust, dann tu es für deine Tochter. Du hast mir einmal erzählt, dass sie dir wichtiger ist als alles andere auf der Welt.» Ein Lächeln hellte Lukas Züge auf. Sie küsste Sascha auf den Mund und rannte ohne ein weiteres Wort Richtung Frauenbaracke davon, um dort auf das Appellsignal zu warten. Zu Shlomos Aufgaben gehörte es, in der Schneiderwerkstatt zu kontrollieren, ob alles in Ordnung war. Falls Probleme auftauchten, sollte er dies sofort Petscherski melden. Niemand wusste, wie Mundek und die übrigen Schneider mit dem Mord und der Nazileiche unter ihren Betten fertig werden würden.

Um die Schneider musste man sich keine Sorgen machen; doch der in derselben Baracke arbeitende Hutmacher begann durchzudrehen. Er hatte sich

eine grosse Schere geschnappt und war damit in den Nebenraum gestürzt. Der kleine Jude besudelte sich über und über mit Blut, als er auf Niemanns Leiche mit der Schere einstach. Bei jedem Stoss schrie er die Namen seiner Frau und seiner Kinder, die in Sobibór ermordet worden waren.

Shlomo und die Schneider hielten die Arme des Hutmakers fest und nahmen ihm die Schere weg. Dann fesselten und knebelten sie den Mann. Das Problem war gelöst. Shlomo fand es nicht nötig, den Politnik damit zu belästigen. Falls der Hutmaker zur Appellzeit immer noch eine Gefahr war, würden sie ihn eben gefesselt zurücklassen und darauf hoffen müssen, dass die Nazis Mitleid mit ihm hatten, wenn sie ihn neben Niemanns Leiche fanden.

Shlomo kehrte in seine Werkstatt zurück, um das bereitgelegte Ofenrohr zu holen. Es wurde Zeit, die Gewehre zu stehlen. Mit dem riesigen Rohr über der Schulter marschierte er aus dem Lager I zum Offiziersbereich hinüber. Niemand hielt ihn auf, da die Wartung der Holzöfen in den dortigen Baracken zu seinen üblichen Aufgaben gehörte; dies beinhaltete auch die Reinigung und das Auswechseln der Ofenrohre.

16.15 Uhr

Mit noch stets verbundener Hand kam SS-Oberscharführer Greischütz durchs Tor und betrat die Schusterwerkstatt für die Ukrainer. Als Chef des Wachpersonals wurde er dort besser bedient als in der benachbarten Werkstatt für die SS, wo er warten musste, bis er an der Reihe war.

Sobald sich Greischütz zur Anprobe seiner neuen Stiefel hingesetzt hatte, schlüpfte Arkady Vaispapir aus dem Nebenraum und spalteten ihm den Schädel. Dann zog er die Leiche weg und wartete hinter der angelehnten Tür zum Nebenraum auf eventuelle weitere Besucher. Er brauchte nicht lange zu warten.

Der junge Ukrainer Klat – den Shlomo für die Überbringung von Nachrichten aus dem Lager III bezahlt hatte – suchte seinen Chef. In der Kantine hatte ihm ein ukrainischer Kollege erzählt, dass Greischütz in die Schusterwerkstatt gegangen sei. Klat platzte überraschend herein. Da die Schuster keine Stiefel zur Anprobe für ihn hatten, erklärten sie ihm, Oberscharführer Greischütz sei vor wenigen Minuten gegangen und befinde sich vermutlich in einer anderen Werkstatt. Es gelang ihnen, Klat mit dem Rücken zur Tür zu manövrieren. Rozenfeld und Vaispapir fielen über ihn her. Klat blieb keine Zeit mehr zum Schreien. Die Männer zerrten den Ukrainer zu seinem Chef in den Nebenraum.⁹

Für Petscherski, der beobachtete, wer in die Werkstätten ging und nicht wieder herauskam, entwickelten sich die Dinge zufriedenstellend. Ohne

Niemand waren die Deutschen führerlos; ohne Greischütz die Ukrainer. Blieb nur noch Frenzel. Wenn sie ihn getötet hatten, würde kein Nazi beim Appell anwesend sein und niemand würde sie daran hindern, zum Haupttor zu marschieren. Doch Frenzel war Dreschers Bitte, die neuen Baracken zu inspizieren, noch immer nicht gefolgt.

Sascha wurde allmählich unruhig. Wieso liess sich der Nazi nicht blicken? War er misstrauisch oder einfach nur zu beschäftigt? Suchte er nach Niemand? Hatte er bemerkt, dass die Telefone nicht funktionierten? Noch blieb genügend Zeit – es war noch nicht einmal halb fünf; falls es jedoch misslang, Frenzel zu beseitigen, konnte daraus ein grosses Problem entstehen.

Etwa zur gleichen Zeit, als die Russen Klat umbrachten, betrat Shlomo die neben dem Waffenmagazin parallel zur Bahnlinie gelegene Baracke der Ukrainer. Über der Schulter trug er das Ofenrohr. Bei dem Gedanken, dass bereits mindestens fünf Nazis tot waren, breitete sich ein befriedigtes Grinsen auf Shlomos Gesicht aus. Wenn er heute sterben musste, blieb ihm wenigstens diese eine Genugtuung. Doch der Goldschmied hatte gleichzeitig auch ein mulmiges Gefühl; falls er erwischt wurde, würde dies wahrscheinlich eine verfrühte Flucht zur Folge haben. Dem Politnik bliebe keine andere Wahl, als die Juden schon vor fünf Uhr zum Sturm auf die Zäune aufzurufen. Vielleicht war Gewehre stehlen doch keine so geniale Idee; vielleicht sollte er besser mit leeren Händen in seine Werkstatt zurückkehren.

Der grössere Raum mit den Stockbetten war leer. Die Gewehre hingen ordentlich aufgereiht im Wandständer. Die Ukrainer hatten frei und betranken sich in der Kantine oder vergnügten sich mit den Prostituierten, die sie sich in den Hütten jenseits der Bahnlinie hielten. Der Offiziersschlafraum war ebenfalls leer. Shlomo setzte das Ofenrohr auf der unteren Kante eines Stockbettes ab und nahm ein halbes Dutzend Gewehre aus dem Ständer. Da die Verschlüsse geöffnet waren und Shlomo nicht wusste, wie man sie richtig schloss, passten allerdings nur zwei Gewehre in das Ofenrohr. Also wickelte er das Rohr und drei weitere Gewehre kurzentschlossen in eine Decke und begann, nach Patronen zu suchen. Als er im grösseren Raum keinen Erfolg hatte, setzte er die Suche im kleineren fort. Die Zeit lief ihm allmählich davon. In etwa einer halben Stunde würde das Signalhorn die Arbeiter im Lager II zum Rückmarsch ins Lager I rufen. Nachdem er die ganze Baracke auf den Kopf gestellt hatte, fand Shlomo schliesslich die in einem Schrank versteckte Munition. Die Ukrainer hatten sie offensichtlich für den Notfall beiseite geschafft. Shlomo stopfte sich die Taschen voll Patronen. Was sollte er als nächstes tun, fragte er sich. Wenn er den Hof zu überqueren versuchte, würde er auffallen wie ein Hase im Minenfeld. Wenn er in der Baracke blieb, würde das sofort das Misstrauen eines zufällig hereinkommenden Ukrainers oder Deutschen erregen.

Shlomo beschloss, bis zum ersten Signal zu warten. Falls ihn die Nazis danach ertappten, würden sie vielleicht glauben, er habe allein gehandelt. Er schob die Decke unter ein Bett und machte sich wie ein routinierter Spengler an dem Holzofen zu schaffen.¹⁰

16.45 Uhr

Kapo Porzyczki kehrte mit einer Arbeitsbrigade aus dem Nordlager zurück. Ihm auf den Fersen folgte SS-Oberscharführer Friedrich Gaulstich. Solomon, der noch immer auf Frenzel wartete, entdeckte den Nazi. Da es ihm verdächtig vorkam, dass der Deutsche, der normalerweise im Büro arbeitete und kaum Kontakt zu den Häftlingen hatte, plötzlich im Lager I auftauchte, rief er ihm von der Tür aus zu: «Herr Oberscharführer! Ich bin mir nicht sicher, wo ich die restlichen Schränke hinstellen soll. Ich brauche Ihren Rat. Die faulen Juden stehen nur herum und tun nichts. Könnten Sie bitte kurz hereinkommen?»

Gaulstich eilte zur Baracke. Kapo Spitz folgte ihm; wenn Juden nicht arbeiteten, bedurfte es vielleicht eines Kapos, der sie mit der Peitsche auf Trab brachte. Petscherski stürmte aus der Tischlerei. Spitz war eine Bedrohung. Der Ausbruch stand kurz bevor. Sie durften kein Risiko mehr eingehen.

«Schaff Spitz aus dem Weg», forderte der Russe Kapo Porzyczki auf. «Beeil dich! Lass ihn nicht in die Baracke gehen.»

«He, Spitz!» rief der polnische Kapo. Der deutsche Jude drehte sich um. Porzyczki hielt ihn am Ärmel fest. «Geh da nicht rein», zischte er ihm zu. «Warum nicht? Was geht da vor?» Spitz versuchte, sich loszumachen.

«Wenn dir dein Leben lieb ist», warnte der Pole, «steck deine Nase nicht da rein! Die meisten Deutschen sind tot. Von den Baracken aus wird jeder Schritt von dir beobachtet. Ich schlitze dir die Kehle auf, wenn du nicht parierst.»

Er stieß dem deutschen Kapo sein Messer gerade so tief zwischen die Rippen, dass dieser die Klinge spüren konnte. Spitz gehorchte zitternd. Ein Russe gesellte sich zu den beiden Kapos, für den Fall, dass sie sich noch auf dem Hof um Spitz kümmern mussten.

Als Gaulstich die Baracke betrat, griff ihn Solomon von hinten an und spaltete ihm mit der Axt blitzschnell den Schädel. Die Russen schleiften die Leiche in eine Ecke und warteten danach weiter auf Frenzel. Drescher hatte den Nazi ein zweites Mal daran erinnert, dass er im Lager I benötigt würde, doch Frenzel hatte keinerlei Anstalten gemacht, dem Putzer zu folgen.

Unterdessen hielt sich Beckmann immer noch in seinem Büro im Verwaltungsgebäude auf. Er hatte es um 15:30 Uhr betreten und das Haus seitdem

nicht mehr verlassen. Feldhändler hatte sich dafür entschieden, Beckmann dort zu töten, obwohl sich in dem Verwaltungsgebäude auch Schlafräume der Nazis befanden. Der Appell rückte näher, und Feldhändler wollte unbedingt vermeiden, dass der SS-Mann so kurz vor dem Ausbruch noch Verdacht schöpfte.

Kapo Porzyczkis jüngerer Bruder klopfte an Beckmanns Tür; Chaim und ein weiterer Jude standen hinter ihm.

«Ja?» rief Beckmann von drinnen.

«Hier ist Porzyczki. Wir haben ein Problem im Lagerhaus. Kann ich reinkommen?»

«Ja, ja. Herein.» Beckmann klang ungehalten.

Die drei Juden betraten das Büro und schlossen die Tür hinter sich. Beckmann stand vor seinem Schreibtisch. Er schien überrascht, gleich von drei Männern aufgesucht zu werden, schlug jedoch weder Alarm, noch zog er Peitsche oder Pistole. Porzyczki war wegen seines Bruders im Lager II gut bekannt.

«Was gibt es?» fragte Beckmann. «Was –»

Porzyczki packte den rechten Arm des Nazis und presste ihn ihm auf den Rücken; dann schnappte er sich die Pistole und wirbelte den Nazis herum, so dass er das Gesicht Chaim und dem zweiten Juden zuwendete. Während sich Beckmann verzweifelt aus Porzyczkis Griff zu befreien versuchte, begann Chaim, auf den Nazi einzustechen. Beckmanns Augen weiteten sich ungläubig. Als das Messer in ihn eindrang, fing er zu schreien an.

«Für meinen Vater!» keuchte Chaim beim Zusteichen. «Für meinen Bruder! Für alle Juden!»

Blut spritzte in Chaims Gesicht und auf seine Jacke. Zweimal traf er einen Knochen; das Messer schnellte zurück und verletzte ihn selbst an der Hand. Bald war es still. Die drei Juden zerrten Beckmanns Körper hinter den Schreibtisch. Zum Verwischen der Spuren blieb keine Zeit.¹¹

Selma wartete vor dem Arzneischuppen. Zwischen der Sorge um Chaim und der Angst vor dem Tod dachte Selma an ihre Cousine Minnie. Sie hatte sie mittags in der Wäscherei besucht.

«Ich habe frische Pilze», hatte ihr die Cousine berichtet. «Ich bereite sie heute Abend zu. Komm mit Chaim zum Essen vorbei.»

Selma hätte Minnie zu gerne von der geplanten Flucht erzählt, ihr geraten, warme Kleidung, Essen und Geld mitzunehmen. Aber Chaim hatte sie beschworen, niemanden in das Geheimnis einzuweihen. So froh Selma darüber war, dass sie und Chaim Bescheid wussten, plagten sie doch Schuldgefühle, weil sie Minnie nichts verraten hatte.

Als Selma Chaim mit den beiden anderen Juden zum Verwaltungsgebäude gehen sah, ahnte sie, dass etwas Entscheidendes passieren würde. Dann hörte sie die Schreie, ein Quieken wie von einem Schwein im Schlachthof. Selma klopfte das Herz bis zum Hals.

«Oh mein Gott! Oh mein Gott!» sagte sie immer wieder vor sich hin.
«Chaim! Chaim!»

Während Beckmann schrie, fuhr ein Lastwagen um die Ecke direkt auf das Verwaltungsgebäude zu. Am Steuer sass Erich Bauer. Selma hielt den Atem an, als könne sie Bauer damit verwünschen. Hoffentlich hört er es nicht, betete sie. «Oh mein Gott! Mein Gott! Chaim! Chaim!»

17.00 Uhr

Kalimali und Kapo Bunio kehrten aus Lager II zurück. Der Russe meldete sich sofort zum Rapport in der Tischlerei.

«Wir haben vier erledigt», berichtete er Petscherski. «Die Telefonleitungen sind gekappt. Der Strom ist dauerhaft unterbrochen.»¹²

«Wo sind die Pistolen?» fragte Petscherski.

«Ich habe eine. Die übrigen drei sind noch im Lager II. Feldhändler wartet auf das Signalhorn.»

«Schick mir Solomon», bat Petscherski. «Und bleib du drüben in der Baracke.»

Petscherski stand allein an einem Scheideweg. Er musste eine Entscheidung treffen, von der vielleicht ihrer aller Leben abhing. Was sollte er mit Frenzel machen? Weiter auf ihn warten? Ihm noch eine Nachricht schicken? Das Signalhorn blasen lassen und den Rest spontan entscheiden? Falls Frenzel zum Appell auf dem Hof erschien, konnten sie ihn auch dort noch erledigen. Petscherski neigte dazu, noch ein wenig zu warten.

Solomon widersprach.

«Zum Teufel mit Frenzel», argumentierte Leitman. «Früher oder später bekommt er, was er verdient. Es wird Zeit. Jede Sekunde ist kostbar.» Petscherski schwieg und musterte kurz die Umgebung. Die Wachposten auf den Türmen schienen ahnungslos. Kein Nazi war in Sicht. Am Himmel kündigten dunkle Wolken Regen an. Petscherski nickte Porzyczki zu. Dies war das Zeichen.

«Jetzt!» rief der Kapo dem Friseur Judah zu, worauf dieser auf den Hochsitz kletterte und zum letzten Mal das Signalhorn blies.

Die Juden im Lager II strömten aus den Baracken und begannen, sich ungeordnet aufzustellen. Und gerade in dem Moment, als Bauer an Beckmanns Büro vorbeifuhr, verliess Chaim das Verwaltungsgebäude und lief zu Selma hinüber. Bauer bemerkte ihn nicht. Chaim war blutbesudelt und zitterte vor Erschütterung.

«Beckmann», murmelte er, als Selma verzweifelt versuchte, das Blut von seinem Gesicht, seinen Händen und seiner Jacke wegzuwischen. Dann verband sie mit einem Taschentuch die Schnitte an seiner linken Hand. Im Lager II waren zu diesem Zeitpunkt weder Deutsche noch Ukrainer anwesend;

die Kapos Porzyczki und Bunio befanden sich bereits im Lager I. Feldhändler befürchtete, dass es womöglich die Wachen auf den Türmen alarmierte, wenn niemand die Juden zum Lager I zurückführte. Alles müsse ganz normal wirken, hatte der Politnik sie ermahnt.

«Antreten!» befahl Feldhändler. «In Viererreihen!»

«Vorwärts Marsch!» rief er und begann zu singen:

Es war ein Edelweiss, Ein kleines Edelweiss. Ho-la-hi-di, Hu-la-la.

In Viererreihen marschierten sie Richtung Lager I. Die Aufstellung war unordentlicher als gewöhnlich; die allgemeine Spannung war förmlich spürbar. Doch den Wachposten auf den Türmen fiel zum Glück nichts Ungeöhnliches auf.

Kurz bevor das Signalhorn ertönte, tauchten plötzlich zwei Putzer in Shlomos Baracke auf, die mit der Reinigung der Quartiere der Ukrainer beschäftigt waren. Sie erschrecken, als sie den Goldschmied dort vorfanden. «Ich gehe jetzt raus und stelle mich unters Fenster», erklärte Shlomo den Buben.

«Wenn ich es euch sage, reicht mir meine Decke.»

Die Putzer wussten, was darin eingewickelt war. Wenn die Nazis den Spengler beim Waffenschmuggeln erwischten, würden sie ebenfalls getötet werden. Also weigerten sie sich zu gehorchen.

«Ihr tut besser, was ich sage», drohte Shlomo mit gezücktem Messer.

«Sonst bringe ich euch beide um.»

Als Judah wie ein Erzengel das Horn blies, spazierte Shlomo aus der Baracke und stellte sich unters Fenster.

«Jetzt!» befahl er.

Die Putzer reichten ihm die Decke mit dem Ofenrohr und den Gewehren nach draussen, und Shlomo lud sich die schwere Last auf die Schulter. Als er davoneilte, um zu der ins Lager I zurückmarschierenden Kolonne aufzuschliessen, entdeckte er weit und breit keine Nazis oder Ukrainer. Dennoch raste sein Puls. Wenn er es bloss durch das erste Tor schaffte; wenn er erst mal den Korridor hinter sich hätte; wenn er nur schon im Lager I wäre – dann würde er endlich in Sicherheit sein.

Kapitel 31

17.05 Uhr

Shlomo war zu aufgeregt, um Erleichterung zu verspüren, als er endlich die Küche erreichte, wo Jankus, Moses, Nojeth und ein halbes Dutzend Russen warteten. Er wickelte die Gewehre aus und leerte die Patronen aus seinen Taschen. Im Hochgefühl des Stolzes auf seine kühne Tat beschloss er, eines der Gewehre für sich zu behalten.

«Ich habe sie organisiert; also will ich auch eins haben», verkündete er und presste das Mausergewehr besitzergreifend an sich.

«Du weisst doch nicht mal, wie man mit sowas umgeht», erwiderte einer der Russen.

«Ist mir egal. Zeig es mir eben!»

«Wir können sie besser einsetzen.»

«Ist mir egal. Zeig mir, wie es geht, und ich schiesse mit dem verdammten Ding.»

Die Russen taten ihm schliesslich den Gefallen, und bevor sie mit den restlichen Waffen die Küche verliessen, lud Shlomo sein Gewehr und füllte seine Taschen mit Munition. Danach wandte er sich an seine Familie. «Wir bleiben zusammen», versicherte er ihnen. Er besass jetzt eine Waffe und war bereit, seine Angehörigen zu beschützen. Sie warteten in der Küche auf den Appellpfeiff, der das Zeichen zum Marsch auf das Haupttor oder – falls der Politnik so entschied – zum Sturm auf die Zäune sein würde.

Esther, Bajle, Eda, Hella, Zelda und ein halbes Dutzend weiterer Frauen warteten in der Wäscherei. Esther hatte tagsüber im Garten gearbeitet, war jedoch frühzeitig zurückgekehrt, um den Beginn der Aktion auf keinen Fall zu verpassen. Beim Überqueren des Hofes hatte sie Niemand in die Schneiderei gehen sehen. Esther glaubte nicht daran, dass sie grosse Überlebenschancen besaßen; doch in der vergangenen Nacht hatte sie einen Traum gehabt, der sie hoffnungsvoll stimmte.

In dem Traum war Esther ihre Mutter erschienen. «Mama, du weisst, dass wir morgen fliehen», hatte Esther gesagt. «Ich weiss nicht, ob wir es schaffen.»

«Folge mir», hatte die Mutter sie aufgefordert, sie bei der Hand genommen

und durch das Haupttor zu einer Scheune geführt, die Esther bekannt vorkam. «Bleib hier», hatte die Mutter gesagt. «Hier wirst du überleben.» Esther nahm sich fest vor, nach jener Scheune zu suchen, sollte es ihr jemals gelingen, die Wälder zu erreichen.

Angesteckt von der allgemeinen Erregung stand Toivi auf dem Hof und beobachtete den Politnik. Es herrschte nervöse Betriebsamkeit. Einige Juden stellten sich bereits zum Appell auf. Jene, die von der Flucht wussten, informierten andere. Einige liefen in die Baracken, um sich zu verstecken. Die Atmosphäre auf dem Hof glich einem Pulverfass mit einer brennenden Lunte.

17.10 Uhr

Noch fünf Minuten. Laut Plan sollte der Pfiff zum Appell eine Viertelstunde früher als üblich erfolgen. Anschliessend sollte Kapo Porzyczki die Juden sofort zum Haupttor führen. Frenzel war noch immer nicht aufgetaucht. Auf den Wachtürmen und auf dem Lagergelände tat sich nichts Aussergewöhnliches, soweit Petscherski dies beurteilen konnte. Bis jetzt hatten sie unglaubliches Glück gehabt; Petscherski hatte niemals damit gerechnet, dass er fünf Uhr erleben würde, ohne dass die Deutschen das Feuer eröffnet hätten. Doch nun schien der Hof jeden Augenblick zu explodieren. Er konnte es nicht riskieren, auch nur eine Minute länger zu warten.

«Es geht los», befahl er Porzyczki. «Jetzt!»

Als der Kapo pfiff, drehte Kapo Spitz durch.

«Es ist noch nicht Appellzeit», brüllte er Porzyczki an, als sei er erbost darüber, dass der polnische Kapo seine Machtbefugnis überschritten habe. «Es ist viel zu früh!»

Porzyczki stiess ihm ein Messer in den Leib, um ihn zum Schweigen zu bringen. Sascha erkannte sofort, dass ein geordneter Abmarsch zum Haupttor nun nicht mehr möglich war. Als Alternative blieb, Deutsche und Ukrainer mit einem Sturm auf die Zäune zu überraschen.

Petscherski sprang auf einen Tisch und rief in die Menge: «Unser Tag ist gekommen. Die meisten Deutschen sind tot. Lasst uns ehrenvoll sterben. Denkt daran: Falls jemand überlebt, muss er der Welt berichten, was hier geschehen ist.»¹

Während Sascha seine kleine Ansprache hielt, rannte im Lager II ein Ukrainer zu Erich Bauer, der hinter seinem Lastwagen stand und das Entladen von Wodkakisten überwachte, wofür er die beiden jungen Häftlinge Jacob und David nach Arbeitsende abkommandiert hatte.

«Ein Deutscher kaputt!» schrie der Ukrainer. «Ein Deutscher kaputt!» Jacob und David schossen davon wie aufgeschrecktes Wild. Bauer eröffnete

sofort das Feuer. Er traf David, verfehlte jedoch Jacob.²

Fast zur gleichen Zeit, als im Lager II die Schüsse fielen, rief auf dem Appellplatz ein Jude «Hurra, Hurra!» und löste damit einen Wirbelsturm aus. Die Juden stoben in alle Richtungen auseinander. Eine Gruppe, darunter Esther, Mordechai, Hella, Zelda, Eda und Abraham, rannte auf den Zaun hinter der Tischlerei zu. Wie Kreuzfahrer beim Erstürmen einer Burg stemmten sie die Leiter hoch, die die Tischler im Gras bereitgelegt hatten, und schwangen sich über den Zaun. Hunderte anderer Häftlinge stürmten kreischend, in die Luft schiessend und Knüppel schwingend auf das Haupttor zu. Als die Menge das Vorlager erreichte, explodierten im Feld hinter der Tischlerwerkstatt die ersten Minen. Danach eröffneten die Ukrainer auf den Wachtürmen das Feuer. Ein Schuss traf Esther, nachdem sie das Minenfeld bereits durchquert und nur noch wenige Meter bis zum schützenden Eulenzwald zurückzulegen hatte.

Mit Pistolen und zwei Gewehren bewaffnete Russen griffen das Waffenmagazin an. Bevor sie jedoch eindringen konnten, eröffnete Frenzel, der hinter einer Baracke in Deckung gegangen war, mit einer Maschinenpistole das Feuer auf sie. Die Russen zogen sich zurück und starteten unmittelbar danach einen zweiten Angriff; doch auch dieses Mal wurden sie von Frenzel in Schach gehalten. Daraufhin flohen sie Richtung Zaun.³ Die übrigen Juden – inzwischen eine kopflose Meute – stürmten das Haupttor. Als ein Deutscher von dort mit einer Maschinenpistole in die Menge zu schießen begann, versuchten die Juden in den vorderen Reihen umzukehren. Von hinten drängten andere nach. Die Zäune fielen unter dem Gewicht der Juden, die die Freiheit schon fast riechen konnten. Toivi befand sich im vorderen Teil der Menschentraube. Als die Juden hinter ihm nachdrängten, stürzte er und blieb im Stacheldraht hängen. Sascha suchte nach Luka, doch die Menge hatte sie geschluckt. Shlomo verlor Jankus, Moses und Nojeth aus den Augen. Eda und Itzhak wurden getrennt. Chaim jedoch hielt noch immer Selmas Hand fest.

Als die Minen in dem Feld rechts vom Haupttor zu explodieren begannen, schnitt eine kleine Gruppe von Juden mit Drahtschneidern den Zaun hinter den Offiziersunterkünften durch, kroch durch die Löcher und floh über das Feld. Wie von Sascha vorausgesagt, lagen in diesem Bereich keine Minen. Bald kehrte wieder Ruhe ein. Nur noch vereinzelte Rufe von Nazis und Ukrainern und das Stöhnen der Verwundeten unterbrachen die Stille. 159 Juden waren noch im Lager I gefangen, zurückgehalten von Angst oder dem Glauben, drinnen sicherer zu sein. Wie Vogelscheuchen hingen die Leichen im Stacheldraht. Auf dem Hof des Vorlagers lagen mindestens 100 tote und sterbende Juden. Die Felder waren übersät mit Leichen und Leichenteilen. Doch im Wald befanden sich – zu erschöpft und entsetzt, um ihr Glück überhaupt zu begreifen – 300 Juden. Alle am Leben und frei.

Der Wald

Kapitel 32

Sascha

Sascha führte den Angriff auf das Waffenmagazin. Der erst kurz zuvor von Belžec nach Sobibór versetzte SS-Unterscharführer Karl Werner Dubois stellte sich den Russen entgegen. Ein Russe schlug ihn mit dem Gewehrkolben nieder, worauf der Nazi fiel und den Toten spielte. Plötzlich eröffnete Frenzel mit einer Maschinenpistole das Feuer. Petscherski und seine Männer gingen hinter der Garage und der Baracke der Ukrainer in Deckung. Sascha schoss mit Fallasters Pistole auf Frenzel, verfehlte ihn jedoch.

Sascha sah den Zaun rechts vom Haupttor unter dem Gewicht von mehr als 200 Männern und Frauen wie zusammenklappen. Er beobachtete, wie sich drei, vier Juden einen Weg durch den Zaun links vom Haupttor bahnten, wo keine Minen lagen. Einige Juden, einschliesslich seiner Männer, wurden auf dem Hof des Vorlagers von ihrer eigenen Unentschlossenheit festgehalten; sie konnten sich offenbar nicht entscheiden, in welche Richtung sie fliehen sollten.

«Lauft!» rief ihnen Sascha von der Garage aus zu. «Lauft! Steht nicht einfach nur herum.» Er sah sie auseinanderstieben.

Sascha gab einen zweiten Schuss auf Frenzel ab, traf jedoch wieder nicht. Dann stürmte er quer durch das Vorlager zur SS-Unterkunft «Schwalbennest». Bevor er dahinter durch ein bereits vorhandenes Loch im Doppelzaun kroch, warf er einen letzten Blick auf Sobibór.

Auf ein Knie gestützt, kauerte Shlomo im Sand und zielte mit dem Gewehr auf einen Wachturm. Sascha hörte ihn schiessen und sah einen Ukrainer verschwinden. Ob der Mann tot oder verletzt war oder sich nur geduckt hatte, als die Kugel an ihm vorbeischnirrte, konnte er nicht feststellen. Dafür blieb keine Zeit. Sascha kroch durch die Zäune und rannte über das unverminte Feld.

Als er den Waldrand erreichte, blieb er stehen, um Luft zu holen und zurückzuschauen. Noch immer liefen Männer und Frauen über das knapp hundert Meter breite offene Feld, die meisten in geduckter Haltung. Explodierende Minen wirbelten den Grund um die Fliehenden herum auf; einige Juden fielen. Sascha begann, nach Luka zu suchen. Er hatte sie nicht mehr

gesehen, seit sie in der Menge verschwunden war. Hatte sie es geschafft? War sie bereits im Wald? Einige Augenblicke starrte er angestrengt über die Felder, um sie vielleicht dort zu entdecken. Als er danach den Waldrand absuchte, in der Hoffnung, Luka unter einem Baum ausruhend zu finden, stiess er zufällig auf Boris und Arkady Vaispapir.

«Wo ist Luka?» fragte er die Freunde. «Habt ihr sie gesehen?» «Nein», lautete ihre Antwort.

«Und Solomon?»

«Ihn auch nicht.»

Als die letzten Schatten in den Feldern den Waldrand erreichten und sich Luka nicht unter ihnen befand, setzten Sascha, Boris und Arkady ihren Weg tiefer in den Wald hinein fort. Es hatte leicht zu regnen begonnen. Die Hunde würden niemals ihre Witterung aufnehmen können. Hinter sich hörte Sascha noch immer Schüsse. Die Deutschen töteten vermutlich die Verwundeten und alle übrigen, die sie fanden, nahm er an. Ohne auf das Geräusch hinter seinem Rücken zu achten, lief er weiter. Bald wurden die Schüsse leiser und leiser, bevor sie schliesslich ganz aufhörten. Die Stille des Eulenwaldes wurde nur unterbrochen vom Geräusch knackender Äste, das andere Juden in seiner Umgebung verursachten. Sascha hörte sie stolpern, fluchen, aufschreien.

Als die Schüsse wieder einsetzten, wusste Sascha, dass die Deutschen den Wald nach verirrteten Juden durchsuchten. Die Jagd hatte begonnen. Die Dunkelheit und ein beruhigender Vorsprung waren auf seiner Seite. Um etwa 19 Uhr hatten sich über 70 Juden auf einer Lichtung eingefunden. Während er sich ausruhte, machte Sascha Bestandsaufnahme: Äusser ihm selbst befanden sich noch zwei weitere Russen in der Gruppe; insgesamt besaßen sie fünf Pistolen und zwei Gewehre. Sascha war skeptisch, ob er eine so grosse Gruppe undisziplinierter Juden unter Kontrolle würde halten können, wollte den Versuch aber dennoch wagen, selbst wenn es gefährlich war. Das schuldete er diesen Menschen einfach. Es wurde Zeit zum Aufbruch; wohin, wusste Sascha nicht. Er hatte keine Ahnung, wo er sich befand. Der Regen hatte zwar aufgehört, doch der Himmel war bewölkt; kein Stern wies ihnen den Weg. Sascha war bewusst, dass er die anderen motivieren musste, wenn er verhindern wollte, dass sie in Panik gerieten.

«Wir laufen die ganze Nacht durch», verkündete er. «Im Gänsemarsch. Keine Unterhaltung, kein Rauchen, kein Bummeln. Wir warten auf niemanden. Keiner läuft voraus. Ich führe die Kolonne an; Boris und Arkady folgen mir. Wenn euer Vordermann in Deckung geht, tut es ihm nach. Wenn die Deutschen Leuchtraketen über uns abfeuern, werft euch sofort auf den Boden. Niemand braucht sich zu fürchten. Wir beschützen uns gegenseitig. Keine Panik, was immer auch passiert.»

Mit Sascha an der Spitze begann sich die lange Kolonne ihren Weg durch das Unterholz zu bahnen. Inzwischen hatte sich der Himmel aufgeklärt. Der

hell wie eine Petroleumlampe leuchtende Herbstmond warf blassgelbe Flecken auf den Waldboden. Um Mitternacht herum hörte Sascha Flugzeuge in der Luft kreisen. Mit dem Polarstern als Kompass nahm er Kurs nach Süden.

Wie Sascha befürchtet hatte, wurden seine Anweisungen nicht befolgt. Hinter ihm herrschte ein permanentes ängstliches Stimmengewirr; in regelmässigen Abständen hörte man jemanden, der vom Weg abgekommen oder zurückgeblieben war, rufen: «Moshe, wo bist du? Josef, wo bist du?» Sascha war klar, dass sie sich in kleinere Gruppen aufsplintern mussten, wenn sie überleben wollten. Er würde noch so lange warten, bis er seinen genauen Standort kannte und die Leute so weit von Sobibór weggeführt hatte, dass sie eine reelle Chance gegen die Deutschen hatten. Aber er war Soldat und kein Kindermädchen. Er hatte ihnen die Flucht aus Sobibór ermöglicht, gedachte allerdings nicht, sie den Rest des Krieges durch die Wälder zu führen. Er würde den Bug überqueren, die Rote Armee finden und Deutsche töten.

Von Zeit zu Zeit stiessen neue Juden zu Petscherskis Gruppe.

«Habt ihr Luka gesehen?» fragte Sascha jedes Mal. «Habt ihr Solomon gesehen?»

«Nein», lautete jedes Mal die Antwort, bevor sich die Neuen in die Schlange einreiheten. Mit dem Mond als Scheinwerfer kreuzten sie im Gänsemarsch ein Feld. Etwa nach der Hälfte stiessen sie auf einen vier bis fünf Meter breiten Kanal. Sascha glitt aus und rutschte die Böschung hinunter; seine Hintermänner folgten wie Dominosteine.

«Geh nachsehen», forderte er Boris auf.

«Das Wasser ist zu tief zum Durchwaten», meldete der Kundschafter bei seiner Rückkehr. «Ich habe etwa 50 Meter rechts von uns ein paar Männer gesehen.»

«Schau dich mal um», wandte sich Sascha an Arkady.

Der Russe kroch bäuchlings davon. Die anderen Russen lagen mit gezückten Pistolen auf der Lauer.

«Sascha, Sascha, es sind unsre Leute!» rief ihnen Arkady begeistert zu. «Kalimali ist dabei. Sie lassen sich auf Baumstümpfen hinübertreiben.» Sascha gelang es, seine gesamte Gruppe ans andere Ufer zu bugsieren. Er war erleichtert, dass sie die Baumstümpfe gefunden hatten; der Graben war zwar nicht sehr breit, aber er konnte nicht schwimmen und er wollte nicht, dass seine Leute dies merkten. Es war seine Aufgabe, sich um sie zu sorgen, und nicht umgekehrt.

«Hast du Luka gesehen?» fragte er Kalimali nach Überwindung des Grabens. «Oder Solomon?»

«Luka habe ich nicht gesehen», antwortete der Russe. «Aber ich habe Solomon gefunden. Er wurde angeschossen, als er durch das Feld lief. Er schleppte sich noch bis in den Wald, aber nach ein paar hundert Metern musste er aufgeben. Er konnte einfach nicht mehr weiter. Er bat Feldhend-

ler, ihn zu erschiessen. Doch der weigerte sich und bestand darauf, ihn mitzunehmen.»

Die Nachricht erschütterte Sascha zutiefst. Aus dieser Hölle auszubrechen, die Minen zu umgehen, das Feld zu durchqueren, die Kiefern zu riechen und dann zu schwach zu sein, um den letzten Rest des Weges in die Freiheit zurückzulegen! Als Soldat wusste Sascha, dass Solomon niemals durchkommen konnte. Er würde entweder seine Begleiter aufhalten, so dass sie alle gefasst würden, oder er würde verbluten oder an Wundbrand sterben.

Er und Solomon waren wie Brüder gewesen. Gemeinsam hatten sie den Fluchtplan entwickelt, indem sie nachts in der Baracke flüsternd Stück für Stück sorgfältig aneinanderfügten. Solomons klarer Verstand, sein Mut, seine Gelassenheit und seine Loyalität hatten Sascha den Rücken gestärkt. Mit Solomon hatte er Angst, Einsamkeit und Verantwortung geteilt. Solomon hatte ihm Kraft und Zuversicht gegeben. Und jetzt war er, Sascha, frei, während der kleine Jude aus Warschau im Sterben lag. Es war nicht gerecht, einfach nicht gerecht. Wie typisch war es wieder für Solomon, lieber darum zu bitten, erschossen zu werden, als das Leben der anderen zu riskieren oder den Nazis in die Hände zu fallen. Er wollte immer zu seinen eigenen Bedingungen sterben, nicht zu ihren. Wenigstens dieser Todeswunsch würde ihm erfüllt werden.

Und was war mit Luka? Lag sie getroffen im Feld wie eines der Kaninchen, die sie hütete? Sascha strich über das Hemd, das sie ihm geschenkt hatte. Sie hatte ihm hundertprozentig vertraut, seine trotzige kleine Luka mit dem kastanienfarbenen Haar. War auch sie tot? Jetzt war er froh, dass er ihr Geschenk an seinem Herzen trug.

Es blieb keine Zeit, um Gedanken an Luka oder Solomon nachzuhängen. Für die beiden konnte er nichts mehr tun, wohl aber für all die anderen. Sascha gab das Zeichen zum Weitermarsch. Nach fünf mühsamen Kilometern hörten sie plötzlich das Rumpeln eines Zuges. Sie befanden sich inmitten einer baumlosen Landschaft mit ein paar versprengten Sträuchern. Es hatte wieder zu nieseln begonnen, und am Horizont brach langsam die Morgendämmerung an. Als er das Zuggeräusch hörte, warf sich Sascha sofort auf den Boden. Boris, Arkady und Kalimali folgten seinem Beispiel und krochen zu ihm.

«Sobald es hell wird, werden sie uns verfolgen», flüsterte Sascha. «Was sollen wir eurer Meinung nach tun?»

Es boten sich nicht viele Alternativen an. Die Wälder vor ihnen waren ein durchlässiger Gürtel aus Birken und dünnen Kiefern. Die Nazis würden sie rasch durchkämmen haben. Ein offenes Feld entlang der Bahnlinie war hingegen vermutlich der letzte Ort, an dem die Nazis nach entflohenen Juden suchen würden. Was lag also näher, als sich im Gebüsch zu verstecken, von Zweigen getarnt reglos liegenzubleiben, sich auszuruhen, zu schlafen und abzuwarten. Doch zunächst wollten sie die Umgebung erkunden.

Sascha und Kalimali schlichen in westlicher Richtung davon, Boris und Arkady in östlicher. Nach etwa 500 Metern stiessen Sascha und Kalimali auf bebautes Ackerland. Jenseits davon erstreckte sich dichter Wald. Die beiden Russen krochen zum Lagerplatz zurück. Eine halbe Stunde später kehrten Boris und Arkady zurück.

«Die Geleise sind hundert Meter entfernt», berichtete Boris. «Etwa 800 Meter rechts von uns steht ein Bahnhof. Zwischen unserem Beobachtungsposten und dem Bahnhof sind ein paar Polen mit Gleisarbeiten beschäftigt. Wir haben keine Deutschen oder Ukrainer gesehen, die sie dabei bewachen.»

Sascha liess an alle die Anweisung verbreiten, in Deckung zu gehen. Dann schickte er zwei Kundschafter in die Nähe des Bahnhofs, die ihm jedes verdächtige Vorkommnis sofort melden sollten. Alle drei Stunden liess er die Posten ablösen. Während er unter einem Busch ruhte, hörte er das Hämmern auf den Geleisen. Gelegentlich trug der Wind gedämpfte Stimmen zu ihm herüber. Den ganzen Tag brummten Flugzeugmotoren über ihren Köpfen, doch kein Nazi näherte sich ihrem Feld. Bis zur Dunkelheit bewegte sich niemand äusser den Kundschaftern.

Bei Einbruch der Nacht krochen die Juden aus ihren Verstecken und streckten sich. Sie waren zwar ausgeruht, dafür aber durchnässt und hungrig. Boris kämpfte mit Fieber. Als sie gerade in einer Reihe hintereinander losmarschieren wollten – Sascha und Boris an der Spitze, Arkady und Kalimali am Ende –, kamen ihnen von jenseits des Feldes zwei Gestalten winkend entgegen; zwei im Mondlicht schwankende Schatten. Aus der Art, wie sie sich bewegten, schloss Sascha, dass es sich nicht um Deutsche, sondern um Männer auf der Flucht handelte. Zur Vorsicht liess er seine Gruppe dennoch in Deckung gehen, während er selbst und die übrigen Russen sich auf einen eventuellen Angriff vorbereiteten.

Die beiden dunklen Gestalten stellten sich schliesslich als zwei weitere Russen aus Sobibór heraus.

«Wir haben den Bug erreicht», berichteten sie dem Politnik. «Warum habt ihr ihn nicht überquert?» fragte Sascha.

«Ein paar Bauern haben uns erzählt, dass es am Ufer nur so von Deutschen wimmelt. Sie sind letzte Nacht ausgeschwärmt. Alle Brücken werden schwer bewacht.»

«Habt ihr Luka gesehen?» fragte Sascha, inzwischen eher automatisch. «Ja», bestätigte einer der Russen. «Im Wald zusammen mit ein paar polnischen Juden. Sie wollten versuchen, sich nach Chelm durchzuschlagen.» Saschas Herz klopfte gegen Lukas Hemd. Er fühlte sich jünger, leichter, glücklicher. Sie lebte, atmete frische Luft wie er. Wo war sie jetzt, fragte er sich. Wer führte sie nach Chelm? Kannte er den Weg? Würde sie es schaffen?

Er konnte jetzt nach Hause gehen, über den Bug zurück zur Roten Armee, um für Russland, für Luka, für alle Juden zu kämpfen.

Nachdem sie fast die ganze Nacht über marschiert waren, machten sie am Waldrand Rast. Vor ihnen öffnete sich grünes Weideland. Lange vor Sonnenaufgang versammelte Sascha die Juden um sich.

«Wir teilen uns in kleinere Gruppen auf und zerstreuen uns in verschiedene Richtungen. Das ist unsere einzige Chance. Auf diese Weise ziehen wir weniger Aufmerksamkeit auf uns. Einige von uns werden es schaffen.» Er sah den Leuten ihre Angst an. Er, seine Soldaten und die Gewehre hatten ihnen ein trügerisches Gefühl von Sicherheit vermittelt.

«Ich werde zuvor mit einem Erkundungstrupp ausrücken», kündigte er an. «Wir werden herausfinden, wo wir sind, und Lebensmittel kaufen. Ich brauche etwas Geld.»

Er liess seine Armeemütze herumgehen und sammelte Gold, Rubel und Zloty ein. Anschliessend wählte er neun Mann aus – sämtliche Russen mit sämtlichen Gewehren bis auf eines – und versprach, so schnell wie möglich zurückzukehren.

Doch er hielt sein Versprechen nicht ein. Als Russe nur wenige Kilometer von der Heimat und als Soldat nur ein paar hundert Kilometer von der Roten Armee entfernt, konnte er der Versuchung einfach nicht widerstehen. Ausserdem, was hätte er noch für sie tun können? Er hatte sie aus Sobibór herausgeholt und von den Deutschen weggeführt. Sie waren so frei und sicher, wie es in seiner Macht stand. Sie hatten überlebt, bevor er aufgetaucht war; nun mussten sie es eben erneut ohne ihn versuchen. Mit dem Polarstern als Orientierung führte Sascha seine Männer ostwärts, Richtung Bug. Wenn er den Fluss erst gefunden hatte, wollte er die günstigste Zeit und die beste Stelle für die Überquerung erkunden. Bald entdeckten die Russen in der Ferne ein Dorf. Bei Tagesanbruch, als in den Fenstern der Hütten das Lampenlicht zu flackern begann und die Hunde den Morgen begrüsst, klopfen Sascha und ein zweiter Russe an eine Tür, um nach Nahrung und dem Weg zu fragen.

«Seid vorsichtig», warnte der Bauer und schloss schnell die Tür hinter ihnen. «Es gab einen Ausbruch in Sobibór, in dem Lager, wo die Deutschen Juden verbrennen. Die Deutschen durchsuchen die ganze Gegend.» Sascha verschwieg, dass er selbst Jude war und das Lager aus eigener Erfahrung kannte. Umso besser, wenn der Bauer ihn für einen russischen Partisanen hielt; man konnte nie wissen, wie der Mann reagieren würde, falls sich der Offizier vor ihm als Jude entpuppte. Der Bauer beschrieb ihnen den Weg zum Bug und erzählte ihnen, welche Dörfer sie besser meiden sollten.

«Geht nach Stawki», riet er den beiden Russen. «Es liegt am Fluss. Die Bauern dort werden euch helfen. Sie hassen die Deutschen.»

Sascha bezahlte den Bauern für das Essen und führte seine Männer in den Wald zurück, um dort die Nacht abzuwarten. Es war der 16. Oktober 1943. Am Abend des 19. Oktober erreichten sie Stawki, einen nur wenige hundert

Meter vom Flussufer entfernten Weiler. Sascha und zwei seiner Männer klopfen an eine winzige Hütte, während die übrigen Russen schussbereit in der Nähe warteten. Die Hütte war in warmes Lampenlicht getaucht. Ein etwa 21-jähriger Mann mit langem, blondem Haar und offenem Hemd stand über einen Tisch gebeugt und schnitt Tabak. In einer Ecke hing eine Wiege mit einem Seil, das bis zum Fussboden reichte, von der Decke herab. Eine junge Frau schaukelte sie sanft, indem sie mit dem Fuss an dem Seil zog, während ihre Hände am Spinnrad arbeiteten. Am Ofen sass ein alter Mann.

«Guten Abend», sagte Sascha. «Darf ich reinkommen?»

«Komm rein», forderte ihn die Frau in akzentfreiem Russisch auf.

«Es wäre gut, wenn ihr die Gardinen zuziehen würdet», schlug Boris vor.

«Wird gemacht», antwortete die Frau.

«Nehmt Platz», ergriff der alte Mann das Wort.

Die Frau, ihr Mann und ihr Schwiegervater warteten auf eine Erklärung für den Besuch.

«Könnt ihr uns sagen, wo wir den Bug überqueren können?» fragte Boris.

«Ich weiss es nicht», entgegnete der junge Mann schulterzuckend.

Sascha wandte sich an den Alten: «Aber du, Väterchen, du musst es doch wissen. Man sagt, dass es bei Stawki eine seichte Stelle gibt.»

«Nun, wenn man das sagt, warum geht ihr dann nicht dorthin?» erwiderte der Alte. «Wir gehen nicht oft zum Fluss. Sie lassen uns nicht hin. Ruht euch eine Weile hier aus. Wir drängen euch nicht. Aber wir wissen nichts.»

Sie redeten eine Stunde miteinander. Sascha erzählte der Familie, dass er und Boris aus einem Lager geflohen seien und nach Hause wollten. Sie hätten absolut nichts von ihnen zu befürchten, versicherte er seinen Gastgebern.

«Mein Sohn ist auch aus einem Kriegsgefangenenlager entkommen», erzählte der alte Mann.

«Hör mir zu, Väterchen», beschwor Sascha den Alten daraufhin, «wenn deinem Sohn die Flucht geglückt ist, dann nur, weil ihm jemand geholfen hat. Warum willst du uns nicht helfen?»

Der Alte gab schliesslich nach. «In Ordnung, wir zeigen euch den Weg. Aber wenn ihr erwischt werdet, habt ihr uns nie getroffen.» «Einverstanden», versicherte Sascha.

Nun ergriff der Jüngere das Wort: «Ich werde euch nicht ganz bis zum Fluss begleiten. Aber ich werde euch den richtigen Weg zeigen. Ihr werdet die Stelle ohne Probleme finden. Aber ich warne euch: Das Ufer wird scharf bewacht. Es gab einen Ausbruch in einem Lager in der Nähe, wo Menschen zu Seife verarbeitet werden. Die Deutschen suchen unter jedem Stein. Wenn ihr es schafft, habt ihr Glück gehabt. Ich wünsche es euch von ganzem Herzen. Aber falls ihr geschnappt werdet, bitte zieht uns nicht mit hinein. Das ist das einzige, worum ich euch bitte.»

«Mein Freund und du, Väterchen», sagte Sascha gerührt, «wie kann ich euch nur danken? Ich finde keine Worte, die ausdrücken könnten, was ich empfinde.» Er hielt kurz inne. «Lasst uns aufbrechen, bevor der Mond aufgeht.»

«Warte», schaltete sich die junge Frau ein. «Ich will euch etwas Brot mitgeben.»

Sascha steckte das Brot ein und dankte der Frau. Der Alte segnete sie mit dem Zeichen des Kreuzes.

Der junge Mann führte sie etwa 15 Minuten lang Richtung Osten. Nachdem er ihnen eine genaue Beschreibung für den Rest des Weges gegeben hatte, verliess er sie. Innerhalb von fünf Minuten fanden sie den Fluss. Das Ufer war morastig, und bei jedem Schritt platzten Luftblasen an der Oberfläche, die ein Geräusch verursachten wie ein Gummisauger in einem verstopften Abfluss. Die Männer suchten sich eine andere Stelle. Sascha watete bis zur Flussmitte. Der Untergrund war steinig, das Wasser hüfttief und die nordwärts fliessende Strömung eine reissende, schwarze Ader. Sascha blieb stehen und lauschte auf Stimmen oder Schritte. Er hatte mehr Angst als bei seiner Flucht durch den Stacheldraht. Wenn er seinen Männern gestand, dass er nicht schwimmen konnte, würden sie darauf bestehen, ihn hinüberzutragen. Dadurch würden sie noch leichter auffallen. Er setzte seine Hoffnung lieber darauf, dass ihn die Strömung trug. Als er die Flussmitte erreicht hatte – 25 Meter von beiden Ufern entfernt – winkte er seinen Männern, ihm zu folgen.

Als sie auf der russischen Seite aus dem Wasser kletterten, befand sich Boris in einem erbärmlichen Zustand und wurde von hohem Fieber geschüttelt. Sascha erkannte, dass sein Freund zu krank zum Weiterlaufen war. Vielleicht hatte er sich sogar eine Lungenentzündung zugezogen, befürchtete Sascha. Falls er zu husten anfang, war er verloren; oder er starb an Unterkühlung.

Sascha liess Boris bei einem freundlichen Bauern zurück. Sie waren in Russland. Boris war hier sicher, selbst wenn er sich hinter der deutschen Front befand. Die ukrainischen Bauern würden ihn gesund pflegen, bis er kräftig genug war, sich der Roten Armee oder den hinter den deutschen Linien operierenden Guerillas anzuschliessen.

Nach knapp einer Woche fanden Sascha und seine Männer die Partisanen. Deren Anführer verhörte Sascha tagelang. Er musste sich davon überzeugen, dass der Neue kein Deserteur war und dass man ihm trauen konnte. Schliesslich nahm er Sascha und seine Männer in die Gruppe auf. Der Einheit gehörten über 1.000 Guerillas an. Ihr Anführer teilte Sascha einer Unterabteilung von 400 Mann zu; die übrigen Russen blieben bei der Hauptgruppe.

Sascha wurde Mitglied eines Sabotagekommandos, das deutsche Truppen-transportzüge in die Luft sprengte. Als die Rote Armee näherrückte, kämpfte er hinter der Front gegen die Deutschen, während die Armee von vorn

angriff. Auf Befehl des Stabes brach seine Einheit später durch die feindlichen Linien und schloss sich den Truppen an.

Vier Monate danach trat Sascha auf eine Mine, die ihm fast das rechte Bein abriss. Den Ärzten in einem Lazarett weit hinter der Front gelang es schliesslich, das Bein zu retten. Als die Wunde verheilt war, wurde Sascha nach Rostov, zu Ela nach Hause zurückgeschickt. Er trug noch immer Lukas Hemd.

Kapitel 33

Toivi

Toivi fand sich zwischen den beiden Zäunen rechts vom Haupttor wieder. Wie er dorthin gelangt war, wusste er nicht, und es war ihm auch gleichgültig. Das einzige, woran er dachte, war, dass ihn nur noch ein einziger Zaun von der Freiheit trennte. In der Nähe stand Shlomo mit angelegtem Gewehr und zielte kaltblütig auf einen Ukrainer auf dem Wachturm – wie ein Bauer, der Tauben von seinem Dach herunterschiesst.

Vor Toivi schlug jemand mit einer Schaufel ein Loch in den Stacheldraht. Toivi war bereits mit Kopf und Schultern hindurchgekrochen, als die Juden hinter ihm den Zaun stürmten. Als der Zaun unter dem Gewicht der Masse nachgab, wurde Toivi mit dem Gesicht in den Sand gedrückt; in seinen Ledermantel, den er extra für die Flucht ausgewählt hatte, bohrten sich Hunderte von Stacheln. Füße trampelten über seine Arme und seinen Rücken. Minuten später explodierten vor ihm Minen.

Während neben ihm einige Nachzügler über den zerfetzten Stacheldraht sprangen, schlüpfte Toivi aus seinem Mantel, der im Zaun hängenblieb, als habe ihn jemand dort zum Trocknen befestigt. Toivi rannte auf direktem Weg Richtung Wald, überwand den mit Kratern und Leichen übersäten Minengürtel, passierte die Schilder mit der Aufschrift ACHTUNG MINEN – LEBENSGEFAHR. Er fiel einmal, zweimal; jedes Mal glaubte er, getroffen worden zu sein. Als er schliesslich unbeschadet den Waldrand erreichte, blickte er auf Sobibór zurück. Das Feld war inzwischen menschenleer. Er hatte es als einer der letzten Juden durchquert.

Toivi fand Sascha und folgte ihm durch den Wald, zur Bahnlinie und über den Kanal. Wie die übrigen Juden fürchtete auch er sich, als der Russe die Gruppe verliess. Toivi wartete im Wald, bis der Morgen dämmerte. Ihm war klar, dass der Politnik nicht zurückkehren würde und dass sie sich in kleine Gruppen aufteilen mussten, um eine Überlebenschance zu haben.

Trotz seiner Jugend begriff Toivi eines ganz deutlich: Seine Flucht aus Sobibór hatte gerade erst begonnen. Die meisten Polen würden ihn ohne Skrupel verraten; und die meisten Partisanen würden ihn eher töten, als ihn in ihrer Nähe zu dulden oder ihn aufzunehmen.

Die Juden stritten miteinander. Die Älteren und Schwächeren wollten sich den Jüngeren, Widerstandsfähigeren anschliessen. Jene wiederum wollten sich nicht von alten Männern aufhalten lassen, die vor Risiken zurück-

schreckten, sich ewig beklagten und die Buben zu bevormunden versuchten. Toivi bildete ein Team mit dem kleinen Drescher, dem 17-jährigen Wycen – seinem ehemaligen Assistenten in der Verbrennungsanlage – und dem 21-jährigen Kostman.

Nachdem Toivi und seine drei Freunde eine Weile durch den Wald gestapft waren, sahen sie auf einer Lichtung Rauch aus einer Ansammlung von Hütten aufsteigen. Die Buben beratschlagten, ob sie es wagen sollten, an eine Tür zu klopfen und um etwas zu essen zu bitten. Würden die Polen ihr Geld nehmen und sie danach verraten? Wie sollten sie sich ohne Gewehre verteidigen? Sie besaßen lediglich Messer. Der kleine Drescher ignorierte alle Bedenken, liess die anderen einfach stehen und klopfte an die erstbeste Tür. Toivi beobachtete ihn vom Waldrand aus. Als Drescher die Hütte wieder verliess, setzte er unbeirrt seinen Weg fort, statt zu den anderen zurückzukehren. In gewisser Weise war Toivi erleichtert, Drescher los zu sein; der Bub war so klein und so schwächling, dass er ihnen früher oder später sicher zur Last gefallen wäre.

Nachdem die Buben eine weitere Stunde bei Tageslicht gelaufen waren, entdeckte Toivi ein einsames, kleines Gehöft mit einer Scheune am Rand eines Feldes. Die Buben hatten allmählich ihre Angst abgelegt; seit Stunden waren sie nun allein, ohne einen starken Mann wie Sascha, der sie beschützte. Dennoch hatten sie überlebt, und ihr Selbstvertrauen wuchs mit jeder Stunde. Darüber hinaus mussten sie unbedingt herausfinden, wo sie sich befanden. Also gingen sie direkt auf das kleine Wohnhaus zu und klopfen. Als niemand öffnete, traten sie ein. Drinnen gab es nur einen einzigen Raum mit einem Tisch, zwei Sessel und einem Bett. Auf der Wolldecke rälkelte sich ein Kater; unter der Decke schlief ein Bub. Nach all den Monaten in Sobibór kam Toivi die Hütte wie ein Palast vor. Er wäre am liebsten unter die Decke gekrochen und hätte bis zum Ende des Krieges geschlafen. Selbst den Kater beneidete er.

Eine junge Frau betrat den Raum, ohne die hinter der Tür stehenden Besucher wahrzunehmen, und ging zum Bett hinüber, um das Kind zu wecken. «Guten Morgen», sagte Toivi.

Erschrocken wandte ihm die Frau das Gesicht zu.

«Guten Tag, meine Herren,» antwortete sie in förmlichem Polnisch.

«Wir möchten gerne etwas zu essen kaufen.»

«Wie ihr seht, bin ich arm», erwiderte die Frau. «Ich lebe allein hier auf dem Hof, ohne Mann. Aber ich gebe euch, was ich kann.»

Sie brachte Brot und Milch. Nachdem die Buben ihre Blechbecher bis auf den letzten Tropfen geleert hatten, baten sie um mehr. Die Frau füllte die Becher erneut, wobei sie nur einen winzigen Rest für sich selbst und ihren Sohn aufhob. Kostman bot ihr als Bezahlung für das Frühstück einen goldenen Ring an.

«Wofür?» fragte sie überrascht. «Für die Mahlzeit? Unsinn. Ihr wart hung-

rig, und ich habe euch gegeben, was ich entbehren konnte.»

Sie drängten die Frau, Geld anzunehmen. Schliesslich sei sie arm, argumentierten die Buben. Sie müsse für einen Sohn sorgen, und obendrein sei Krieg.

Die Frau schien gekränkt.

«Jesus sagt: Gebt den Hungrigen zu essen, den Durstigen zu trinken.»

Damit schob sie den Ring weg.

Als sich die Buben vom Tisch erhoben, bemerkte die Frau: «Ich vermute, ihr seid aus Sobibór, wo Leute verbrannt werden. Die Deutschen haben gestern das Nachbardorf durchsucht. Ihr verschwindet besser aus der Gegend.»

«Wie weit sind wir hier vom Lager entfernt?» fragte Toivi.

Die Frau zog die Brauen zusammen und überlegte.

«Sobibór ... Sobibór ... Ich schätze, ungefähr drei Kilometer. An klaren Tagen kann man den Hochsitz erkennen, wenn man hinter der Scheune draussen steht.»

Toivi fühlte sich plötzlich schwach und elend. Er war volle vier Nächte – fast 80 Stunden – durch den Wald gelaufen, gestolpert, gekrochen, nur um an einem Ort zu landen, von dem aus man Sobibór bei klarem Wetter sehen konnte. Toivi kämpfte gegen die Tränen. Sie würden es niemals schaffen. Niemals! Dennoch liess er sich nicht so schnell entmutigen.

«Wie komme ich von hier nach Lublin?» fragte er die Frau nach dem ersten Schock.

Die drei Buben versteckten sich bis zum Einbruch der Dunkelheit im Wald. Toivi übernahm das Kommando. Dies war sein Teil von Polen. Hier kannte er Strassen, Städte und Dörfer. Er wollte sich unbedingt nach Izbica durchschlagen, als ziehe ihn eine unsichtbare Macht in seine alte Heimatstadt. Dort kannte er wenigstens ein paar Leute und hoffte, bei ihnen leichter Unterschlupf zu finden als in einem fremden Dorf. Die Buben stiessen auf eine Strasse und beschlossen, ihr zu folgen. Auf befestigten Wegen kam man schneller voran; andererseits war es natürlich gefährlich – wenn auch bestimmt nicht gefährlicher als im Wald im Kreis herumzulaufen. Trotz finsterster Nacht wusste Toivi inzwischen genau, wo er sich befand und wohin er sich wenden musste. Gegen Mitternacht entdeckte er ein Strassenschild: IZBICA – 12 KILOMETER. Nun würde er bald zu Hause sein. Nicht, dass er noch ein echtes Zuhause gehabt hätte, nachdem seine Familie tot war; doch allein der Gedanke an die vertraute Umgebung tröstete ihn.

Die Buben krochen in einen Heuhaufen, um den Rest der Nacht im Trockenen zu schlafen. Ein leichter Nieselregen hatte eingesetzt, und Toivi fror, weil er keinen Mantel mehr besass. Am nächsten Morgen schlichen die Drei in den Wald zurück und pirschten sich im Schutz der Bäume an den Stadtrand von Izbica heran. Toivi schlug vor, zunächst alleine eine alte Freundin seiner Familie aufzusuchen und ihr eine hohe Summe Geldes dafür anzubie-

ten, dass sie ihnen Unterschlupf gewährte. Die Frau habe seinen Vater gekannt und geschätzt, erklärte Toivi, und sei ehrlich und vertrauenswürdig. Kostman und Wycen stimmten dem Vorschlag zu, nahmen Toivi allerdings zur Sicherheit seinen gesamten Besitz an Geld, Gold und Juwelen ab, damit er nicht auf die Idee kam, sie im Stich zu lassen. In Kostmans Mantel, den Kragen bis zu den Augen hochgeschlagen, ging Toivi nach Izbica hinein. Das Schtetl war kaum wiederzuerkennen. Auf der Suche nach verborgenen Schätzen hatten die Christen die Höfe umgegraben und die Häuser verwüstet; sämtliches Mobiliar und Geschirr, Fenster und Türen hatten sie gestohlen.

«Wer ist da?» fragte die alte Bekannte, als Toivi an die Tür klopfte.

«Mein Gott!» entfuhr es ihr, als er sich zu erkennen gab. «Geh weg! Ich habe Angst.»

«Bitte ... Bitte, machen Sie auf!» bettelte Toivi.

Der Riegel wurde zurückgeschoben und die Tür einen Spaltbreit geöffnet.

«Was willst du?» fragte die Frau.

Toivi machte ihr das Angebot, sie grosszügig zu bezahlen, falls sie ihn verstecke. Sie weigerte sich, Geld von ihm anzunehmen, lehnte es allerdings gleichzeitig ab, ihn zu beherbergen. Wenn es herauskäme, würden die Deutschen sie umbringen, begründete sie ihre Entscheidung; ein Nachbar könnte sie verraten.

Toivi bat um etwas zu Essen. Die Frau brachte ihm eine harte Brotkruste mit etwas Butter. Als er sie in seine Tasche stopfen wollte, um sie später brüderlich durch drei zu teilen, protestierte die Frau.

«Iss sie gleich», forderte sie Toivi auf. «Hier bei mir. Oder lass sie liegen.»

Sie erklärte ihm, dass sie Angst davor habe, dass ihn jemand mit dem Brot erwische und er verrate, woher er es habe. Sie würden sie sofort abholen und erschiessen, meinte sie. Toivi ass das Brot, bedankte sich und schlich zu seinen Freunden zurück.

In den frühen Nachtstunden gaben die drei Buben knapp zwei Kilometer hinter Izbica die Deckung des Waldes auf, kreuzten einen von Wagenrädern zerfurchten, aufgeweichten Weg und krochen auf den Kamm eines Hügels. Etwa 300 Meter vor ihnen erstreckten sich ein grosser Obstgarten, eine Hütte und mehrere kleine Scheunen. Als sie sich dem Gehöft näherten, fing ein Hund zu bellen an. Das Haus war leer, obwohl Licht brannte und auf dem Tisch eine Schüssel Suppe stand. Die Buben schauten in Scheunen und Ställen nach und riefen vom Hof aus: «Ist da jemand? Ist jemand zu Hause?»

Als sich niemand meldete, gingen sie ins Haus und fielen im Stehen über die Suppe her.

«Lasst uns abhauen», drängte Kostman aus Angst, ertappt zu werden. Draussen bellte noch immer der Hund. Allmählich wurde es ihnen unheimlich. Als sie aus der Tür traten, sah Toivi im Gebüsch den Lichtstrahl einer Taschenlampe.

«Bauer!» rief er. «Bauer!»

Ein grosser, breitschultriger Mann kam zum Vorschein. Sein Name war Bojarski. Als er merkte, dass es sich bei den Eindringlingen um halbe Kinder, vermutlich Juden, handelte, rief er seine Frau und seine Töchter herbei. Toivi erkannte das Mädchen wieder; er hatte mit ihr zusammen die Grundschule besucht.

Bojarski lud die Buben zum Abendessen ein. Toivi bat ihn, sie zu verstecken. Er werde gut dafür bezahlen, versicherte er. Der Bauer zögerte. Sie sollten zunächst in den Wald zurückkehren, sagte er schliesslich. Er werde über das Angebot nachdenken und ihnen am nächsten Morgen Bescheid geben.

Kurz nach Anbruch der Dämmerung krochen die drei Buben zu dem Hof zurück. Bojarski machte ihnen Frühstück, versteckte sie in einem Strohhaufen und brachte ihnen später Mittagessen. Nach einem Bad und einem üppigen Mahl breitete Toivi an jenem Abend einen Teil ihrer Beute auf Bojarskis Tisch aus – Diamanten, Gold, Platin, Schmuck; deutsche und amerikanische Geldscheine, Rubel, Francs und Gulden. Bojarskis Augen glänzten vor Gier.

Das Mädchen probierte verschiedene Ringe an, die Frau ein Paar Diamantohrringe. Doch Bojarski konnte sich noch nicht entscheiden. Das Risiko sei sehr hoch, und niemand könne Voraussagen, wie lange er sie verstecken müsse, bis die Russen endlich einträfen, begründete er sein Zögern. Er brauche noch einen Tag Bedenkzeit; solange dürften sie im Stroh schlafen. Um Mitternacht weckte Bojarski die Buben.

«Einverstanden», sagte er. «Die Russen werden bald hier sein.»

Nachdem die Drei etwa ein Viertel ihres Vermögens abgeliefert hatten, führte Bojarski sie von aussen zu einer Ecke seiner Scheune, löste ein Brett von der Wand und forderte sie auf, hineinzukriechen. Er hatte ihnen eine Höhle gebaut: Als Dach diente eine mit Stroh getarnte Tischplatte; die Rückwand und die beiden Seitenwände bestanden aus dicken Strohhallen; von aussen schirmte sie die Seitenwand der Scheune ab; der Boden war mit Laub bedeckt.

In den ersten drei Wochen lief alles glatt in der niedrigen Höhle, in der man nur liegen oder hocken konnte. Bojarski brachte den Buben regelmässig Essen; nachts liess er sie zum Luftschnappen und zum Bewegen auf den Hof. Sie gaben ihm Geld, damit er ihnen eine Federdecke, eine Petroleumlampe und Zigaretten besorgte. Doch als sie Bojarski darum baten, sie zu den Partisanen zu führen, sträubte sich der Mann. Er kenne niemanden, dem er vertrauen könne, behauptete er. Ausserdem sei es viel zu gefährlich; er müsse an Frau und Kind denken.

Allmählich hegten die Buben den Verdacht, dass der Bauer sie nicht eher aus dem Nest fliegen lassen wollte, bis er ihnen sämtliches Geld aus der Tasche gezogen hatte. Es dauerte nicht lange, da fragte Bojarski, ob er sich ein

Paar Stiefel, eine Jacke, ein Hemd «borgen» dürfe. Natürlich brachte er die Sachen nicht zurück. Bald trugen die Buben nichts weiter als Unterwäsche und Hosen auf dem Leib und besaßen zu dritt nur noch einen einzigen Pullover.

Eines Nachts bellte der Hund lauter und ausdauernder als üblich. Stimmen drangen von Bojarskis Haus her durch die Scheunenwand. Dann betraten plötzlich mehrere Personen die Scheune und begannen, mit Stöcken im Stroh herumzustochern und an den Ballen zu zerren.

«Versteckst du hier irgendwelche Fremden?» fragte eine Männerstimme. «Nein», antwortete Bojarski. «Niemanden.»

«Wieso bist du dann plötzlich so reich?» fragte die Stimme. «Und so gut gekleidet? Jedem fällt das auf. Wir wollen unseren Anteil. Los, gib uns den Juden. Wir machen ihn fertig.»

Bojarski begann zu schluchzen und beteuerte unter Tränen, dass er keine Juden beherberge.

Toivi wusste, dass sie alle, einschliesslich Bojarski, des Geldes wegen getötet würden, falls ihr Versteck entdeckt wurde. Die Männer stocherten weiter im Stroh; ab und zu drang ein Stock durch die Ballen in die Höhle ein und tanzte den an die Scheunenwand gepressten Buben vor der Nase herum. Waren sie so weit gekommen, hatten sie so lange überlebt, nur um von ein paar geldgierigen polnischen Judenhassern erschossen zu werden? Sie beteten nicht. Sie wagten sich nicht zu bewegen, atmeten so leise wie möglich und warteten. Als der Hund zu bellen aufhörte, wussten sie, dass die Männer endlich gegangen waren.

Bojarski kehrte zurück.

«Seht ihr jetzt», jammerte er. «Beinahe wären wir alle getötet worden. Was machen wir jetzt?»

Toivi erklärte ihm, dass die Männer mit Sicherheit überzeugt davon seien, dass hier niemand versteckt werde, und deshalb auch nicht wiederkommen würden. Als ihm Toivi noch mehr Gold anbot und versprach, ihm nach der Befreiung sein Haus in Izbica zu überschreiben, beruhigte sich der Bauer schliesslich.

Eines Tages hockte sich Bojarski vor das Versteck und erzählte im Flüster-ton, dass die russische Front näherrücke und die Volksdeutschen bereits auf der Flucht aus Izbica seien. Es könne nicht mehr lange dauern bis zur Ankunft der Russen, versicherte er den Buben.

Während die Tage dahinschlichen, hörte Toivi gelegentlich Gewehrfeuer in der Ferne; dann war wieder das Hundegebell das einzig wahrnehmbare Geräusch. Es habe sich nur um russische Partisanen gehandelt, erklärte ihnen der Bauer später. Er war darüber so niedergeschlagen und verärgert, dass er den Buben den nächtlichen Ausgang strich und ihnen nur noch einmal pro Tag Essen brachte. Die Buben merkten sich das Datum, indem sie jeden Tag einen Strohalm in einen Krug steckten. Sie wussten, dass inzwischen bereits das neue Jahr, 1944, begonnen hatte.

Als Petroleum und Zigaretten zur Neige gingen, weigerte sich Bojarski, Nachschub zu kaufen. Mit ihrer Bitte, sie zu den Partisanen zu führen, stiessen die Buben weiter auf taube Ohren. Was konnten sie schon tun? Sie besaßen keine warme Kleidung. Es war Winter; draussen würden sie erfrieren. Falls sie zu fliehen versuchten, konnte der Bauer leicht ihre Spur im Schnee verfolgen. Und wohin sollten sie sich wenden? Wie schlecht Bojarski sie auch behandelte, sie waren ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Bojarski wurde immer unberechenbarer. Den einen Tag war er die Freundlichkeit in Person.

«Jungs, ich halte fest zu euch», pflegte er dann zu versichern. «Ihr könnt hierbleiben, bis die Russen kommen. Die Offensive der Roten Armee hat begonnen. Es kann höchstens noch zwei Wochen dauern.» An anderen Tagen war er schlechter Stimmung.

«Wenn ich gewusst hätte, dass es so lange dauert», beklagte er sich dann, «hätte ich euch niemals aufgenommen. Welche Schande für meine Familie, wenn die Leute erfahren, dass ich Juden beherberge.»

Die Buben wussten, dass Bojarski sein Spiel mit ihnen trieb – ein mieser Trick, um mehr Geld aus ihnen herauszupressen. Sie bezahlten und bezahlten den ganzen Winter über, was ihnen allerdings immer noch lieber war, als ausgeraubt und getötet zu werden, womit sie bei vielen anderen Polen hätten rechnen müssen. Im Prinzip waren sie zufrieden: sie hatten einen Unterschlupf; sie waren gesund und kräftig; die Zeit bei dem Bauern würden sie überstehen; und ausserdem würde ihr Vorrat an Gold, Diamanten und Papiergeld länger reichen, als der Krieg dauern konnte. Mehr als fünf Monate waren inzwischen vergangen, seit sie das letzte Mal aufrecht gestanden, im Hof frische Luft geschnappt oder gebadet hatten; und dennoch war keiner von ihnen krank geworden. Nach wie vor drängten sie Bojarski, ihnen ihre Kleidungsstücke zurückzugeben, sie zum Waschen und Rasieren ins Haus zu lassen, ihnen ein Gewehr zu besorgen und sie ziehen zu lassen. An einem Tag versprach er, alle Wünsche – bis auf den nach einem Gewehr – zu erfüllen; am nächsten lehnte er ab.

Sie spürten, dass sich etwas zusammenbraute; dass Gier und Angst allmählich an Bojarskis Geduld nagten. Aber sie hatten keine andere Wahl. Geld war ihr einziger Schutz – und ihr gefährlichster Feind.

Dann kam der 23. April 1944. Die Buben lebten mittlerweile seit fünfeinhalb Monaten in der Höhle, und die Russen hatten noch immer nicht den Bug überquert. Nachts knurrte den Dreien der Magen, denn Bojarski hatte ihnen seit Tagen kein Essen mehr gebracht. Ausserdem hatte er die Scheunenbretter vernagelt, so dass sie in ihrer Höhle eingesperrt waren. Sie waren nun Gefangene, und Bojarski war ihr Wächter. Toivi lag bis tief in die Nacht wach, träumte von warmem Brot und lauschte dem Pfeifen des Windes. Da er ohne Hemd auf seinem Platz an der Aussenwand zu frieren begann, versuchte er, sich zwischen Wycen und Kostman zu kuscheln, wie er es in kalten

Winternächten getan hatte. Da sich Kostman dadurch jedoch zu eingengt fühlte, tauschten sie die Plätze. Bevor sie wieder einschlafen konnten, hörten die Buben draussen auf dem Hof Schritte. Wahrscheinlich Bojarski, dachten sie. Sicher brachte er etwas zu Essen; vielleicht war er doch kein so schlechter Kerl.

Die Schritte machten vor der Tür halt. Der an der Aussenwand liegende Kostman machte sich lang, um durch das Guckloch zu spähen, das sie ins Stroh gebohrt hatten. Jemand begann, von aussen die Bretter loszureissen. Dann herrschte absolute Stille, als horche Bojarski auf ihren Atem. Sie warteten auf sein Flüstern.

Plötzlich zerriss ein Schuss die Stille. Kostman schrie «Verdammt!» Er bäumte sich auf, fiel glucksend wie ein Ertrinkender auf den Boden zurück und spuckte, von Krämpfen geschüttelt, Blut auf Toivi und Wycen. Die beiden drückten sich in eine Ecke. Kostman rührte sich auf einmal nicht mehr, und in einem Augenblick absoluten Entsetzens wurde ihnen bewusst, dass er tot war. Würden sie die nächsten sein? Vielleicht wusste Kostmans Mörder nicht, dass sie zu dritt waren. Vielleicht würde er wieder gehen, einfach verschwinden.

Wieder hörten sie Schritte, dann Stimmen. Jemand begann, das Stroh um sie herum herunterzureissen. Wie zwei Mäuse vergruben sie sich tiefer in ihr Loch und warteten.

«Hier ist keiner», hörten sie eine Stimme sagen.

Toivi spürte, wie die Strohschicht um ihn herum immer dünner wurde. «Ich hab' einen», rief jemand, leuchtete Toivi mit der Taschenlampe ins Gesicht und drückte ihm eine Pistole an die Schläfe.

«Bitte nicht!» flehte Toivi. «Bitte lasst mich am Leben.»

Der junge Mann mit der Waffe sah ihm direkt in die Augen.

«Wo ist der erste?» fragte er.

«Tot.»

«Und der andere?»

«Neben mir.»

Toivi hörte einen Schuss losgehen. Seine Ohren wurden taub, und unterhalb seines Kiefers durchzuckte ihn ein brennender Schmerz. Ohne einen Moment des Nachdenkens, beinahe wie selbstverständlich, schloss Toivi die Augen und liess seinen Körper schlaff zusammensacken. Sekunden verstrichen wie eine Ewigkeit. Er spürte weder Schmerz noch Angst. Er wusste nicht einmal, ob er tot oder lebendig war. Sein Onkel hatte ihm einmal erzählt, dass man bis drei Tage nach seinem Tod noch hören und fühlen könne. War er also tot?

Toivi öffnete ein Auge einen Spaltbreit, gerade genug, um den Mann, der auf ihn geschossen hatte, im Gespräch mit einem zweiten Mann zu sehen. Sollte er ihn bitten, ihn endgültig zu erledigen? Nichts stellte er sich schlimmer vor, als langsam zu sterben oder lebendig begraben zu werden. Doch zunächst spielte er weiter den Toten.

Jemand legte eine Schlinge um seine Füsse und zog ihn durch das Loch in der Scheunenwand nach draussen. Er versperrte den Männern offenbar den Weg zu Wycen. Während Toivi auf dem Rücken im Schlamm lag und von einem kalten Regen durchnässt wurde, beobachtete er, wie die Schatten in die Höhle krochen. Er setzte sich auf; als er Schritte hörte, liess er sich wieder in den Schlamm fallen.

«Wir sollten ihm besser eine zweite Kugel verpassen», sagte Bojarski.

Toivi erkannte die Stimme des Bauern. Er versuchte, seinen Körper so steif wie eine Leiche zu machen. Würde er sein Zittern unter Kontrolle halten können? Sie würden ihn bestimmt abtasten und merken, dass er noch am Leben war. Der Mann, der auf ihn geschossen hatte, beugte sich zu ihm hinunter und hielt ihm die Hand vor den Mund. Als Toivi durch die Schlitzte in seinen Augenlidern die Hand kommen sah, hielt er den Atem an, bis ihm fast der Brustkorb platzte. Der Mann nahm die Hand weg und untersuchte Toivis Finger auf Ringe.

«Lasst uns keine Kugel verschwenden», sagte er zu Bojarski. «Der da ist schon steif.» Danach verschwand er wieder durch das Loch in der Scheunenwand.

Toivi begann, unkontrollierbar zu zittern – vor Erleichterung, vor Angst, vor Kälte. Er sah mehrere Schatten auf dem Hof, einschliesslich der plumpen Gestalt von Bojarski. Im Augenblick gab es kein Entkommen. Er musste liegenbleiben und abwarten. Vielleicht würden sie ihn einfach in Schlamm und Regen liegenlassen.

«Nicht schiessen!» hörte er Wycen wimmern.

Drei laute Schüsse, ein Schrei, ein gedämpfter Schuss, dann Stille. Die Männer zogen Toivi in die Scheune zurück und rollten ihn auf den Bauch. Seine Kieferwunde begann, stark zu bluten. Er hörte, wie die Tischplatte – ihr Dach – herunterfiel, als die Männer das Stroh durchstöberten.

«Wir nehmen uns die Klamotten der Juden morgen vor, wenn es hell ist», schlug jemand vor. «Sie laufen uns nicht weg. Dann durchsuchen wir auch noch mal das Stroh.»

Bevor sie gingen, zogen sie Toivi die Hose aus.

«Kostman? Kostman? Lebst du noch?» flüsterte Toivi. Er fand den Körper im Stroh und berührte ihn. Sein Freund war tot. Er zog ihm die blutige Hose aus und schlüpfte hinein. Dann tastete er im Stroh nach Wycen, der den grössten Teil ihres Vermögens in einer Lederbörse aufbewahrt hatte. Nach vier Schüssen war Wycen ganz sicher tot, vermutete Toivi. Er fand den Freund auf dem Rücken liegend. Als er den Körper umdrehen wollte, um an die Hosentaschen zu gelangen, meinte Toivi, einen Hauch von Atem zu spüren.

«Shmuel, lebst du noch?»

Wycen schlug die Augen auf.

«Oh, du bist es», entfuhr es ihm viel zu laut. «Ich dachte, sie wären zurück.»

«Bist du in Ordnung?» fragte Toivi.

«Ja. Nur eine Kugel hat mich getroffen.»

«Hast du das Geld?»

«Ich habe es im Stroh versteckt.»

Sie gruben nach der Börse. Nachdem sie sie gefunden hatten, krochen sie nach draussen in die regnerische Nacht und rannten zu einer verlassenen Fabrik in Izbica, in der Toivi als Kind gespielt hatte. Es schien eine Ewigkeit her zu sein. Erst als sie die Fabrik erreicht hatten, gönnten sie sich eine Rast. Toivi betastete seinen Kiefer. Die Blutung war zum Stillstand gekommen; es handelte sich nur um ein kleines Loch. Vermutlich war die Kugel von seinem Kieferknochen abgeprallt und im Stroh gelandet, schätzte er. Toivi untersuchte Wycens Wunde. Die ersten drei Schüsse hatten den Buben verfehlt; geschrien hatte er nur, um die Männer glauben zu machen, er sei getroffen worden. Die vierte Kugel hatte sich in das Gelenk seines Zeigefingers gebohrt, als er seine Hände zum Schutz vor das Gesicht geschlagen hatte. Ein paar Millimeter weit ragte die Kugel aus dem Knochen heraus.

Den Buben war bewusst, dass sie unglaubliches Glück gehabt hatten. Wenn sie eine Infektion vermeiden konnten, würden sie am Leben bleiben. Sie wussten aber auch, dass die Gefahr keineswegs überstanden war. Bojarski würde die Gegend nach ihnen durchkämmen. Schliesslich waren sie Zeugen eines Mordes, und sie besaßen immer noch Geld.

Toivi und Wycen beschlossen, sich zu trennen. Auf diese Weise war die Chance grösser, dass zumindest einer von ihnen überlebte, falls der andere gefasst wurde. Wycen kehrte wieder in den Wald zurück. (Toivi sah ihn nie wieder.) Toivi klopfte in der Stadt an die Tür seines ehemaligen katholischen Schulkameraden Roman. Dieser überredete seinen Vater dazu, Toivi in der Scheune zu verstecken. Er bekam Essen, Desinfektionsmittel und Verbandszeug.

Drei Monate später, im Juli 1944, kamen die Russen – Soldaten in grünen Uniformen in Jeeps, auf Panzern mit geöffneter Luke, auf Fahrrädern und zu Fuss. Die Deutschen waren Richtung Westen, auf andere Schlachtfelder geflohen. Es war vorbei. Toivi war frei. Er hatte überlebt, so wie er es immer gehant hatte.

Aber wofür? Für ihn gab es kein Izbica mehr. Seine Mutter und sein Vater waren tot; auch sein so innig geliebter Bruder war nicht mehr da – eine Handvoll Asche in Sobibór. Er besaß keine Verwandten. Er war einer der letzten Juden von Izbica.

Toivi hatte so lange von diesem Tag geträumt, hatte so inständig gehofft, die grünen Uniformen einmarschieren und die Deutschen fliehen zu sehen, die Panzer und die Flugzeuge zu hören, den Sieg mitzerleben. Es hätte ihm eigentlich schwindlig vor Freude sein müssen. Doch das einzige, was er empfand, war eine tiefe Traurigkeit.

Er fühlte sich einsam und leer.

Kapitel 34

Esther

Als der Jude «Hurra! Hurra!» rief und die Häftlinge im Lager I auseinanderstoben, musste Esther eine schnelle Entscheidung treffen. Sollte sie der Menge Richtung Haupttor folgen oder zum südlichen Zaun hinter der Tischlerei laufen?

Sie wählte die Tischlerei. Jemand wuchtete die Leiter gegen den Zaun. Sie kletterte flink wie ein Eichhörnchen hinauf und sprang. Auf einem Brett überquerte sie den Wassergraben und zwängte sich durch den zweiten Zaun. Ihr enger Freund Samuel folgte ihr. Vor ihr begannen die Minen zu explodieren, und Esther betete zu Gott, dass er ihr helfen möge, auf die richtige Stelle zu treten.

Die Ukrainer eröffneten das Feuer auf die geduckten Gestalten im Feld. Die meisten Juden liefen schnurstracks geradeaus statt im Zickzack wie Soldaten. Wie Pfeile schossen sie auf den Waldrand zu. Plötzlich fühlte Esther einen stechenden Schmerz über ihrem rechten Ohr; Blut tropfte ihr am Hals herunter. Sie wusste nicht, wie schwer sie getroffen war. Der Schmerz liess zwar schnell nach, doch aus der Wunde floss weiter warmes, dickes Blut. Esther kämpfte gegen ein plötzliches Schwindelgefühl; sie versuchte, sich an dem neben ihr laufenden Mädchen festzuhalten. «Lass mich los!» schrie das Mädchen und schüttelte Esther ab. Esther stolperte vorwärts.

«Lass mich –» Von Kugeln durchsiebt sank das Mädchen zu Boden.

Esther kämpfte sich bis zum Waldrand durch. Samuel untersuchte ihre Wunde. Die Kugel hatte sie nur gestreift und eine Schramme über ihrem rechten Ohr hinterlassen.

Neun weitere Juden gesellten sich zu Esther und Samuel. Gemeinsam beratschlagten sie, wohin sie sich wenden sollten, wie sie sich der Verfolgungsjagd der Nazis am besten entziehen konnten. Die übrigen Juden, die durch den Zaun hinter der Tischlerei geflohen waren, hatten sich zerstreut. Esther verkündete, dass sie, unabhängig vom Entschluss der anderen, beabsichtige, nach Janow zu gehen, wo ein Bekannter einen grossen Hof besitze. Dies habe ihr ihre Mutter im Traum geraten, erzählte sie; dort würde sie sicher sein.

Esther wusste, dass es eine völlig irrationale Entscheidung war, sein Leben

an einen Traum zu hängen; aber dies waren keine Zeiten für Logik. Seit die Deutschen vor vier Jahren in Polen eingefallen waren, hatte sie sich immer auf ihren Instinkt verlassen, und sie war noch am Leben. Sie würde auch jetzt ihrem Instinkt folgen.

Da die übrigen zehn Juden – alles Männer – keine bessere Idee hatten, schlossen sie sich ihr an. Esther versicherte ihnen, dass sie der Bauer verstecken werde, wenn sie erst einmal Janow – das in der Nähe des Arbeitslagers Staw lag – erreicht hätten. Zumindest hatten sie ein konkretes Ziel und den Namen eines Bauern, der sie nicht an die Deutschen verraten würde. Was wollten sie mehr?

Sie marschierten nachts und rasteten tagsüber. Wenn die Männer die Orientierung verloren und ihr Mut sank, beklagten sie sich bei Esther. «Du bringst uns noch alle um mit deiner Suche nach dem Bauern», musste sie sich oft genug anhören. Dessen ungeachtet trotteten sie weiter hinter ihr her. Einmal trafen sie auf scheinbar freundlich gesinnte Partisanen. Einige der Männer wollten sich ihnen anschliessen. Esther bestand jedoch darauf, ihr ursprüngliches Ziel weiterzuverfolgen. Ihre Mutter habe ihr aufgetragen, zu diesem Hof zu gehen, sagte sie, und sie werde sich daran halten. Schliesslich blieben dann doch alle bei ihr.

Nach drei Nächten Marschieren und zwei Tagen Schlafen entdeckten sie am Rand von Novosiolki ein einsames Gehöft. Es war Sonntagmorgen, der 17. Oktober. Die elf Juden berieten sich im Wald. Sollten sie nach Nahrung fragen? Sollten sie den Bauern um Unterschlupf bitten? Sie vereinbarten, dass sich nur drei Personen dem Haus nähern sollten. Wenn der Bauer sie alle elf sah, würde er sie mit Sicherheit wegschicken. Falls er die drei verriet oder tötete, konnten die übrigen acht immer noch fliehen.

Esther, Samuel und Avram klopfen an die Tür. Der Bauer bekreuzigte sich, bat sie herein und schloss schnell die Tür hinter ihnen, damit niemand sie sah. Er habe von der Flucht aus Sobibór gehört, sagte er. Er sei auf dem Weg in die Sonntagsmesse. Esther könne sich warmes Wasser zur Reinigung ihrer Wunde nehmen, wenn sie wolle. Er sei bald zurück. Esther wusch die mit Haaren verklebte, verschorfte Wunde. Samuel schnitt ihr die Zöpfe ab und rasierte ihr das Haar bis über die Ohren ab. Dann warteten sie. Würde der Bauer die Deutschen oder die polnische Blaue Polizei alarmieren? Würde er sie für einen Sack Zucker verkaufen? Oder würde er ihnen tatsächlich helfen? Die Zeit schien stillzustehen.

Als der Bauer endlich zurückkehrte, behandelte er Esthers Wunde mit Salbe und lud die drei Juden zu einem reichhaltigen Sonntagsfrühstück mit seiner Familie ein.

«Würden Sie uns verstecken?» fragte Esther nach dem Essen. «Wir haben Geld.»

«Ja», antwortete der Mann ohne Zögern, als habe er die Frage erwartet. «Ich muss zuerst zu einem Bauern nach Janow gehen», beharrte Esther

stur. «Er ist ein Freund. Können Sie uns den Weg dorthin beschreiben?» «Mein Sohn wird euch zur Hauptstrasse bringen», bot der Mann an. «Wenn der Bauer dort euch nicht aufnehmen will, könnt ihr hierher zurückkommen. Ich werde euch dann verstecken.»

Esther bot ihm Geld an, doch ihr Gastgeber schüttelte den Kopf. Er segnete sie zum Abschied, damit Gottes Macht sie vor den Deutschen beschütze, die sie beide hassten. Auf dem Weg zur Hauptstrasse machten sie im Wald halt, um die übrigen acht Männer abzuholen; doch die waren verschwunden. Esther vermutete, dass sie in der Annahme, Avram, Samuel und sie seien tot oder hätten sie im Stich gelassen, auf eigene Faust weitergezogen waren. Sie hoffte, dass die acht Männer freundlich gesinnte Partisanen fanden. Für sie selbst gab es nur ein Ziel: Janow. Nachdem sich die drei von dem Sohn des Bauern verabschiedet hatten, warteten sie im Wald, bis es Dunkel wurde.

Sie brauchten elf Nächte, bis sie auf dem Gut von Stefan Marcyniuk in Janow eintrafen. Marcyniuk war nach dem Ersten Weltkrieg aus einem kommunistischen Gefängnis geflohen und hatte danach, fast mittellos, auf dem Speicher der Mühle von Esthers Vater gewohnt.

«Wie willst du durchkommen?» hatte ihn Esthers Vater eines Tages gefragt. «Du lebst auf dem Speicher. Du hast keine Arbeit. Und deine Frau erwartet ein Kind.»

«Ich weiss es nicht», hatte Marcyniuk geantwortet. «Ich bin Bäcker von Beruf. Wenn ich einen halben Sack Mehl hätte, könnte ich Brot backen und es verkaufen.»

«Ich gebe dir Mehl. Bezahl mich, wenn du kannst», hatte der Vater angeboten.

Innerhalb weniger Jahre war Stefan Marcyniuk einer der reichsten Männer von Chelm geworden. Der Hof in Janow war eine seiner vielen Geldanlagen. Er und Esthers Vater waren sich so nah wie Brüder geworden. Für die beiden gläubigen Männer spielte es keine Rolle, dass der eine Jude, der andere Christ war. Sie respektierten die Religion des anderen, ihre Kinder spielten miteinander, und die Familien feierten religiöse und weltliche Feste gemeinsam. Esther wusste, dass Marcyniuk sie willkommen heissen würde wie eine verlorene Tochter.

Als am Hauptgebäude niemand öffnete, klopfte Esther an die Tür des Hausmeisters. Der Mann hielt sie offenbar für Partisanen.

«Nehmt alles mit, was ihr wollt. Aber erschießt mich nicht», flehte er. Esther schaltete sofort. Es konnte nur von Vorteil sein, wenn der Mann sie für Partisanen hielt.

«Du interessierst mich nicht», sagte sie. «Ich suche den Besitzer. Ich werde ihn umbringen.»

«Warum? Was hat er getan?»

«Das geht dich nichts an. Wo ist er?» fragte Esther drohend. «Wir haben etwas zu klären.»

«Er wohnt nicht hier. Er kommt nur ein, zwei Mal die Woche.»

«In Ordnung. Gib uns etwas Brot, und wir verschwinden.»

Es war ein prächtiges Landgut, riesig für polnische Verhältnisse. Das Haupthaus hatte zwei Stockwerke und eine Mansarde. Um den quadratischen Hof reihten sich ausserdem eine grosse, mit Stroh gefüllte Scheune, ein Viehstall und zwei Hühnerställe. Auf dem Hof waren zwei Heuhaufen aufgeschichtet. Jenseits der Scheunen und des Hofes gab es einen Brunnen, zwei Teiche und eine Reihe weiterer Gebäude.

Esther schlug vor, sich in der grossen Scheune zu verstecken. Von dort aus konnten sie den Hof, das Haus, das Tor und die Auffahrt überblicken. «Wir warten auf Marcyniuk», sagte sie bestimmt.

Drei Tage und Nächte lagen sie auf der Lauer und warteten. Sie beobachteten, wie sich Partisanen auf den Hof schlichen, um Hühner und Eier zu stehlen. Samuel wurde allmählich nervös.

«Lasst uns mit ihnen gehen», schlug er vor. «Dann haben wir zumindest eine Überlebenschance.»

«Geh, wenn du willst», erwiderte Esther. «Ich warte.»

Samuel blieb, denn Esther war sein Glücksbringer. In Sobibór hatte sie ihm an einem Tag zweimal das Leben gerettet.

Samuel hatte in Sobibór im Pferdestall gearbeitet. Eines Tages fand Wagner einen Teil des Goldes, das Samuel im Heu versteckt hatte. Da der Nazi zu jener Zeit auch zwei Köche verdächtigte, Fluchtpläne zu schmieden, schloss er, dass Samuel mit ihnen unter einer Decke steckte.

Wagner stolzierte in die Baracke, in der Esther arbeitete.

«Ich habe gerade zwei aus der Küche erledigt», brüstete er sich.

«Der nächste ist Salomon.»

Salomon war Wagners Spitzname für Samuel.

«Wenn Sie jemanden töten, hat das sicher seine Berechtigung», antwortete Esther, um ihn zu beruhigen. Seltsamerweise konnte sie mit dem unberechenbaren Nazi reden, und er hörte ihr zu.

«Aber wieso Salomon?»

«Geld im Heu», erklärte er. «Flucht.»

«Warum sollte Salomon fliehen wollen? Es geht ihm doch gut hier. Genug Essen und gute Kleidung. Wovon sollte er sich ernähren, wenn er wegläuft? Was sollte er machen? Er kann noch nicht mal lesen.»

«Schlau bist du», erwiderte Wagner. «Versuchst mich zu verwirren.»

«Nein, das versuche ich nicht.»

«Wozu dann das Geld?»

«Salomon hat nie in seinem Leben etwas besessen», antwortete Esther schlagfertig. «Vielleicht wollte er einfach mal echtes Geld in der Hand halten. Ausserdem wissen Sie doch gar nicht, ob er derjenige ist, der es gestohlen hat.»

Wagners Ärger verflog angesichts von Esthers Logik. Er befahl Samuel, alles Heu bis zum Abend in den Stall zurückzuschaffen – eine für eine Person un-

möglich zu bewältigende Arbeit.

Esther passte Wagner am späten Nachmittag ab.

«Die Pferde müssen zum Fressen und zum Schlafen in den Stall», argumentierte sie. «Sie haben Hunger. Aber Samuel wird mit dem Stall nicht fertig.»
«Also?»

«Nichts. Ich mache mir nur Sorgen um die Pferde da draussen in der Kälte. Schauen Sie sich die armen Tiere an! Vielleicht sollte jemand Samuel bei der Arbeit helfen, damit die Pferde nicht krank werden.»

«Hol jemanden, Schlaumeier», antwortete Wagner.

«Willst mich wohl schon wieder durcheinanderbringen?»

Samuel vertraute felsenfest auf Esthers unheimliches Geschick, das rechte Wort zur rechten Zeit zu sagen. Er würde sie auch jetzt nicht verlassen. Am dritten Abend in Janow kaufte Samuel in einem benachbarten Weiler Milch, Brot und Gemüse. Als sich Esther, Avram und Samuel ganz oben auf den fast zehn Meter hoch aufgeschichteten Strohballen in der Scheune zum Essen niederliessen, war es stockfinster. Samuel griff nach der zweiten Flasche Milch. Als er sie in der Dunkelheit nicht fand, glitten Avram und er nach unten, um sie im Stroh oder auf dem Boden zu suchen. «Ich habe sie», rief Samuel Esther zu.

In diesem Augenblick tauchten wie aus dem Nichts Arme aus dem Stroh auf und griffen nach Esther.

«Wer ist da? Wer ist da?» schrie sie, zu Tode erschrocken.

«Das spielt keine Rolle», antwortete es. «Rühr dich nicht und sei still.»

«Idel?» fragte Esther ungläubig. «Idel!» Sie war völlig verwirrt. Es war die Stimme ihres Bruders; dessen war sie sich ganz sicher. Sie hatte ihn seit fast einem Jahr für tot gehalten, von den Nazis gefasst nach seiner Flucht aus dem Arbeitslager Staw.

«Ich bin es, Esther.»

Der Mann drehte ihr den Arm auf den Rücken und drückte ihr ein Messer an die Kehle.

«Du wirst hier ganz ruhig bis Tagesanbruch Sitzenbleiben. Falls deine Freunde auch nur eine falsche Bewegung machen –»

Esther wartete und betete. Als das erste Licht matt und trübe wie Nebel durch die Dachritzen in die Scheune sickerte, musterte der Mann ihre Konturen.

«Esther», stammelte er immer und immer wieder. «Esther.» Er umarmte sie stürmisch, strich ihr mit den Händen über die Wangen und das kurzgeschorene Haar. Sie hielten sich in den Armen wie zwei Liebende und weinten.

Esther erzählte Idel von ihrem Traum. Er berichtete ihr von seiner Flucht und wie Marcyniuk ihn aufgenommen hatte wie einen verlorenen Sohn. Er zeigte ihr seinen Unterschlupf, den er wie einen Biberbau unter dem Stroh angelegt hatte. Er entfernte ein Bündel Stroh von der Spitze des Stapels, in

den er fünf Tunnel gegraben hatte. Drei liefen zu den Scheunenwänden, damit er frische Luft hatte und hinaussehen konnte, ein vierter zur Vorderkante der Strohballen, von wo man das Scheunentor von oben überblicken konnte. Der fünfte war ein Schacht, der in senkrechter Linie mitten durch den Strohhof auf den Scheunenboden hinabführte. Dort hatte Idel eine eineinhalb Meter tiefe Grube in den Boden gegraben; diese mit Mehlsäcken gepolsterte Mulde diente ihm als Schlafstelle.

«Wenn Marcyniuk kommt», erklärte Idel seiner Schwester, «erzähle ich ihm, dass du mit deinem Freund hier bist. Den zweiten Mann verschweige ich. Wir teilen uns das Essen, das er uns bringt.»

In jener Nacht schlief Esther auf einer Wolke des Glücks. Sie hatte ihren Bruder wieder. Sie befand sich an einem warmen, sicheren Ort und litt keinen Hunger. Ihre Mutter hatte recht gehabt: In der Scheune würde sie überleben.

Am nächsten Tag ertönte von draussen ein Pfiff – Stefan Marcyniuks Zeichen, dass er zurück und die Luft rein war. Idel erzählte ihm von Esther und Samuel. Er wusste, dass sein Freund Esther liebte, aber würde er auch Samuel aufnehmen? Würde er sich auf das Risiko mit einem völlig Fremden einlassen?

Marcyniuk schloss Esther in die Arme. Natürlich habe er – wie beinahe jeder in der Gegend – von Sobibór gehört, sagte Marcyniuk. Er habe sie jedoch längst für tot gehalten; natürlich dürfe sie bleiben, und ihr Freund ebenfalls. «Wenn Gott uns alle zusammengeführt hat», schloss er, «werde ich uns nicht trennen.»

Der Winter und der Frühling verstrichen ruhig und friedlich. Der Raum unter dem Stroh bot gerade genügend Platz für vier Personen. Marcyniuk oder sein Sohn brachten ihnen Essen und Kriegsnachrichten. Die Front näherte sich dem Bug. Die Russen würden bald in Janow sein.

Eines Tages Ende Juni, als das Korn schon hochstand, biwakierte eine Gruppe gereizter deutscher Soldaten auf Marcyniuks Hof. Esther, Idel, Samuel und Avram schoben abwechselnd Wache, um die Deutschen keinen Moment aus den Augen zu lassen. Die Lage war bedrohlich, selbst wenn sie nicht entdeckt wurden. Sie wussten, dass die Wehrmacht auf ihrem Rückzug eine Politik der verbrannten Erde verfolgte, und befürchteten, dass die Soldaten den Hof eher anzünden würden, als ihn der Roten Armee zu hinterlassen. Und ein brennender Heuschaber wäre schlimmer als eine Kugel im Rücken.

«Bei der ersten Gelegenheit hauen wir ab», ordnete Idel an; er war inzwischen ihr Anführer.

In ihrem Kellerraum bewahrten sie eine Dreitagesration Lebensmittel auf, für den Fall, dass sie fliehen mussten. Doch bevor sie davonlaufen konnten, ging draussen ein Gewehr los. Zwei Deutsche hatten auf dem Hof vor der

Scheune ihre Waffen gereinigt. Plötzlich löste sich ein Schuss und tötete einen der Soldaten. Von seinem Beobachtungsposten aus konnte Idel nicht erkennen, ob es sich um einen Unfall oder um Mord handelte. Die Deutschen setzten eine Militärkommission zur Untersuchung des Falles ein. Die Kommission tagte mitten in der Scheune. Den ganzen Tag über verhörten deutsche Offiziere mögliche Augenzeugen des Schusswechsels. Am Spätnachmittag glaubte einer der Offiziere, ein Geräusch im Stroh gehört zu haben. Er befahl einigen Soldaten, die Ballen herunterzureissen. Die Juden zückten ihre Messer. Zumindest würden sie ein paar Deutsche mit in den Tod nehmen. Das Überraschungsmoment war auf ihrer Seite. Doch als die Deutschen in den äusseren Schichten nichts Verdächtiges fanden und sahen, wie dicht das Stroh gepresst war, bliesen sie die Suche ab.

Als die Offiziere ihre Befragung bis in den späten Abend fortsetzten, gab Idel den anderen schliesslich ein Zeichen, leise in die Mulde hinabzugleiten; sie konnten ohnehin nichts weiter tun als schlafen. Falls die Deutschen die Scheune niederbrannten, waren sie in ihrer unterirdischen Höhle ebenso sicher wie an jedem anderen Platz im Stroh. Sollten sie die Nacht allerdings überleben, waren sie am Morgen ausgeruht und frisch für die Flucht – falls sich eine Gelegenheit dazu ergab.

Idel wachte als erster auf. In der Scheune war es totenstill. Er deutete den anderen per Zeichensprache an, dass er nach oben klettern werde, um die Lage zu erkunden. Esther schüttelte den Kopf, weil sie befürchtete, die Deutschen könnten das Rascheln des Strohs hören. Ein paar Minuten später rutschte Idel geräuschvoll in den Keller zurück.

«Sie sind weg», verkündete er grinsend. «Lasst uns abhauen.»

Mit ihrer Notration in den Taschen sprangen sie auf den Scheunenboden, wo sie drei Gewehre, drei Laib Brot und drei Büchsen Zwiebeln vorfanden. Sie verstauten die Vorräte, hängten sich die Gewehre über die Schulter und liefen in das Weizenfeld hinter der Scheune.

«Lasst uns hierbleiben und etwas Sonne tanken», schlug Esther vor. Ihre Gesichter und Arme waren kreideweiss, und sie befürchtete, dass sie wegen ihrer ungesunden Hautfarbe auf dem Land auffallen würden. Wie Seehunde, die sich auf einem Felsen wärmen, streckten sich die vier Juden im Feld aus und liessen sich von der Sonne bräunen.

Plötzlich zerriss Gewehrfeuer die Stille des heissen Julitages. Um sie herum ratterten Maschinengewehre. Vor und hinter ihnen explodierten Granaten. Geschosse piffen über ihre Köpfe hinweg. Deutsche und Russen kämpften um Terrain, und sie waren zwischen die Fronten geraten.

Idel, Esther, Samuel und Avram waren inzwischen so gewöhnt an kritische Situationen, dass sie nicht in Panik gerieten. Wenn es denn ihr Schicksal war, in diesem Weizenfeld zu sterben, welch angenehmeren Tod konnte es geben, als von einer Kugel aus einem unbekanntem Gewehr überraschend

und schmerzlos getroffen zu werden. Sie blieben ruhig auf dem Boden liegen, warteten, lauschten und versuchten zu erraten, wer am Siegen war.

Kurz nach Sonnenuntergang hörten sie Hunde bellen und Deutsche rufen: «Lauft... Schnell... Bewegung ... Beeilung.»

Wenig später war das Rascheln des Windes im Weizen das einzige Geräusch. Bei Dunkelheit kehrten die vier Juden in die Scheune zurück, wo Marcyniuk im Stroh wühlte und nach Esther und Idel rief.

«Ich dachte, sie hätten euch erwischt», sagte er mit einem erleichterten Lächeln auf dem Gesicht, als er sie sah. «Ihr kriecht besser wieder ins Stroh zurück. Bis zum Morgen seid ihr dort sicher.» Kurz nach Tagesanbruch kehrte Marcyniuk zurück.

«Ich habe im Wald einen Bunker für euch gegraben», erklärte er.

«Die Deutschen zünden alles an, was in ihrer Reichweite ist.»

Sie lebten in dem unterirdischen Bunker im Wald, bis Deutsche und Russen ihr Schlachtfeld an einen anderen Ort verlegten; danach kehrten sie in ihr Strohnest zurück. Kaum hatten sie sich dort wieder eingerichtet, als eine Kompanie Deutscher mit 500 ukrainischen Zwangsarbeitern, die zum Ausheben von Schützengräben von ihren Höfen verschleppt worden waren, auf Marcyniuks Gut ihr Lager aufschlug. Der Zaun um das Anwesen machte es in den Augen der Deutschen zu einem gut kontrollierbaren kleinen Gefängnis.

Die Ukrainer waren so erschöpft, das sich die meisten auf dem Hof einfach auf der nackten Erde ausstreckten. Einige kamen in die Scheune, um sich Stroh für eine Schlafstelle zu holen. Die Juden warteten in ihrer Bodenmulde. Sie rechneten fest damit, dass die Deutschen diesmal alles niederbrennen würden. Kurz nach der Ankunft liess der diensthabende Offizier die Ukrainer strammstehen. Die Männer in der Scheune eilten nach draussen.

«Los jetzt!» flüsterte Idel. «Lasst uns durch die Hintertür verschwinden.»

Er stiess den Strohballen über dem Schacht beiseite.

«Versteckst du dich vor den Deutschen?» fragte ein müder Ukrainer.

Idel war so verblüfft, dass er fast sein Messer fallenliess.

«Wir haben Messer», warnte er den Mann.

«Wenn du einen Ton von dir gibst, töten wir dich.»

«Keine Sorge», erwiderte der Ukrainer.

«Ich hasse die Deutschen mehr als ihr.»

Idel beruhigte sich.

«Können wir dir irgendwas geben? Etwas zu essen?»

«Ein Stück Brot», antwortete der Ukrainer. «Versteck dich wieder.

Ich werde auf euch achtgeben, keine Sorge.»

Bald kehrten die anderen Ukrainer in die Scheune zurück und zogen weiter Stroh für ihre Schlafstellen aus den Ballen. Einer der Tunnel brach ein; doch das bemerkte nur der Ukrainer, der mit Idel gesprochen hatte.

«He ihr!» rief er seinen Kollegen zu. «Wollt ihr ein Stück Brot?» Sie fielen fast über ihn her.

«Woher hast du das?» bestürmten sie ihn

«Es lag auf dem Boden», sagte der Mann. «Der Besitzer muss letzte Nacht hier geschlafen haben.»

«Lasst uns das Stroh durchsuchen», schlugen sie vor. «Vielleicht ist noch mehr darin versteckt.»

«Vergesst es», wiegelte der Mann ab. «Ich habe schon alles durchsucht.

Da ist nichts.»

Die Ukrainer teilten sich das Brot und ruhten sich drei Stunden lang in der Scheune aus. Am Spätnachmittag liess sie der deutsche Offizier wieder antreten.

«Hört zu, wir ziehen ab», sagte der Ukrainer Richtung Stroh. «Ich bleibe bis zur letzten Minute hier. Keine Sorge, und viel Glück!» «Möchtest du noch etwas Brot?» fragte Idel.

«Ich kann es nicht mitnehmen. Es würde Verdacht erregen.»

Idel spähte durch die Ritze in der Scheunenwand. Auf dem Hof stellten sich die Ukrainer in Marschformation auf. Jemand rief den Mann in der Scheune.

«Eine Minute», rief der zurück. Ich muss meine Schuhe lockerer binden. Meine Füße sind geschwollen.»

Als alle anderen angetreten waren, verliess der Mann die Scheune. Bevor er das Tor hinter sich schloss, drehte er sich noch einmal kurz um, blickte Richtung Stroh und nickte kaum wahrnehmbar. Am nächsten Morgen überbrachte ihnen Marcyniuk die lang ersehnte Nachricht: Es war vorüber. Die russische Front war während der Nacht an ihnen vorbeigezogen. Sie waren frei.

Kapitel 35

Selma und Chaim

Selma und Chaim stolperten durch den Wald. Sie wussten weder, wo sie sich befanden, noch wohin sie sich wenden sollten. Zum Überlegen blieb keine Zeit; zunächst galt es, so weit wie möglich wegzurennen. Selma war nassgeschwitzt. Sie zog im Laufen ihren zweiten Pullover aus, hielt dann kurz an, um ihr zweites Paar wollener Hosen loszuwerden, und warf beides einfach weg. Hinter sich hörten sie Schreie und Schüsse. Wohin sie auch flohen, sie konnten sie nicht abschütteln. Schliesslich hörten sie Stimmen in ihrer Nähe. Sie blieben stehen und lauschten. Die Stimmen sprachen Jiddisch.

Selma und Chaim kamen zu einer kleinen Lichtung, auf der acht bis zehn Juden aus Sobibór miteinander diskutierten. Einer besass ein Gewehr. «Ihr kommt nicht mit uns!» drohte der Waffenbesitzer mit einem misstrauischen Blick auf Selma und richtete sein Gewehr auf Chaim.

Selma war klar, dass er ihr nicht traute und sie für eine Gefahr für die übrigen hielt, weil sie nicht polnisch aussah und die Sprache nicht beherrschte. Bevor der polnische Jude abdrücken konnte, stellte sich Selma vor Chaim. Sie würden sie nicht vor seinen Augen erschiessen, um ihn nicht zu einer unberechenbaren Reaktion zu provozieren. Deshalb würden sie zuerst Chaim erschiessen, und sie anschliessend allein zurücklassen oder ebenfalls umbringen.

Selmas Manöver verunsicherte den Gewehrbesitzer, und bevor er sich wieder gefasst hatte, ergriff Chaim Selmas Hand.

«Geht doch, wohin ihr wollt», rief Chaim dem Mann zu. «Wir wollen uns euch gar nicht anschliessen.» Damit drehte er der Waffe den Rücken zu und sprintete, Selma hinter sich herziehend, in den Wald. Er wartete auf einen Schuss; doch das einzige, was er hörte, waren durcheinanderredende Stimmen.

Chaim beschloss, nach dem ukrainischen Bauern zu suchen, für den er 1940 und 1941, nach der deutschen Invasion, gearbeitet hatte. Der Ukrainer und seine Frau hatten ihn gut behandelt, obwohl sie wussten, dass er Jude war. Er verliess sich darauf, dass ihre Freundlichkeit echt gewesen war. Ausser-

dem wusste er nicht, wohin er sonst hätte gehen sollen. Chaim fand den Polarstern und wandte sich Richtung Süden. Fast zwei Wochen lang wanderten er und Selma bei Nacht und schliefen bei Tag. Zu Anfang hörten sie noch Schüsse hinter sich, später nur noch die Geräusche der Nacht – gelegentliches Hundegebell von einem Bauernhof am Waldrand, das Geschrei einer Eule, das Rascheln des Windes in den Zweigen.

Selma fürchtete sich zu Tode. Als Stadtkind aus den dicht besiedelten Niederlanden war ihr der nächtliche Wald unheimlich. Schreckensvisionen verfolgten sie – von wilden Tieren, die sie angriffen; von Deutschen, die sie packten; von Partisanen, die sie ihres Geldes wegen erschossen. Und in jedem Schatten glaubte sie das Gesicht von Karl Frenzel zu erkennen. Als die Nächte kälter wurden, bereute Selma, dass sie ihre zusätzlichen Kleidungsstücke weggeworfen hatte. Warum hatte sie nicht auf Chaim gehört? Er hatte doch immer recht. Sie war nass bis auf die Haut und völlig durchgefroren. Ihre weichen Lederstiefel waren durchnässt, und ihre Füße so geschwollen, dass sie nicht mehr hineinschlüpfen konnte. Dadurch wurden sie beide aufgehalten.

Wie die anderen Juden besaßen auch Selma und Chaim Geld, aber keine Lebensmittel. Deshalb baten sie jeden Morgen, bevor sie rasteten, einen Bauern, ihnen Brot und eine Schlafstatt zu verkaufen.

Ein Bauer liess sie den ganzen Tag in seiner Scheune schlafen, unter der Bedingung, dass sie bei Einbruch der Nacht wieder ihres Weges zogen. Er habe kleine Kinder, erklärte er entschuldigend. Er dürfe nicht riskieren, von den Deutschen erwischt oder von einem Nachbarn verraten zu werden.

Ein anderes Mal entdeckten sie in einem etwas abseits von einem Bauernhaus gelegenen Feld einen Heuhaufen. Chaim beobachtete das Gehöft vom Waldrand aus. Es wirkte ruhig und verlassen. Sie schlichen zu dem Heuhaufen und krochen erschöpft und durchnässt hinein. Plötzlich wurden sie wach. Sie pressten sich eng aneinander und lauschten. Jemand stocherte im Heu herum. Kurz darauf hörten sie das Lachen und Gequieke von Kindern. Chaim nahm Selma an der Hand und floh mit ihr in den Wald zurück.

Wieder ein anderes Mal begegneten ihnen zwei Bauern, die in einem Wagen einen holprigen Waldweg entlangrumpelten. Chaim hielt das Gefährt an und bezahlte fürs Mitfahren. Kaum waren Selma und Chaim auf den Wagen gesprungen, ging es in rasender Geschwindigkeit los. Chaim kroch nach vorn und belauschte das Gespräch der beiden Bauern. Er hörte genug, um sich zusammenzureimen, dass die Männer beratschlagten, wie sie ihre Fahrgäste am besten töten und ihr Geld rauben konnten. Als der Wagen in einer Kurve seine Fahrt verlangsamte, sprangen Chaim und Selma ab und rollten sich ins Unterholz.

Halbverhungert, schmutzig, ängstlich und entmutigt wagten sie am 24. Ok-

tober – zehn Tage nach ihrer Flucht – noch einen Versuch, einen Bauern anzusprechen.

«Können Sie uns verstecken?» fragte Chaim. «Wir bezahlen dafür.»

«Nein», antwortete der Mann und musterte sie gründlich. In seinen Augen war keine Spur von Gier, Hass oder Misstrauen zu erkennen. «Ich wohne zu dicht an der Strasse. Fast jeden Tag kommen Deutsche vorbei. Aber mein Bruder besitzt einen Hof weiter im Hinterland. Vielleicht kann er euch verstecken. Ich bringe euch morgen hin.»

Chaim und Selma hatten keine andere Wahl, als auf die guten Absichten des Mannes zu vertrauen und auf das Beste zu hoffen. Der Bauer gab ihnen zu essen und liess sie in seiner Scheune schlafen. Am nächsten Morgen fuhr er sie zu seinem Bruder Adam. Selma sass während der Fahrt in schwarzem Mantel und Kopftuch neben dem Bauern auf dem Wagen, während Chaim unter Zweigen versteckt auf der Ladefläche lag. Adam und seine Frau Stefka erklärten sich bereit, Selma und Chaim bis zur Ankunft der Russen zu verstecken. Chaim bemerkte, dass Adam ein Auge auf Selma geworfen hatte. Vielleicht tat sie ihm auch einfach nur leid, und er wollte sie nicht dem fast sicheren Tod überlassen. Chaim empfand es als Ironie des Schicksals: Seine jüdischen Leidensgenossen hätten ihn fast getötet, weil sie Selma als Gefahr für ihr Leben betrachteten; und nun lebte er, weil Selma einem polnischen Bauern gefiel.

Nachdem Chaim und Selma etwas gegessen und ein Bad genommen hatten, führte Stefka sie auf den Heuboden über dem Kuhstall, gab ihnen eine Decke und einen Kübel für ihre Notdurft und nahm ihre verschmutzte Kleidung zum Waschen mit. Die Regeln waren klar abgesprochen: Sie durften sich nur flüsternd unterhalten, den Speicher äusser mit ausdrücklicher Genehmigung von Adam und Stefka niemals verlassen und sich bei Tageslicht so wenig wie möglich bewegen. Einmal pro Tag würden sie eine Mahlzeit erhalten. Chaim händigte Adam und Stefka den grössten Teil seines Goldes aus.

Obwohl der Stall kalt war, ein ekelerregender Gestank nach Kuhdung in der Luft hing und sie ihr Lager mit riesigen Ratten teilen mussten, hatten sie doch endlich ein Dach über dem Kopf, etwas zu essen, ein Bett aus Stroh und sich gegenseitig zum Wärmen. Wenn Adam und Stefka sie nicht verrieten, waren sie in Sicherheit.

Selma betrachtete Chaim als ihren Ehemann. Er war ein guter Mann; er hatte sich in Sobibór um sie gekümmert, sie gepflegt, als sie an Typhus erkrankt war, und sie unter Gefahr für sein eigenes Leben auf der Flucht mitgenommen. Sie hatte ihm von Holland erzählt, von dem Hotel in Zwolle, der Meeresbrise, den Blumen, der Heiterkeit und der Freiheit. Sie planten, eines Tages dort zu leben und eine Familie zu gründen. Über Heirat hatten sie nie gesprochen; Heiraten war nur eine Formalität, eine gesellschaftliche Regel. Doch in diesem Krieg gegen die Juden waren alle Regeln aufgehoben,

und es gab keine Gesellschaft mehr für sie. Einer hatte nur noch den anderen. Und obwohl sie nie miteinander geschlafen hatten, waren ihre Leben miteinander verflochten wie die Strähnen eines Zopfes. «Braut und Bräutigam», wie Frenzel sie genannt hatte; und genau so fühlten sie sich auch.

Selma gab sich Chaim im Stroh hin. Der Heuboden war das erste Fleckchen Privatsphäre, das sie besaßen, seit sie sich vor sieben Monaten kennen und lieben gelernt hatten. Es gab keinen festen Vorsatz, keine grossen Worte, keinen Moment tiefer Leidenschaft – nur zwei Menschen, die sich liebten und sich gegenseitig brauchten, weil es das einzige war, woran sie sich festhalten konnten; zwei Menschen, die sich umeinander kümmerten, miteinander litten, gemeinsam auf der Flucht waren und im Stroh zusammen lagen, sich aneinander kuschelten, gegenseitig trösteten und auf den nächsten Morgen, die Zukunft, die Russen warteten. Auf jenem Speicher begann Selma ein Tagebuch; in sauberer Handschrift schrieb sie mit einem Bleistift ihre Gedanken in ein winziges Notizbuch, das der praktische Chaim aus dem Warenlager mitgenommen hatte. «Mein geliebter Mann» nannte sie ihn in ihren Aufzeichnungen.

Zum Zeitvertreib schrieben sich Selma und Chaim Liebesbriefe. Er lernte Deutsch, indem er alle Wörter, die sie ihn lehrte, neben ihre Tagebucheinträge schrieb. Er arbeitete an der Verbesserung ihres Jiddisch, während sie ihm etwas Holländisch beibrachte. Nachdem ihr Stefka Wolle und Nadeln besorgt hatte, strickte Selma ein Paar Socken und einen Pullover.

Neun Monate lang lebten sie auf dem Heuboden über dem Kuhstall; und wenn die ersten sechs Monate auch relativ friedlich verliefen, so war es doch eine harte Zeit. Die Essensrationen reichten kaum zum Überleben; und wenn Adam und Stefka ihnen gelegentlich etwas mehr gaben, konnten sie nichts davon aufheben, weil es sonst die Ratten frassen. Selbst unter dem Stroh war es eiskalt, und weil sie nicht baden konnten, wurden sie die Läuse nicht los. Bei beiden verursachten die Insektenbisse ernsthafte Hauterkrankungen, und das Jucken machte sie fast verrückt. Obwohl sie Stefka ständig Geld für Salbe gaben, brachte sie ihnen nie genug mit.

Eines Tages verlangte Stefka von Chaim die Herausgabe des restlichen Geldes. Als Chaim beteuerte, dass er nichts mehr besitze, holte Adam die beiden Juden vom Speicher herunter und liess sie zwei Tage im Schweinestall hausen, während er und seine Frau das Heu durchsuchten. Als sie nichts fanden, durften Selma und Chaim auf den Speicher zurückkehren. Auf dem Scheunendach liess sich täglich ein Storch nieder; wie ein Bewacher des Hofes stand er dort oben stundenlang reglos, ein Bein unter den Flügel gesteckt. Es war ein interessanter Vogel mit schwarz-weissem Gefieder und orangenem Schnabel. Durch ein Astloch in der Stallwand beobachtete ihn Selma regelmässig, um die Langeweile zu vertreiben. Eines Tages machte sie zu viel Lärm, worauf der Storch davonflog.

Am nächsten Morgen stürmte Adam in den Stall.

«Ihr müsst gehen», verkündete er.

«Gehen?» fragte Chaim. Sein Magen verkrampfte sich. «Warum?»

«Der Storch ist weggeflogen. Ein böses Omen. Es wird etwas Furchtbares passieren. Er hat immer auf dem Dach gesessen. Es muss an euch liegen, dass er weg ist.»

Chaim war erleichtert.

«Wir haben ihn aus Versehen erschreckt», erklärte er Adam. «Wir haben ihn durch ein Guckloch beobachtet.»

«In Ordnung», lenkte Adam ein. «Warten wir es ab. Wenn er wiederkommt, dürft ihr bleiben. Wenn nicht, raus.»

Der Storch kehrte mit einer traurigen Überraschung zurück.

«Ich glaube, ich bin schwanger», schrieb Selma am 14. April 1944 in ihr Tagebuch. «Meine Brüste wachsen. Es wird uns unser Leben kosten. Die Leute werden uns niemals hierbehalten. Wir können hier unmöglich ein Kind bekommen. Ich weine seit drei Tagen. Wir können nichts weiter tun als abwarten, was geschieht. Wir können uns nicht auf der Strasse zeigen. Man würde uns sofort erschiessen. Wir können keinen Arzt aufsuchen. Kein Arzt würde es wagen, Juden zu helfen. ... Wir kennen uns erst seit kurzer Zeit, und wir würden so gerne wie menschliche Wesen Zusammenleben. Wir haben keine Familie mehr; alle sind tot. Gott, hilf uns aus dieser Not! Wir haben Tausende in den Tod gehen sehen und setzen ein neues Leben in die Welt! Nun werden wir den Toten folgen. Warum konnte ich nicht schon vor einem Jahr in Sobibór sterben? Dann wäre mir all dieses Elend erspart geblieben. Aber ich habe noch meinen Mann, meinen geliebten Mann.»

Selma versuchte, ihre Schwangerschaft vor Stefka zu verbergen, konnte die Bauersfrau jedoch nicht hinters Licht führen. Stefka hatte ohnehin damit gerechnet. Womit sollten sich eine nackte Frau und ein nackter Mann, die den ganzen Winter Tag und Nacht im Stroh beieinander hockten, die Zeit auch sonst vertreiben? Stefka merkte, dass Selmas Gesicht etwas voller wurde und leicht aufgedunsen wirkte. Sie wusste, dass dies bestimmt nicht an zu reichhaltigem Essen liegen konnte.

«Du bist schwanger», sagte sie Selma eines Tages auf den Kopf zu. Es klang drohend. «Ihr müsst verschwinden. Mit einem Baby wird es da oben zu gefährlich.»

«Nein, das ist nicht wahr», stammelte Selma flehend.

«Ich bin nicht schwanger.»

Mit der praktisch denkenden Stefka war nicht zu feilschen; also versuchte Selma ihr Glück bei Adam. Seit drei Wochen hörte sie von Osten her Schüsse, die von Tag zu Tag näherzukommen schienen. Selma bat den Bauern, bleiben zu dürfen.

«Ich bin erst im dritten Monat schwanger», argumentierte sie. «Die Russen werden bald hier sein. Dann sind wir frei, sicher vor den Deutschen, und brauchen uns nicht mehr zu verstecken.»

Adam war ein einsichtiger Mann, und er mochte Selma. Er versprach, Stefka umzustimmen zu versuchen.

«Aber das Kind kann nicht hier geboren werden», machte er unmissverständlich klar.

Chaim und Selma wussten, dass er in diesem Punkt hart bleiben würde. Einen Monat später, an Selmas Geburtstag, brachte Adam eine Flasche Selbstgebrannten Kartoffelschnaps auf den Speicher.

«Mein Bruder war hier», berichtete er, bereits leicht angetrunken. «Die Russen haben den Bug überquert. Am Ufer steht alles in Flammen. Die Russen sind in Polen.»

Selma und Chaim waren so glücklich über diese Nachricht, dass sie unbedingt feiern wollten, auch wenn sie üblicherweise nicht tranken. Selma war erst im vierten Monat schwanger, und die Russen nur noch ein paar Kilometer entfernt. Das Baby und sie würden leben! Unternährt und nicht an Alkohol gewöhnt, wurden sie schnell so betrunken, dass sie fast aus dem Heu in den darunter liegenden Kuhdung purzelten.

In der Nacht des 23. Juli 1944, als Selma und Chaim aufgrund der Hitze wach lagen und mit einem Taschentuch die Fliegen vertrieben, hörten sie die Front näherrücken. Die Scheune bebte unter pausenlosem Artilleriefeuer, Maschinengewehrsalven und Granatenexplosionen. In der Luft kreisten russische Flugzeuge. Von der Strasse her dröhnten die Motoren von Lastern und Jeeps. Selma und Chaim befanden sich plötzlich mitten im Kriegsgeschehen.

Bei Tagesanbruch spähten sie durch einen Schlitz in der östlichen Wand und sahen Deutsche über die Felder rennen. Das anschließende Warten kam ihnen wie eine Ewigkeit vor. Dann tauchte plötzlich ein einzelner russischer Offizier am Waldrand auf. Er winkte, woraufhin Soldaten das Feld stürmten. Chaim und Selma zogen sich hastig an. Neun Monate lang hatten sie ihre Kleidungsstücke für diesen Augenblick aufbewahrt. Selmas Bauch war inzwischen so dick, dass sie ihre Hose nicht mehr zuknöpfen konnte. Sie sprangen von der Leiter in die Arme des ersten russischen Soldaten, der in die Scheune kam. Über ihnen verfolgte ein russisches Flugzeug eine deutsche Messerschmitt.

«Wir sind frei!» jubelte Chaim und schloss Selma in die Arme.

Sie waren es wirklich; mittellos und schwanger zwar, aber frei.

Chaim und Selma blieben noch zwei Wochen lang bei Adam und Stefka, bis die Front weit über den kleinen Hof am Waldrand hinausgezogen war. Chaim arbeitete auf dem Feld, während sich Selma in Haus und Garten nützlich machte. Doch eines Tages erzählte Adam, dass er ein paar Dorfbewohner beim Wodka habe sagen hören, dass sie alle Juden, die sich noch in der Gegend herumtrieben, töten würden. Chaim konnte zwar nicht beurteilen, ob Adam die Wahrheit sagte oder Selma und ihn nur loszuwerden versuchte, wollte jedoch keinesfalls ein unnötiges Risiko eingehen.

Zunächst flohen sie ins ehemalige jüdische Ghetto von Chelm, wo sie Josef und ein paar weitere Juden aus Sobibór trafen. Wenig später erhielt Chaim einen Einberufungsbefehl in die Rote Armee. Selma war völlig verzweifelt; sie war schwanger, besass kein Geld und sprach kein Polnisch. Wie sollten das Kind und sie überleben, wenn Chaim an der Westfront gegen die Deutschen kämpfen musste? Um der Einberufung zu entgehen, liess sich Chaim als Krankenpfleger in einem Militärlazarett anstellen; doch das Blut und die Schreie machten ihn verrückt.

Er liess sich einen Bart stehen, kaufte falsche Papiere und tauchte mit Selma in der Stadt Parczew, im Herzen des gleichnamigen Waldes, unter. Selma und Chaim heirateten dort, und auch ihr Sohn kam in Parczew zur Welt. Es war eine schwere Geburt. Als bei Selma die Wehen einsetzten, war Chaim unterwegs, um Lebensmittel und Geld aufzutreiben, indem er Kleinwaren wie Schnürsenkel, Schuhwischse, Seife und seltener sogar Waffen, die er billig erstanden hatte, an die Russen verkaufte. Jeder Artikel war ihm recht, Hauptsache man konnte damit ein paar Lebensmittel und etwas Geld für Kleidung zusammenkratzen.

Selma lief über fünf Kilometer weit zur nächstgelegenen Station des Roten Kreuzes, als sie spürte, dass das Baby nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Sie sprach kein Polnisch, die Ärzte und Krankenschwestern weder Jiddisch noch Deutsch oder Holländisch. Sie erhielt ihre Instruktionen in Zeichensprache, während sie fünf Tage und Nächte lang auf einem Feldbett lag. Als sie vor Schmerzen schrie, machten ihr die Rotkreuzmitarbeiter klar, dass man sie rauswerfen werde, wenn sie nicht still sei. Als sich bereits der Kopf des Babys senkte, führte man sie endlich über den Flur ins Entbindungszimmer.

Sie nannten ihn Emilchen. Selma war niedergeschlagen und litt unter dem mit Macht über sie hereingebrochenen Winter. In den Fenstern in ihrer Einzelzimmerbehausung fehlte das Glas, und zum Heizen des Ofens hatte sie nur Sägespäne. Die beiden Töpfe, die sie besass, leckten. Da Chaim oft bis zu fünf Wochen am Stück unterwegs war, fühlte sie sich entsetzlich einsam. Selma weinte sich durch den Winter.

Als Chaim erfuhr, dass im Parczew-Wald stationierte polnische Nationalisten in der Nachbarschaft Juden verfolgten und töteten, floh er mit Selma und Emilchen nach Lublin, der Heimatstadt ihres ehemaligen Mithäftlings Podchlebnik, der sie mit offenen Armen aufnahm. Nach seiner Flucht vom Waldkommando hatte Podchlebnik einen florierenden Handel aufgebaut, indem er ganze Wagenladungen Zucker, Kartoffeln und Wodka aufkaufte und sie an den Meistbietenden weiterverkaufte. Seine Wohnung war ein Zufluchtsort für mittellose Juden aus Sobibór. Auch der in der Nachbarschaft lebende Leon Feldhändler war dort häufig zu Gast.

Eines Nachts überfielen polnische Nationalisten das ehemalige Ghetto von Lublin. Die Juden in Podchlebniks Wohnung wurden gerade noch rechtzeitig

tig gewarnt, um ihr Geld unter Emilchens Matratze zu verstecken und das Licht auszuschalten.

«Podchlebnik? Podchlebnik?» riefen die Polen und hämmerten gegen die Tür. Drinnen rührte sich niemand. Selma befürchtete, dass das Baby jeden Augenblick zu schreien anfing. Während sie in quälender Stille warteten, fühlten sie sich in die alten Zeiten zurückversetzt, als sie, auf Speichern und in Kellern versteckt, zitternd auf das Weiterziehen der Nazis gewartet hatten. Als niemand öffnete, nahmen sich die Judenjäger andere Türen, andere Wohnungen, andere Häuser vor. Selma und Chaim erfuhren am nächsten Tag, dass mehrere Juden beraubt und getötet worden waren – unter ihnen auch Leon Feldhendler.

Kurz nach dem gewalttätigen Überfall gelang es Chaim, für sich und seine Familie Plätze in einem Flüchtlingszug nach Odessa zu organisieren. In Odessa, versprach er Selma, würden sie an Bord eines niederländischen Schiffes gehen, das sie nach Holland bringen werde. Selma weinte vor Freude. Endlich nach Hause. Bald würden die Schrecken vorüber sein; drei Jahre Gefängnisse, Lager, Verstecken, Angst und Hass. Sie hatte ihre Mutter und zwei, wenn nicht gar drei Brüder verloren. Sie hatte einen Mann und ein Kind gefunden. Sie wurde von Alpträumen und Erinnerungen verfolgt. Aber zu guter Letzt durfte sie wenigstens noch einmal ganz von vorn anfangen; mit Mann und Kind ihr Leben zu Hause in Zwolle wiederaufnehmen.

Die Reise durch Rumänien nach Odessa dauerte von Jänner bis Mai 1945. Der Zug war vollgestopft mit Flüchtlingen; Nahrung gab es kaum. Zum Windelnwaschen erwärmte Selma Wasser über der Kesselluke der Lokomotive. Als Chaim einmal während eines Aufenthaltes zum Milchholen in eine Stadt geeilt war und Selma draussen Geschirr spülte, fuhr der Zug – mit Emilchen darin – plötzlich ohne Vorwarnung wieder los. Selma und Chaim liefen neben den Geleisen her, bis sie ihn wieder eingeholt hatten. Dann erkrankte Selma an Diphtherie und steckte das Baby an. Als der Zug Chernovtsy in Nordrumänien erreichte, die erste grössere Zwischenstation, wurden alle Passagiere vorübergehend in einem Flüchtlingslager untergebracht. Selma und Emilchen kamen ins Krankenhaus. Noch bevor sie wieder ganz genesen waren, setzte der Zug seine Fahrt nach Odessa fort, und Chaim musste seine Familie überstürzt aus dem Krankenhaus holen.

Chaim und Selma empfanden das elegante, saubere Odessa, das bekannte Seebad am Schwarzen Meer, als wahre Erholung nach Sobibór, dem Wald, dem Heuboden, der Wohnung in Parzew und dem stickigen, überfüllten Flüchtlingszug. Selma und Emilchen waren dank der fürsorglichen Pflege des britischen Roten Kreuzes bald wieder vollständig genesen. Zum ersten Mal seit ihrer Deportation aus Holland fühlte sich Selma gesund, frei und glücklich und freute sich ihres Lebens.

Doch noch war nicht alles überstanden. Chaims Staatsangehörigkeit konnte

ihre Pläne in letzter Minute zunichte machen. Falls die Flüchtlingsbehörde herausfand, dass Chaim Pole war, würde sie ihm die Ausreise verweigern, und Selma würde gezwungen sein, sich zwischen ihm und Holland zu entscheiden. Sie wusste, wie ihre Wahl ausfallen würde; sie könnte ihren Chaim niemals verlassen, selbst wenn dies bedeutete, den Rest ihres Lebens in dem verhassten Polen zu verbringen.

Der holländische Schiffskapitän bot seine Hilfe an.

«Machen Sie sich keine Sorgen», beruhigte er Selma und Chaim. «Sagen Sie einfach kein Wort. Wenn wir an Bord gehen, begleite ich Sie. Ich bringe Sie nach Hause zurück.»

Am Abreisetag war Selma so aufgeregt wie am 14. Oktober in Sobibór. Für sie war Polen ein Gefängnis – ein anderes Sobibór –, eine Art langsamer Tod. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie sie das Leben dort noch länger ertragen sollte mit all ihren Erinnerungen an Tod und Hass. «Mein Gott, hilf uns!» flüsterte sie.

Inmitten des Lärms, des Durcheinanders, der Tränen und des Glücks bahnte sie sich mit Emilchen auf dem Arm und Chaim an der Hand ihren Weg durch den Hafen. In Begleitung des Kapitäns stiegen sie die Laufplanke zur Freiheit hinauf. Niemand hielt sie auf.

An jenem Abend feierten Selma und Chaim ausgelassen. Sie sangen holländische Lieder und weinten vor Glück. Selma trieb sogar frische Milch für Emilchen auf. Ihr Leidensweg war zu Ende. Das freie Holland, das Hotel in Zwolle warteten auf sie. Das Schiff passierte Istanbul und fuhr durch die Marmarameerenge in die inselreiche Ägäis. Von Deck aus sahen sie im Sonnenschein leuchtende Sandstrände und weisse Häuschen; zwischen den Inseln tuckerten bunte Fischerboote. Selma und Chaim schien es, als sei ein Märchen Wirklichkeit geworden.

Dann begann sich Emilchen plötzlich zu erbrechen. Selma glaubte zunächst, dass der Kleine seekrank sei, da auch sie selbst sich mittlerweile unwohl fühlte. Doch Emilchens Zustand verschlechterte sich rapide. Innerhalb von 24 Stunden war er tot. Die frische Milch war verunreinigt gewesen. Der holländische Kapitän wickelte das Baby wie eine winzige Mumie in ein weisses Laken, versammelte die Flüchtlinge und die Mannschaft um sich und las aus seinem Handbuch die entsprechenden Worte der Bestattungszeremonie. Es war ein herrlicher Tag – die Sonne schien, das Meer glänzte in strahlendem Blau. Vor der Insel Naxos liess der Kapitän Emilchen ins Wasser gleiten, ein Juwel in der Sonne.

Selma und Chaim konnten ihren Kummer nur mühsam beherrschen. Das einzig Wertvolle, das sie nach jenen Monaten der Hölle noch besessen hatten, war ihnen genommen worden: Emilchen, ihr Kind.

Kapitel 36

Shlomo

Shlomo feuerte vier Schüsse ab; ohne zu überprüfen, ob er den Ukrainer auf dem Wachturm getroffen hatte, sprintete er los, kroch, das Gewehr fest an sich gedrückt, hinter Sascha durch das Loch im Zaun und rannte so schnell er konnte Richtung Wald. Nachdem er wieder zu Atem gekommen war, schaute er sich nach Moses um, den er unbeschadet durch das Feld hatte stürmen sehen. Nojeth, Jankus und Bajle hatte er fallen sehen; vermutlich waren sie tot.

Als Shlomo seinen Bruder Moses nirgendwo entdeckte, lief er hinter Sascha her. Dies war nicht der rechte Augenblick für sentimentale Gefühle. Shlomo hoffte, dass Moses irgendwie durchkommen würde. Seine eigene Hoffnung war der Politnik, dem er tiefer in den Wald folgte.

Als Sascha unter dem Vorwand, Nahrung zu beschaffen, die Gruppe verliess, verlangte einer der Russen von Shlomo die Herausgabe des Gewehrs. Doch der Goldschmied weigerte sich kategorisch. Er habe sich die Waffe verdient, argumentierte er; schliesslich habe er sie herausgeschmuggelt, nicht der Russe. Er hatte sich damit seinen Weg aus Sobibór freigeschossen und die schwere Waffe durch den Wald geschleppt. Sie gab ihm ein Gefühl von Wichtigkeit und Sicherheit.

«Du kannst doch gar nicht damit umgehen», wandte der Russe ein.

«Wenn du es haben willst, musst du darum kämpfen», drohte Shlomo und presste das Gewehr fest an sich.

«Dann komm mit uns», forderte ihn der Russe auf. Er merkte, dass der Bub es ernst meinte. Die Russen konnten jede verfügbare Waffe gebrauchen. Vielleicht würde der Bub seinen Widerstand aufgeben, wenn er von den polnischen Juden getrennt war.

Doch die polnischen Juden protestierten.

«Lasst ihn bei uns bleiben», sagte der Schmied Leon. «Wir brauchen mindestens eine Waffe. Was sollen wir machen, wenn uns jemand angreift?»

Die Russen willigten ein.

Die Gruppe einigte sich darauf, dass Shlomo bis zur Rückkehr des Politniks ihr Anführer sein sollte. Shlomo fand die Situation lächerlich: ein Gewehr

zum Schutz von 60 Menschen. Zum Glück würde es nur für ein paar Stunden sein. Danach konnte der Politnik wieder das Kommando übernehmen. Kurz vor Sonnenaufgang hörte Shlomo aus der Richtung, in die Sascha gegangen war, entferntes Gewehrfeuer. Er wartete und lauschte, während die Juden um ihn herum zu debattieren begannen. Einige waren davon überzeugt, dass die Russen getötet worden waren. Schliesslich hatte man deutlich Schüsse gehört. Andere vermuteten, dass der Politnik sie ihm Stich gelassen habe. Wie sollte es weitergehen?

Shlomo schlug vor, sich in kleine Gruppen aufzuteilen, wie Sascha geraten hatte. Daraufhin hagelte es Proteste, und es entstand ein grosses Durcheinander. Alle wollten bei Shlomo bleiben, weil er das einzige Gewehr und über 20 Schuss Munition besass.

«Vergesst den Politnik», rief Shlomo in die Menge. «Warum sollten wir den Bug überqueren? Wir sind Polen, keine Russen. Wenn wir zusammenbleiben, erregen wir zu viel Aufmerksamkeit. Wir werden alle gefasst und getötet. Dann kann niemand mehr der Welt von Sobibór erzählen. Davon abgesehen wird sich eine so grosse Gruppe niemals einigen können, in welche Richtung sie gehen soll. In Kleingruppen sind solche Entscheidungen leichter zu treffen.»

Prinzipiell stimmten die Juden Shlomo zwar zu, begannen sich jedoch darüber zu streiten, wer sich wem anschliessen sollte. Shlomo folgten schliesslich 17 Mann – die grösste Gruppe. Die übrigen 42 Juden zogen in kleineren Gruppen ihres Weges.

Da Shlomo kein bestimmtes Ziel hatte, wanderte er nachts einfach durch den Wald und suchte sich morgens einen Platz zum Schlafen. Am dritten Tag hörte er plötzlich Dieselmotoren. Er schickte seine Begleiter in Deckung und kroch zur Strasse. Dort sah er Lastwagen und Soldaten. Auf Kommando schwärmten die Deutschen aus. Shlomo eilte zu seiner Gruppe zurück. Die Juden krochen tiefer ins Unterholz und tarnten sich mit Blättern und Zweigen.

Die Deutschen durchkämmten den Wald. Im Laufschrift stürmten sie rund 200 Meter über die Stelle hinaus, an der sich Shlomos Gruppe versteckt hielt, formierten sich dann in einer Linie und rückten tiefer in den Wald vor. Schüsse fielen. Shlomo lauschte auf die Schreie von Verwundeten. Da jedoch nur die von den Soldaten selbst verursachten Geräusche zu hören waren, schloss Shlomo, dass die Deutschen blindlings in den Wald schossen, um Juden aufzuschrecken und aus ihren Verstecken zu locken. Auf dem Rückweg kamen die Soldaten zum zweiten Mal ganz dicht an Shlomo vorbei. Sie hatten inzwischen die Marschformation aufgelöst, unterhielten sich und achteten nicht mehr auf ihre Umgebung. Shlomo hörte sie auf die Lastwagen klettern und davonfahren. Er blieb liegen, bis es dunkel und still im Wald wurde. Er wusste, dass er gerade noch einmal Glück gehabt hatte. Hätte er sich nicht in unmittelbarer Nähe der Strasse befunden – wo die

Deutschen entflohene Juden am wenigsten vermuteten –, wäre er mit Sicherheit gefasst worden.

Am späten Abend entdeckte Shlomo am Waldrand ein einsames Haus. Mit schussbereitem Gewehr in der einen, Taschenlampe in der anderen Hand schlich er mehrmals um das dunkle Gebäude herum. Die beiden Juden, die ihn begleiteten, hatten ihre Messer gezückt. Da die Luft rein zu sein schien, brach Shlomo ins Haus ein und durchsuchte es Zimmer für Zimmer. Die einzige Person, die er antraf, war ein zu Tode erschrockener alter Mann.

«Bitte, nicht schiessen», flehte er, als er die auf sich gerichtete Waffe sah. «Wir sind Partisanen», log Shlomo. «Wir wollen nur etwas zu essen. Wir tun dir nichts.»

Der alte Mann beruhigte sich und gab Shlomo das bisschen trockenes Brot, das er selbst erbettelt hatte. Shlomo und seine beiden Begleiter stürzten sich gierig darauf. Seit vier Tagen hatten sie sich ausschliesslich von Blättern ernährt. Shlomo gab dem alten Mann eine Goldmünze und verliess das Haus. Im Lauf jener Nacht stiessen die 18 Juden auf ein Sumpfgebiet, das sich über eine so grosse Fläche erstreckte, dass sie keine Ausweichmöglichkeit fanden. Es nieselte, und kein Mond leuchtete ihnen den Weg durch das Schilf. Die ganze Nacht hindurch wateten sie, halb wahnsinnig vor Hunger, orientierungslos durch Morast und hohes Gras. Bei Tagesanbruch entdeckten sie einen höher gelegenen, trockenen Fleck im Sumpf. Von dort aus sahen sie in der Ferne einen Hügel und Bäume. Da sie nun wussten, dass sie im Lauf der folgenden Nacht wieder trockenen Boden unter den Füßen haben würden, streckten sich die Männer im Gras zum Schlafen aus. Niemand würde jemals auf die Idee kommen, sie auf einer Insel im Sumpf zu suchen.

Nach Einbruch der Dunkelheit wateten sie wieder durch den Schlamm, stolperten über Wurzeln und sanken teilweise bis zu den Hüften in Wasserlöcher ein. Der Schmied Leon hatte eine alte Schussverletzung am Bein, die so stark zu schmerzen anfang, dass er kaum noch laufen konnte. Shlomos neue Lederstiefel waren von der Feuchtigkeit so sehr geschrumpft, dass er sich Blasen an den Füßen holte. Schliesslich zog er die Stiefel aus und lief barfuss weiter. Noch vor Morgengrauen betraten sie wieder festen Boden, kletterten den Hügel hinauf und wanderten durch einen Wald, dessen Boden mit Kiefernadeln und Birkenblättern bedeckt war. Je weiter sie liefen, desto kahler wurden die Bäume, bis sie schliesslich durch die Birkenäste vor ihnen Licht scheinen sahen. Shlomo kroch bäuchlings auf dem Blätterteppich vorwärts.

Sein Herz blieb fast stehen: Etwa 300 Meter vor ihm standen der Hochsitz, das Haupttor und der südliche Zaun. Er war zurück in Sobibór. Fünf Nächte des Umherirrens, der Angst und der Erschöpfung, des Schmerzes und des Hungers, nur um am Ende wieder am Rand der Hölle zu stehen!

Was sollte er jetzt tun?

Shlomo kroch wieder tiefer in den Wald zurück; er konnte den Anblick von Sobibór einfach nicht ertragen. Allein schon die Nähe des Lagers liess ihn erschauern. Doch nachdem er sich so weit beruhigt hatte, dass er wieder einen klaren Gedanken fassen konnte, begann er seine gegenwärtige Lage zu überdenken. Vielleicht war es sein Glück gewesen, dass er fünf Tage lang im Kreis gelaufen war. Wo würden die Nazis gewiss nicht nach ihm suchen? Direkt gegenüber vom Haupttor natürlich!

Shlomo und die übrigen Juden rasteten den ganzen Tag über und wandten sich nach Einbruch der Nacht Richtung Süden, immer bestrebt, sich rechts der Bahngeleise zu halten. Bald entdeckten sie wieder ein einsames Haus am Waldrand. Trotz der späten Stunde klopfte Shlomo.

«Wer ist da?» Von drinnen hörte man Geräusche, als ob sich Menschen hastig versteckten.

«Partisanen», antwortete Shlomo.

Die Tür öffnete sich einen Spaltbreit.

«Kommt rein», sagte eine Stimme. «Was wollt ihr?»

«Wir brauchen Proviant», erwiderte Shlomo. «Und ein paar Auskünfte.

Wo sind wir hier?»

«In der Nähe von Sobibór.»

«Ich habe gehört, dass es dort ein Lager gibt», bemerkte Shlomo unschuldig.

«Ja. Aber ich weiss nicht viel darüber», erklärte ein Pole. «Eine Menge Lastwagen und Züge fahren dort rein. Nachts sieht man am Himmel einen hellen Feuerschein. Ich habe gehört, dass es ein Arbeitslager ist.» «Und wieso Feuer?» fragte Shlomo nach.

«Ich weiss es nicht genau. Es ist seltsam. Erst vor ein paar Tagen haben die Deutschen sechzehn Säрге bestellt.»

Shlomo hätte am liebsten gelacht und sich auf die Schenkel geklopft, doch er beherrschte sich wie ein erfahrener Partisan. Eines war sicher – die Säрге waren nicht für Juden bestimmt.

«Ihr könnt euch getrost hier in den Wäldern verstecken. Es gibt eine Menge Partisanen in der Umgebung. Ihr werdet leicht eine grössere Gruppe finden», riet der Hausbesitzer.

Shlomo und die übrigen Juden verzehrten einen Teil des reichhaltigen Proviant, den sie bekommen hatten, und hoben den Rest als Notration auf. Sie wussten, dass sie noch Tage unterwegs sein würden, und mit je weniger Menschen sie dabei in Kontakt kamen, desto besser. In Ermangelung eines anderen Planes hatten sie inzwischen beschlossen, nach Lublin zu gehen. Städte und Dörfer wollten sie unter allen Umständen meiden. Proviant sollte ausschliesslich nachts auf einsamen Gehöften gekauft werden. Auf diese Weise liefen sie weniger Gefahr, verraten zu werden; falls es doch passierte, hatten sie zumindest einen Vorsprung vor den Deutschen oder der polnischen Blauen Polizei.

Vor Sonnenaufgang schlugen sie ihr Lager an einem See auf. Als es hell wurde, näherte sich ihnen ein einzelner Pole.

«Können Sie uns weiterhelfen?» fragte Shlomo den Mann. «Wir sind Partisanen und wollen uns einer grösseren Einheit anschliessen.»

«Ich bin auch Partisan», sagte der Pole. In seinem Gürtel steckte eine Pistole. «Ich werde meiner Gruppe von euch erzählen. Ich komme morgen wieder und gebe euch Bescheid, ob meine Leute euch aufnehmen wollen. Wartet hier und ruht euch aus.»

«Kann ich die Pistole kaufen?» fragte der Schmied Leon und bot dem Polen eine Handvoll Gold an – zehnmal soviel, wie die Waffe wert war. Der Pole willigte sofort in das Geschäft ein.

Shlomo kochte vor Wut.

«Jetzt weiss er natürlich, dass wir eine Menge Geld haben», fuhr er den Schmied an, nachdem der Pole im Wald verschwunden war. «Vermutlich kommt er mit seinen Leuten zurück, um uns auszurauben und umzubringen. Ich finde, wir sollten lieber nicht hier in der Nähe warten. Ich will mich nicht als Diktator aufspielen, aber ich traue dem Kerl nicht. Ich gehe. Wer bleiben will, soll bleiben.»

Alle äusser Leon stimmten Shlomos Vorschlag zu.

«Ich will mich so schnell wie möglich den Partisanen anschliessen», argumentierte der Schmied. «Dies ist bisher die beste Gelegenheit. Ausserdem haben wir mit allen Polen, die uns bis jetzt begegnet sind, nur gute Erfahrungen gemacht. Ich lasse mir diese Chance nicht entgehen.» «Triff keine überstürzten Entscheidungen», erwiderte Shlomo. Er hatte Leon vom ersten Tag an, als sie sich in der Lagerschlosserei kennengelernt hatten, bewundert und ihm vertraut. Es war Leon gewesen, der ihn immer wieder zur Flucht gedrängt hatte. Shlomo wollte ihn nicht verlieren.

«Denk nochmal drüber nach, während wir rasten.»

«Da gibt es nichts mehr nachzudenken», entgegnete Leon. «Mein Entschluss steht fest.»

Shlomo und die übrigen 16 Juden liessen den Schmied am See zurück und setzten ihren Weg nach Lublin fort. Unterwegs kreuzten sie Strassen und Bahngeleise, marschierten jedoch überwiegend durch den Wald. Als ihre Vorräte zur Neige gingen, entschloss sich Shlomo, nochmal bei einem Bauern Nahrungsmittel zu kaufen. Bei Izdebno in der Nähe von Izbica fand er ein einsames Gehöft. Er wählte Mayer und Jankiel als Begleiter. Nachdem sie Proviant gekauft hatten, hörte Shlomo auf dem Rückweg zu den im Wald wartenden restlichen Juden plötzlich laute Stimmen. Er wusste, dass es sich dabei nicht um seine Leute handeln konnte; sie hatten vereinbart, nur das Nötigste zu besprechen, und dies im Flüsterton.

Shlomo kroch auf allen Vieren in Richtung der Stimmen. 20 Uniformierte mit angelegten Gewehren umringten seine Freunde. Ihr Anführer sprach Polnisch. Shlomo hoffte, dass es sich nicht um polnische Nationalisten oder

Angehörige der Heimatarmee handelte; in diesem Fall waren seine Freunde verloren. Wie sollte er sich verhalten? Sich verstecken, bis die Polen weg waren? Davonschleichen, während sie noch mit den Juden beschäftigt waren? Durfte er seine Freunde im Stich lassen nach allem, was sie miteinander durchgemacht hatten? Waren sie nicht von ihm und seinem Gewehr abhängig?

«Wir sind auch Partisanen», hörte Shlomo den Tischler aus Sobibór sagen. Es klang nicht sehr überzeugend. «Unser Anführer hat ein Gewehr.» Dies war das Stichwort! Shlomo wusste, dass ihm nun keine Wahl mehr blieb. Wenn diese Partisanen Juden hassten, würden sie ihn um seines Gewehrs und Geldes willen jagen. Er legte seine Waffe ins Gebüsch und trat mit Mayer und Jankiel an seiner Seite in den Kreis.

«Hände hoch!» befahl der polnische Wortführer den Juden und gab seinen Männern einen Wink, sie zu durchsuchen.

«Du da», wandte er sich an Shlomo, nachdem seine Männer dem Goldschmied das Gold aus den Taschen geholt hatten. «Wo ist das Gewehr?» «Da drüben im Gebüsch.»

«Hol es!»

Es war zwecklos, wegzulaufen. Die Polen hielten ihn in Schach. Und falls ihm dennoch die Flucht gelang, würden sie als Vergeltung seine Freunde töten. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als zu gehorchen.

Der polnische Anführer streichelte das Gewehr und feuerte ein paar Schüsse in die Luft ab. Shlomo wusste, dass die Männer ihn zu töten beabsichtigten. Sie hatten sein Gold und seine Waffe. Wozu sollten sie ihn und die anderen am Leben lassen? Shlomo konzentrierte sich ganz auf die Situation. Seine Angst war verflogen. Seine sämtlichen Sinne waren hellwach, auf jede Eventualität vorbereitet – laufen oder kämpfen oder in Deckung gehen.

«Feuer!» befahl der polnische Kommandant. Bevor die erste Kugel ins Ziel traf, warf sich Shlomo auf den Boden. Jemand fiel auf ihn. Um ihn herum erhob sich Stöhnen und Todesröcheln.

«Lasst uns verschwinden», sagte der Pole.

Shlomo hörte Äste knacken und Blätter rascheln, als sich die Angreifer in den dichten Wald zurückzogen. Er wartete schätzungsweise eine halbe Stunde, bis völlige Stille eingetreten war. Niemand stöhnte mehr oder wälzte sich am Boden. Shlomo hob langsam den Kopf. Die Luft schien rein zu sein. Kaum war er aufgestanden, schnellten auch Mayer und Jankiel in die Höhe. Sie hatten sich, wie Shlomo, totgestellt. Die übrigen 14 Juden waren bereits kalt.

Shlomo, Mayer und Jankiel verschwendeten keinen Gedanken daran, wie es weitergehen sollte, sondern rannten einfach los – nur weit weg von den polnischen Partisanen. Erst als sie völlig äusser Atem waren und Seitenstechen hatten, hielten sie an und fragten sich: Was nun?

Ohne Gewehr war es zu gefährlich, Polen um Nahrung zu bitten. Sie moch-

ten zwar in Einzelfällen Glück haben, wahrscheinlicher war jedoch, dass sie auf Judenhasser trafen. Unbewaffnet und beinahe mittellos, konnten sie weder auf die Angst noch auf die Gier der Polen spekulieren. Sie würden sich von den Kohlblättern und den Rüben ernähren müssen, die Hasen und Bauern übersehen hatten.

Shlomo fühlte sich tief verletzt. Das Gewehr war sein einziger wahrer Freund gewesen, Bestandteil seines neuen Lebens, Symbol dessen, woran er glaubte – Hass und Rache. Es war seine Lebensversicherung, seine Hoffnung, sein Stolz, seine Männlichkeit gewesen. Wenn er zu essen hatte, so war dies seinem Gewehr zu verdanken. Wenn man ihm den Weg beschrieben hatte, dann nur wegen seiner Waffe. Und wenn die Polen ihn nicht verurteilt hatten, so nur aus Respekt vor seinem Gewehr. Gab es in Polen einen einzigen Menschen, der einem unbewaffneten Juden helfen würde?

Ja, es gäbe einen, behauptete Jankiel; einen alten polnischen Bauern, der sich früher von ihm und seinen Brüdern seine Kleidung habe anfertigen lassen. Er sei ein ehrlicher, besonnener, weitgereister Mann, der sogar in Amerika gelebt habe, aus Heimweh jedoch wieder nach Polen zurückgekehrt sei. Dieser Mann würde ihnen ganz bestimmt helfen, versicherte Jankiel. Er und seine Brüder hatten vor Jahren vereinbart, sich bei dem Bauern zu treffen, sollten sie jemals aus den Lagern entkommen.

«Ich glaube, ich finde den Hof», sagte der Schneider. «Lasst uns dort hingehen.»

Jankiel klopfte leicht an Josef Albiniaks Fenster. Als der alte Mann den Schneider erkannte, umarmte er ihn stürmisch.

«Kommt rein! Kommt rein!» forderte er die drei Juden auf. Nachdem er sie seiner Frau, seinen Kindern und seiner betagten Schwiegermutter vorgestellt und sie bewirtet hatte, führte Josef seine Gäste in die Scheune, wo er für Notfälle einen mit Heu getarnten unterirdischen Bunker gegraben hatte. «Wie kommen wir in Kontakt mit Partisanen?» fragte Shlomo, der versessen darauf war, gegen die Deutschen zu kämpfen.

«Das ist schwierig, und ihr müsst sehr vorsichtig sein», warnte Josef. «Es gibt einige jüdische Partisanen, aber nicht hier in der Gegend. Die übrigen mögen keine Juden. Sie würden euch wahrscheinlich umbringen.» Shlomo war keineswegs überrascht.

«Am besten schliesst ihr euch den russischen Partisanen hinter den deutschen Linien an», fuhr Josef fort. «Die nehmen Juden bedenkenlos auf. Aber es wird nicht leicht sein, sie zu finden. Ruht euch erst mal aus. Ich werde sie euch finden helfen, wenn ich kann.»

Shlomo, Jankiel und Mayer schliefen den ganzen folgenden Tag über. Am nächsten Abend holte Josef die drei Juden in sein Haus, wo seine Frau mit einem fürstlichen Mahl wartete.

«Meine Söhne», begann Josef nach dem Essen. Seine Stimme klang väter-

lich ernst. «Ich verstecke euch, bis der Krieg vorbei ist, selbst wenn ich sein Ende nicht erlebe. Ich will, dass ihr das wisst. Wenn er vorbei ist, möchte ich mit euch auf Reisen gehen und der ganzen Welt erzählen, dass ich drei Juden versteckt habe, Überlebende aus Sobibór. Ich wäre sehr stolz, dies tun zu können.»

Shlomo war gerührt von der Güte und dem Mut des Mannes. Doch er hatte sich bereits in Sobibór geschworen, die Deutschen zu jagen, sollte ihm jemals die Flucht glücken. Und obwohl er Josefs Bereitschaft, sie zu verstecken, durchaus schätzte, war er nicht willens, das Ende des Krieges in einem unterirdischen Bunker abzuwarten. Er wollte eine Partisanengruppe finden, die ihm ein Gewehr oder eine Stange Dynamit gab, um Deutsche zu töten. Da er und Jankiel noch etwas Gold besaßen – die Polen im Wald hatten sie nur oberflächlich durchsucht –, erstand Shlomo von Josefs Schwiegersöhnen für zwei Goldmünzen eine Pistole.

Mit einer Waffe würden ihn die Nazis niemals lebend bekommen, sagte sich Shlomo; er würde ihnen nicht das Vergnügen gönnen, ihn umzubringen, sondern Zeitpunkt und Art seines Todes selbst bestimmen.

Shlomo liess sich von Josef ein Paar Stiefel besorgen und bat Josefs Frau, für Mayer, Jankiel und ihn selbst etwas zum Anziehen zu nähen. Mit neuer Kleidung, einer Pistole und einem ausgeruhten Körper würde er die Partisanen finden, selbst wenn er auf allen Vieren zum Bug kriechen müsste.

Ein paar Tage nach der Ankunft der drei Juden schlug Josef vor, einen Raum unter seinem Küchenfussboden zu bauen. Gemeinsam entwarfen sie ihn: eine eineinhalb Meter hohe Zelle mit einem kleinen Ofen, einem Belüftungsrohr, einer Lampe und einem Tisch mit drei Sessel. Die ausgeschachtete Erde sollte unter den Komposthaufen auf dem Hof gemischt werden.

Nach dem Einzug in ihr neues Heim hielten sich die drei Juden den ganzen Tag über in der Zelle auf; abends krochen sie heraus und leisteten ihren freundlichen, hilfsbereiten Gastgebern Gesellschaft. Josef und seine Familie schienen sogar stolz darauf zu sein, drei Juden zu beherbergen. Tagsüber kamen Josefs zwei Schwiegersöhne gelegentlich in die Zelle, um sich mit den Juden über den Krieg, die Politik und die Zukunft zu unterhalten.

Ob beim Abendessen, vor dem Kamin oder im Versteck, immer kehrte das Gespräch zu den Partisanen zurück. Josefs Schwiegersöhne versuchten, Shlomo vom Verlassen des Hofes abzubringen. Sie seien beide Mitglieder der Heimatarmee, erklärten sie; in ihren Einheiten seien Juden verhasst. Dort würde man Shlomo ohne zu zögern töten oder verraten, wenn man ihn erwischte.

Doch Shlomo wollte nicht aufgeben.

«Ihr könnt euch frei bewegen», argumentierte er. «Ihr könnt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt gehen. Seht ihr jemals einen einzigen Juden?»

«Nein», antworteten sie, ohne überlegen zu müssen.

«Wo sind die Millionen von Juden?» Shlomo war erschrocken über seine eigene Frage. Er wusste, dass Sobibór nicht das einzige Lager war, in dem Juden ermordet wurden, hatte jedoch keine Ahnung vom Ausmass der Massenvernichtung.

«Die meisten Juden sind getötet worden», sagte einer der Schwiegersöhne. «Manche sind noch in Arbeitslagern. Einige wenige kämpfen bei den Partisanen, und eine Handvoll hat es, wie ihr, geschafft, sich zu verstecken.»

Die Nachricht war ein schwerer Schlag für Shlomo, Mayer und Jankiel; sie erfüllte sie mit Wut und Trauer. Tagelang stritten und diskutierten sie über ihre Zukunft, und mit jedem Argument wuchs ihre Entschlossenheit zu kämpfen.

Mayer wurde immer ungeduldiger. Die langen Stunden unter der Erde trübten allmählich seinen Realitätssinn. Er erzählte Shlomo und Jankiel, er kenne einen Bauern in der Nähe, der ihn verstecken werde. Er habe mit seinem Bruder verabredet, sich nach der Flucht dort zu treffen. Vielleicht war sein Bruder frei, und er würde ihn auf dem anderen Hof wiederfinden. Dann könnten sie sich gemeinsam den Partisanen anschliessen und Seite an Seite kämpfen.

Shlomo und Jankiel versuchten, Mayer von seinem Vorhaben abzubringen. Er werde niemals ein sichereres Versteck, niemals einen freundlicheren, mutigeren Bauern als Josef finden, argumentierten sie; draussen lauere überall die Gefahr, von Polen getötet oder an die Nazis ausgeliefert zu werden. Und selbst wenn er den anderen Hof erreiche, bestehe noch die Möglichkeit, dass der Bauer ihn verrate oder wegschicke.

«Bleib bei Josef», beschworen Shlomo und Jankiel ihren Freund. «Hier bist du absolut sicher.»

Doch Mayer schlug ihre Warnungen in den Wind. Eines Abends dankte er dem Bauern, verabschiedete sich von seinen Weggefährten und ging. Shlomo hörte nie wieder von ihm.

Bald ertrug auch Shlomo das Gefühl der Eingeschlossenheit nicht mehr. Sein Verlangen nach Rache wurde so stark, dass er beschloss, ganz allein nach Partisanen zu suchen. Es war ihm inzwischen klar, dass ihm Josef und seine Schwiegersöhne nicht dabei helfen würden, eine Gruppe zu finden. Er besass eine Pistole, etwas Gold, neue Kleidung und befand sich bei bester Gesundheit. Darüber hinaus misstraute er mittlerweile einem von Josefs Schwiegersöhnen. Es war nur ein vages Gefühl, ein Instinkt; er vermutete, dass der Mann Juden ebensowohl hasste wie die übrigen Angehörigen der Heimatarmee und ihn bisher nur aus Respekt vor Josef noch nicht verraten hatte. Shlomo war davon überzeugt, dass der Mann ihn ohne Zögern umbringen würde, falls sich die Gelegenheit ergab, die Tat hinter Josefs Rücken zu begehen.

Jankiel versuchte zunächst, Shlomo mit denselben Argumenten aufzuhal-

ten, die sie beide Mayer gegenüber angeführt hatten. Doch am Ende kamen beide überein, das Versteck gemeinsam zu verlassen. Sie fühlten sich wieder wie Gefangene. Waren sie dafür aus Sobibór geflohen? Um sich in ein neues Gefängnis zu verkriechen? Um passiv darauf zu warten, von den Nazis aufgespürt zu werden? Um vom Zufall und vom guten Willen einer Familie abhängig zu sein, deren eigenes Leben an einem seidenen Faden hing? Im Wald waren sie wenigstens nur für sich selbst verantwortlich und hatten frische Luft und über sich einen Himmel. Im Freien konnten sie entweder kämpfen oder weglaufen.

Im Wald trennten sie sich. Shlomo ging in die eine Richtung, Jankiel in die andere. (Auch von ihm hörte Shlomo nie wieder.) Der Goldschmied fühlte sich frei und sicher. Er hatte einen Freund – seine Pistole. Und während ihn sein Hass Nacht für Nacht weitertrieb, dachte er nur an eines – an Rache. Er würde die russischen Partisanen finden und jeden Deutschen töten, den er in die Finger bekam. Er würde die Nazis über den Bug, durch die Ebenen Polens bis nach Berlin treiben.



Shlomo als Partisan



*Sascha Petscherski
auf dem
Roten Platz in
Moskau 1981*



Mordechai Goldfarb mit einem selbstgemalten Porträt seines in Sobibór umgekommenen Bruders



Selma, Chaim und Emilchen Engel, 1945.



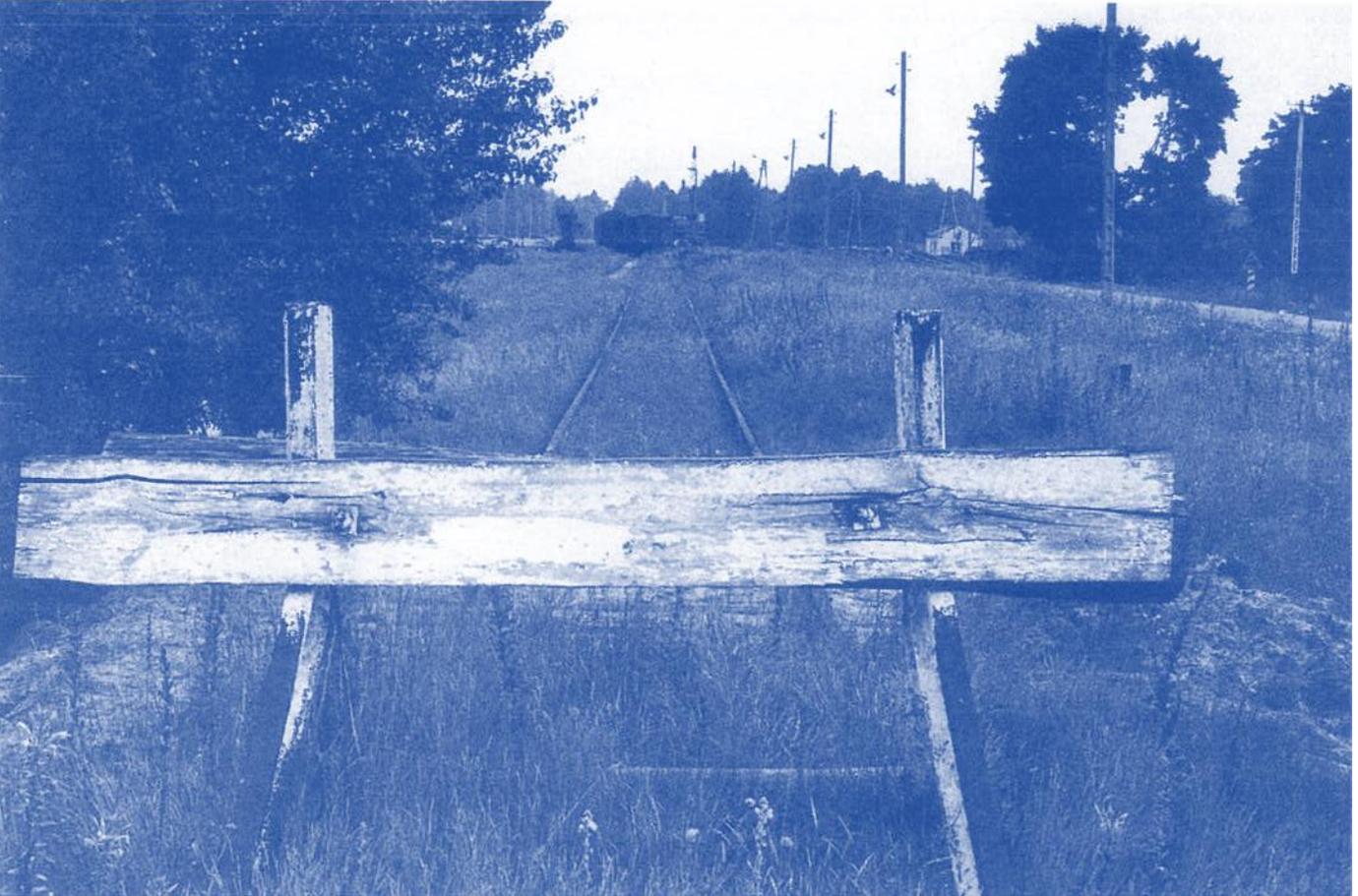
Selma und Chaim, 1981.



Eda und Itzhak Lichtman vor ihrem Haus in Holon, Israel.



Thomas (Toivi) Blatt führt eine Gruppe Kinder durch Sobibór.



Rangiergleis in Sobibór.

Der Bahnhof von Sobibór.

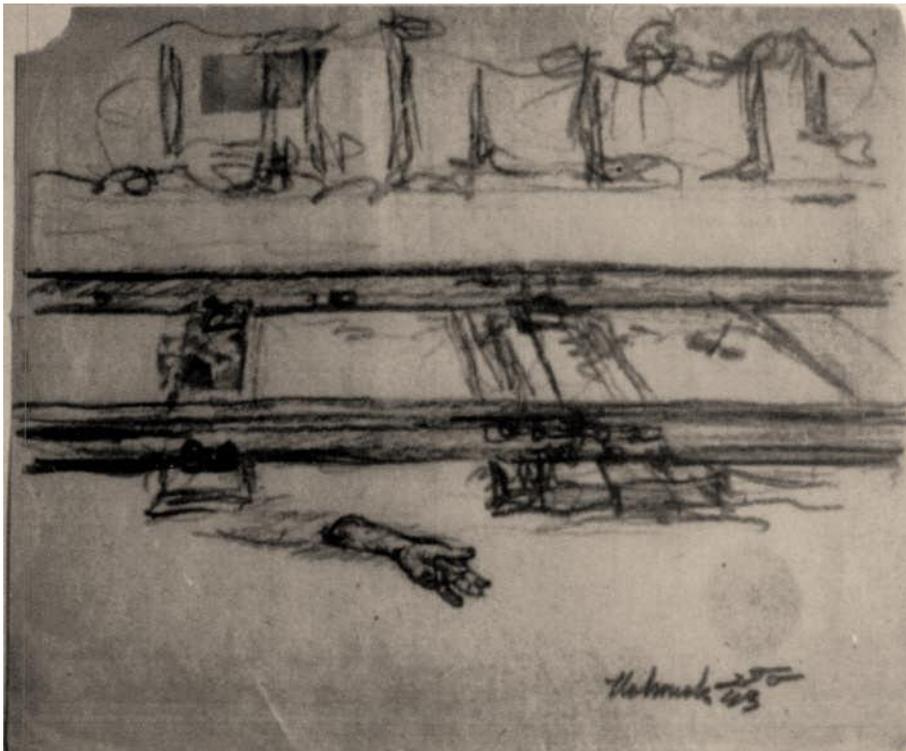




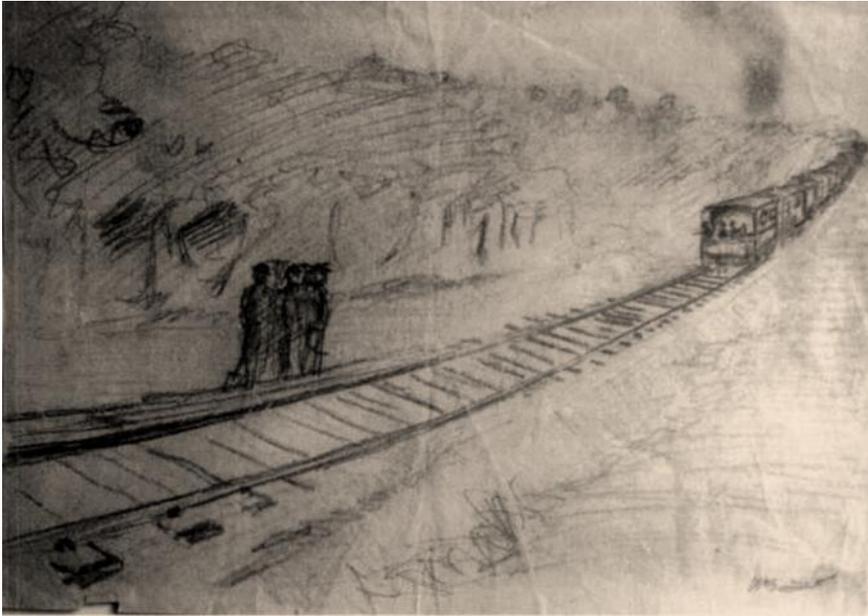
Denkmal «Frau mit Kind» in Sobibór.

Die (Auftrags-)Zeichnungen von Joseph Richter

Nach Kriegsende wurden 18 Zeichnungen über Sobibór von einem Künstler namens Joseph Richter in Chelm gefunden, (siehe die editorische Notiz Seite 335). Bei einigen Zeichnungen hinterliess Richter auf den Rückseiten kurze Kommentare.



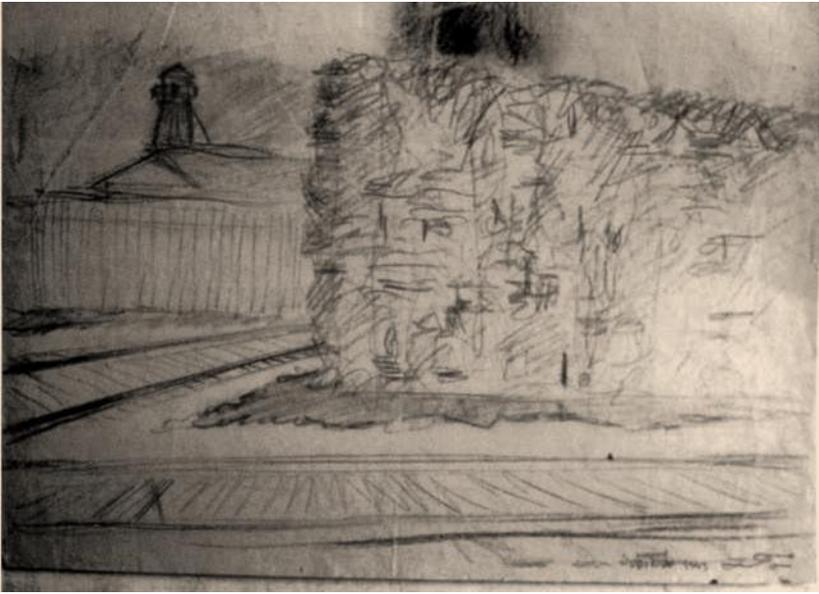
«Eine Hand bleibt neben den Schienen zurück, nachdem ein Transport nach Sobibór vorbeifuhr.»



«Der Transport am Weg nach Sobibór. Mit Hacken und anderen Werkzeugen in der Hand standen wir in Eisenbahner-Uniformen neben den Schienen. Wir verhielten uns absolut ruhig, so dass uns niemand als geflohene Juden verdächtigen würde. Weit entfernt ist der Rauch von brennenden Körpern zu sehen. Das ist der Wald hinter Stulno.»



«Ein Wald in der Nähe von Sobibór. Eine Frau versuchte einem Transport zu entkommen. Am letzten Wagon ein Maschinengewehr. Der Wald ist nicht dicht bewachsen.»



«Das Lager Sobibór. Ein hoher Zaun, durch verflochtene Zweige getarnt, verhindert die Sicht auf die Gaskammern. Nebengeleise einer Schmalspurbahn führen ins Lager. Nur der halbe Zug kann hineinfahren. Der Transport muss in zwei Teile aufgeteilt werden. Das Entladen dauert 20 Minuten.»



«Ein Transport am Bahnhof in Uhrusk. Ein Loch im Fenster ist mit Stacheldraht verschlossen. Sie wissen...»



«Ein kleines, hohes Fenster eines Wagens.
Siefragen nach Wasser Die Wachen beobachten
sie. Wir sind in einem Zug auf dem Geleis
daneben. Ich zeichne langsam auf einer
Zeitung.»



«Ein Zug aus den Niederlanden.
Sie sind nichtsahnend.
Ein luxuriöser Pullman-Wagon.
In einer Stunde werden sie tot
sein. Uhrusk.»



«Juden warten auf die Ankunft des Zuges aus Chelm; Ukrainer und SS
haben sie aus dem Lager geholt, um das Gepäck einzusammeln.»



«Auf dem Weg nach Sobibór. Jüdische Frauen und Kinder aus Frankreich sortieren Erdäpfel. Ein Lager ist neben dem Bahnhof. Ich sah dies durch das Fenster.»



«Eine Gruppe junger jüdischer Frauen wird aus dem Ghetto Piaski nach Trawniki deportiert. Es hat minus 10 Grad.»



«Lublin. Hier wurden die Juden von den Lastwagen in die Viehwagens gebracht...»





«Am Bahnhof in Uhrusk liefeine alte jüdische Frau davon. Ihr rechter Arm war gebrochen. Die [Österreicher] wollten sie nicht töten. Das wurde von der ukrainischen Polizei erledigt. Einer gräbt ein Grab neben den Schienen. Der andere wartet darauf sie zu erschiessen. Sie bittet: 'Nur noch ein bisschen Vodka,..»





Kapitel 37

Die Partisanen

Im Oktober 1943 hatten zwei jüdische Partisanengruppen ihre Basis im Parczew-Wald, in den seit 1940 4.000 Juden geflohen waren. Die eine Einheit wurde von Samuel Gruber (genannt: Mietek) befehligt, die andere von Yechiel Greenshpan (genannt: Chil). Äusser, dass beide Juden waren, hatten Gruber und Greenshpan noch etwas gemeinsam: Beide verfügten über militärische Erfahrung, da sie vor dem Krieg in der polnischen Armee gedient hatten.

Gruber wurde 1936 zum Militär einberufen. Am liebsten wäre er Berufssoldat geworden, doch als Jude besass er nur geringe Chancen auf eine Offizierslaufbahn. Deshalb quittierte er nach Ende der Wehrpflicht seinen Dienst und trat in einen Hachschara ein – einen Bauernhof, auf dem Juden auf das Leben im Kibbuz in Palästina vorbereitet wurden.

Als die Deutschen 1939 Polen überfielen, wurde Gruber zum Kriegsdienst eingezogen, an der slowakisch-polnischen Grenze verwundet, gefangen genommen und in ein Lager bei Nürnberg gebracht. Als die Deutschen alle jüdischen Kriegsgefangenen vortreten liessen, versuchte Gruber, als Arier durchzugehen; doch seine polnischen Mithäftlinge denunzierten ihn bei den Nazis. Daraufhin wurde Gruber ins Ghetto Lublin geschickt. Der dortige Judenrat teilte ihn zu Bauarbeiten am Konzentrationslager Majdanek ein.

Mit dem Hintergedanken an Flucht liess sich Gruber wenig später in ein Lazarett für verwundete Deutsche versetzen. Dort begann er, Pistolen von Soldaten zu stehlen, deren Zustand als kritisch vermerkt war. Da er erkannte, dass er und seine Freunde nicht ohne Hilfe des polnischen Untergrunds entkommen konnten, bat er die Polen, ihm Waffen und Munition zu verkaufen sowie ortskundige Führer zu Verfügung zu stellen. Die polnischen Untergrundmitglieder erklärten sich einverstanden und versprachen darüber hinaus, einen Bunker im Janow-Wald bereitzustellen (ganz in der Nähe von dem Ort, wo sich Esther später versteckte).

Da er dem polnischen Untergrund nicht hundertprozentig traute, schickte Gruber einen Trupp von 40 bewaffneten Männern zur Inspektion des Bunkers und zum Kauf der Waffen voraus. Kaum dass die Kundschafter in das

Erdloch gekrochen waren, warfen die Polen Handgranaten hinein und raubten anschliessend Pistolen und Geld der Opfer. Zwei von Grubers Leuten gelang die Flucht zurück nach Lublin.

In Ermangelung einer Alternative wagte Gruber einen zweiten Versuch der Zusammenarbeit mit dem polnischen Untergrund. Er und 22 weitere Männer planten die Flucht für Ende Oktober 1942. Der Untergrund versprach, die benötigten Gewehre zu liefern. Die Polen machten zur Bedingung, dass nur ein einzelner Jude mit dem Geld am Übergabeort erscheinen dürfe. Als sich der Jude zur vereinbarten Zeit dort einfand, wurde er von den Polen beraubt und mit leeren Händen nach Hause geschickt. Gruber gab noch immer nicht auf.

«Ich weiss nicht, was ihr vorhabt», sagte er zu seinen Männern. «Ich gehe jedenfalls. Ich habe eine Pistole und einen kleinen Vorrat an Munition.» Er füllte seinen Rucksack mit Brot und Karotten und engagierte zwei Polen als Führer, in der Annahme, dass diese wohl kaum wagen würden, 23 teilweise bewaffnete Juden anzugreifen, die jeden Schritt von ihnen überwachten. Die Polen führten Grubers Gruppe in einen Wald nördlich von Lublin. Dort nahmen die Juden christliche Vornamen an (Gruber tauschte Samuel gegen Mietek) und diskutierten über ihre zukünftige Strategie. Schon bald mussten sie sich hämische Bemerkungen ihrer beiden polnischen Führer anhören.

«Hört zu», stichelten die Polen. «Aus euch werden niemals Partisanen. Ihr habt ja nicht mal ein einziges Gewehr. Wenn ihr nicht bald welche beschafft, verlassen wir euch.»

Mietek gab den Polen schliesslich sämtliches Bargeld sowie alle Uhren und sonstige Wertgegenstände, die er in seiner Gruppe auftreiben konnte, und schickte sie damit zum Waffenkauf nach Lublin. Er hörte nie wieder von ihnen.

Als der Winter nahte, gab Mietek den Gedanken an einen Kampf gegen die Deutschen auf und konzentrierte sich aufs nackte Überleben. Indem sie sich als polnische Partisanen ausgaben, nahmen Mietek und seine Männer Kontakt zu den Bauern und Dorfbewohnern der Umgebung auf. Auf diese Weise gelang es ihnen, einen regelmässigen Fluss von Lebensmitteln zu organisieren.

Als polnische Dorfbewohner ihn eines Tages doch noch als Juden identifizierten, zog Mietek mit seinen Männern in einen dichteren Wald östlich von Lublin, wo es für Juden angeblich sicherer war. Kaum hatten sie sich niedergelassen, als sie plötzlich Stimmen hörten.

«Amscha?» rief Mietek in den Wald.

«Amscha!» antwortete es.

Amscha («Dein Volk») war das Kennwort, das die Makkabäer benutzten, als sie im zweiten Jahrhundert vor Christus gegen die Syrer kämpften. Verfolgte Juden haben dieses Wort seitdem oft gebraucht.

Mietek traf auf eine Lichtung, auf der rund 100 jüdische Männer, Frauen

und Kinder, die aus der Stadt Markosow bei Lublin geflohen waren, ihr Lager aufgeschlagen hatten. Die Juden besaßen Gewehre, Pistolen und ein Maschinengewehr und wurden von zwei russischen Kriegsgefangenen angeführt. Die jüngeren Juden unternahm Raubzüge nach Nahrung; der Rest versteckte sich in Bunkern im Wald.

Mietek war inzwischen bereit, den Kampf gegen die Deutschen aufzunehmen. Ihm waren durchaus die Hindernisse bewusst, die gerade jüdischen Partisanen dabei im Weg standen. Deren grösstes war zweifellos die polnische Heimatarmee (Armia Krajowa, AK) – ein aus rund 270.000 Mann bestehendes Untergrundnetzwerk. Obwohl die AK im Herbst 1942 noch keine Partisaneneinheiten aufgestellt hatte, konnte sie auf einsatzbereite Mitglieder in fast jedem Dorf zählen. (Die Strategie der AK hiess, sich zu bewaffnen und zu warten, bis die Macht der deutschen Besatzer abbröckelte, um dann aus dem Untergrund aufzutauchen und zuzuschlagen.) Ein Drittel der AK bestand aus Einheiten der ehemaligen Nationalen Streitkräfte, die als streng antikommunistisch und antisemitisch bekannt waren. Vor die Wahl gestellt, einen Juden, einen Kommunisten oder einen Deutschen zu töten, hätten sich die meisten polnischen Nationalisten ohne Zögern für den Juden entschieden. Der Rest der AK kam aus den unterschiedlichsten Lagern. Einige hassten Juden; andere tolerierten sie; einige wenige hiessen sie als Freiheitskämpfer gegen die Deutschen willkommen.¹

Mietek nahm Kontakt zu Genek Kaminsky, dem Führer des kommunistischen Untergrunds, auf, der Juden bekanntermassen akzeptierte. Kaminsky berichtete Mietek, dass die Einheimischen in der Umgebung von Lublin nach der Kapitulation der polnischen Armee im Herbst 1939 Hunderte, wenn nicht gar Tausende von Gewehren in ihren Besitz gebracht hätten. Kaminsky schlug Mietek vor, er solle sich dort die benötigten Waffen beschaffen und seine eigene jüdische Partisaneneinheit gründen. Mit Drohungen, Bitten und Schlägen entlockte Mietek den Bauern zehn Gewehre. Dann schickte er seinen am wenigsten jüdisch aussehenden Mann in das Lazarett in Lublin zurück, um noch mehr Pistolen herauszuschmuggeln. Der Jude kehrte ein paar Tage später auf einem deutschen Militärlaster zurück – am Steuer ein Deutscher, dem er die Pistole an die Schläfe hielt; im Wageninneren 18 weitere Juden, eine Ladung Gewehre, Decken und deutsche Uniformen. Mit einem Gewehr und einer Uniform für jeden Mann waren Mietek und seine Bande endlich keine Juden auf der Flucht mehr, sondern kampfbereite Partisanen.

Im Winter 1942-43, als Fussspuren im hohen Schnee kaum zu verwischen waren, sah sich Mietek mit einem neuen Problem konfrontiert. Die polnischen Dorfbewohner und Bauern, die mittlerweile wussten, dass er Jude war, begannen, mit den Deutschen zu kollaborieren. Sie hetzten Hunde auf seine Männer, rotteteten sich zusammen, um die Juden zu ermorden, und

läuteten die Kirchenglocken, um die Deutschen oder die Polizei zu alarmieren. Fast jeden Tag verlor Mietek ein, zwei seiner Partisanen.

Eines Nachts griff eine Gruppe Polen ein paar von Mieteks Leuten an, die zur Beschaffung von Proviant unterwegs waren. Alle äusser Zweien entkamen. Die Polen stellten die beiden gefassten Juden an die Wand und erschossen sie. Für Mietek war dies der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Er war bewaffnet und bereit, gegen die deutschen Besatzer zu kämpfen, die sowohl Juden als auch Polen töteten, doch er wurde daran gehindert, weil er seine gesamte Energie dem Kampf gegen Polen widmen musste. Es wurde Zeit, den Polen eine Lektion zu erteilen. Mit 20 bewaffneten Männern umzingelte Mietek das Dorf, in dem die beiden Juden ermordet worden waren, und befahl allen Bewohnern, auf dem Marktplatz anzutreten. Dort hielt er eine Rede. Die Polen sollten sich schämen, begann Mietek; statt Deutsche zu töten, die ihr Land ausraubten, ermordeten sie Juden, ihre eigenen Landsleute. Die jüdischen Partisanen sähen sich deshalb gezwungen, ein Exempel zu statuieren: alle Einwohner müssten das Dorf verlassen.

Mietek und seine Männer liessen das Vieh frei, brannten das gesamte Dorf nieder und verbreiteten Handzettel in der Umgebung, in denen sie ihre Tat begründeten und anderen Polen die gleiche oder gar eine schlimmere Strafe androhten.

Obwohl Mietek nun Gewehre besass und seine Männer willens waren, sich in jedes Gefecht gegen Deutsche zu stürzen, war sein Trupp noch längst keine Partisaneneinheit. Die meisten Juden in seiner Gruppe und im Flüchtlingslager im Wald waren unausgebildet, undiszipliniert, ungehorsam und gingen sorglos mit ihren Gewehren um. Wenn er bis zum Ende des Krieges nicht einfach nur überleben, sondern tatsächlich kämpfen wollte, musste Mietek seine Männer zu einer harten, disziplinierten Einheit formen. Er hatte gehört, dass die Partisanen im etwas weiter östlich gelegenen Parzew-Wald gute, mit Gewehren und Sprengstoff ausgerüstete Guerillakämpfer waren. Vielleicht konnten sie bei der Ausbildung und Bewaffnung seiner Männer helfen. Mietek wollte erkunden, ob es möglich war, sich den Partisanen im Parzew-Wald anzuschliessen. Ende Dezember 1942 überquerte er mit 13 Freiwilligen den Fluss Wieprz und übernachtete in einer Scheune am Rand des Parzew-Waldes.

Als Mietek am nächsten Morgen als erster wach wurde, erwartete ihn eine böse Überraschung: Sein Wachposten war eingeschlafen und hatte deshalb nicht bemerkt, dass der Bauer sie verraten hatte. Die Scheune war umzingelt von Deutschen und polnischer Blauer Polizei. Mietek weckte leise seine Männer und gab das Kommando zum Angriff. Wild um sich schiessend brachen sie aus der Scheune aus. Bevor Mietek im Zickzackkurs durch den hohen Schnee in den Wald sprintete, sah er einen Deutschen zu Boden gehen. Drei seiner Männer sanken tot oder verwundet in den Schnee. Henry, der

Jude der neben ihm lief, wurde in die Hand getroffen; Mietek selbst kam mit einer kleineren Verwundung am Finger und einem Schuss in der Wade davon. Mietek und Henry hechteten durch den tiefen Schnee.

Als sie an einer Strasse aus dem Wald traten, fanden sie zwei weitere verwundete Mitglieder ihrer Gruppe. Die vier Juden hielten einen zufällig vorbeifahrenden Wagen an. Sein Besitzer, ein reicher Bauer, setzte sie bei seinem Gutsverwalter ab, um ihre Wunden reinigen und verbinden zu lassen. Er sagte, er werde am nächsten Morgen wiederkommen.

Dies tat er wirklich – in Begleitung von Deutschen. Mietek und seine Männer flohen über eine Mauer. Ein Mann wurde dabei erschossen. Als Mietek den Wieprz erreichte, warteten dort sieben seiner Leute auf ihn. Auf der Suche nach drei verwundeten Genossen waren sie auf ein Forsthaus mit einem Dutzend angetrunkenen Deutschen darin gestossen und hatten eine Handgranate hineingeworfen. Obwohl Mietek vier Männer verloren hatte, gab es doch einen Trost: Sie hatten ihre erste Schlacht gegen die Deutschen geschlagen und nur zwei Monate nach der Flucht aus Lublin ihre Unschuld verloren. Jetzt waren sie echte Partisanen.

Mietek hatte keine andere Wahl, als den Fluss wieder zu überqueren und sich bei der Flüchtlingsgemeinde im Wald zurückzumelden. Danach tauchte er bei einem Bauern namens Drop unter, bei dem er immer willkommen war. Während seine Wunden heilten, führte Mietek lange Gespräche mit Drops betagtem Vater, der noch die Herrschaft der russischen Zaren in Ostpolen erlebt hatte. Der alte Mann versuchte Mietek zu erklären, wieso die Polen der Gegend Juden so sehr hassten. Die russisch-orthodoxen Priester hätten den Bauern eingeredet, dass Juden sowohl Christenmörder als auch gefährliche Revolutionäre seien, erzählte der alte Mann. Die Polen und Ukrainer in der Gegend glaubten den Priestern jedes Wort. Die Deutschen brauchten sich nur die alten Ängste und Vorurteile zunutze zu machen.

Während sich Mietek und seine Männer bei Drop von ihren Verwundungen erholten, führten ein paar Polen die Deutschen zu dem jüdischen Flüchtlingslager im Wald. Mit Ausnahme von 14 Mann, die gerade auf Streife waren, wurden alle Juden erschossen.

Als Mietek genesen war, errichtete er im Wald ein Lager und nahm eine Gruppe junger Juden auf, die aus der Stadt Kalmionka geflohen waren. Seine Einheit bestand jetzt aus 50-60 Mann.

Mietek verfolgte eine klare Strategie. Er wollte kein neues Flüchtlingslager für Frauen und Kinder, Alte und Kranke einrichten. Es war zu gefährlich und engte ihn zu stark ein. Er würde die Flüchtlinge bei Bauern unterbringen, denen er vertrauen konnte. Mieteks nächstes Ziel war, alle Polen aufzuspüren und zu töten, die Juden an Nazis verrieten. Er würde keine Gnade walten lassen, selbst wenn es sich bei den Kollaborateuren um Frauen oder Kinder handelte. Danach wollte er damit beginnen, deutsche Patrouillen zu überfallen, um deren Waffen zu stehlen.

Im Frühling 1943 erlitt Mieteks Einheit unerklärliche Verluste. Die Männer gingen zu zweit oder dritt auf Streife und kehrten nie zurück. Durch sein Nachrichtennetz erfuhr Mietek, dass die polnische Heimatarmee in der Umgebung Partisaneneinheiten zu rekrutieren begonnen hatte. Mietek wusste, dass es höchste Zeit war, in den Parczew-Wald überzusiedeln. Kaminsky, der Führer des kommunistischen Untergrunds, hatte ihm geraten, sich Yechiel Greenshpan anzuschließen, der dort eine straff organisierte jüdische Partisaneneinheit kommandierte. Mietek wollte diesen Ratschlag beherzigen.

Doch zuvor galt es noch eine wichtige Aufgabe zu erledigen. Mietek hatte erfahren, dass die Deutschen alle jungen Polen, die anhand der Einwohnermeldelisten zu identifizieren waren, zur Zwangsarbeit einzogen. Mit Sprengstoff, den sie gefunden hatten (von den Russen oder der polnischen Exilregierung per Fallschirm abgeworfen), sprengten Mietek und seine Männer die Rathäuser von Garbow, Kalmionka und Markoszw. Nachdem er anschließend noch einen deutschen Waffenzug in die Luft gejagt und sämtliche gefangenen Deutschen erschossen hatte, führte Mietek seine Männer erneut über den Wieprz und begab sich auf die Suche nach Greenshpan.

Yechiel Greenshpan hatte Mietek gegenüber einen Vorteil: Da er aus der Parczew-Gegend stammte und als Mitglied einer jüdischen Pferdehändlerfamilie viel herumgekommen war, kannte Greenshpan jeden Sumpf und jeden Trampelpfad des Waldes. Ausserdem wusste er genau, welchen Bauern man trauen konnte und welchen nicht.

Allerdings brachte Greenshpans Standort auch Nachteile mit sich. Die ersten Partisanen im Parczew-Wald waren russische Soldaten, die aus den über 100 Kriegsgefangenenlagern in Ostpolen geflohen waren. Die am Waldrand lebende ukrainische Minderheit sympathisierte mit den Russen, die zumindest bis Ende 1942 Juden jagten, ausraubten und töteten. Darüber hinaus begannen die Deutschen Mitte 1942 (zu der Zeit, als Sobibór in Betrieb genommen wurde), den Parczew-Wald systematisch nach Partisanen und aus Ghettos entflohenen Juden zu durchkämmen. Dies wiederum brachte die Russen umso mehr gegen die Juden auf, da sie wussten, dass jene der Anlass für die Razzien der Deutschen waren. Oberstes Ziel von Greenshpan und seinen etwa 50 schwer bewaffneten Männern war, kranke und alte jüdische Flüchtlinge, Frauen und Kinder vor den russischen Kriegsgefangenen und den Deutschen zu schützen. In seinem tief im Wald verborgenen Lager fanden fast 1.000 Juden Zuflucht. Greenshpan stellte mehrere bewaffnete Männer zum Schutz der Flüchtlinge ab.

Das Leben im Waldlager Tabor war nicht leicht. Es mangelte an Nahrungsmitteln und Medikamenten. Meist kämpfte Greenshpan mit seiner bewaffneten Truppe weit entfernt von Tabor gegen die Deutschen. Die Handvoll Partisanen, die das Lager bewachten, waren für die Deutschen und die pol-

nische Blaue Polizei ein leichtes Spiel. Bei einem einzigen Überfall wurden mehrere 100 alte und kranke Tabor-Juden, die nicht schnell genug fliehen konnten, getötet.

Mitte 1943 vereinte Greenshpan seine Kräfte mit den Kommunistischen Polnischen Partisanen, blieb allerdings weiterhin eine selbständige, rein jüdische Einheit – die Chil-Gruppe. Greenshpan's Entschluss zur Zusammenarbeit mit dem kommunistischen polnischen Untergrund basierte auf logischen Überlegungen: Er erhielt dadurch bessere Waffen, einschliesslich Sprengstoff, und wichtigere Aufträge, zum Beispiel Sabotageakte. Und er konnte seine Leute besser vor den Antisemiten der Heimatarmee schützen, deren Führung einen Befehl zur Ermordung jüdischer Partisanen erlassen hatte, die in ihren Augen nichts weiter als «bewaffnete Banden» waren.²

Im Herbst 1943, als die Chil-Einheit Fabriken, Züge und Brücken sprengte, tröpfelten, in Zweier- oder Dreiergrüppchen, erschöpfte, halb verhungerte, frierende Sobibór-Überlebende in Greenshpan's Waldlager – insgesamt mehr als ein Dutzend.³

Am 14. Oktober kniete Abraham vom Bahnhofskommando mit einer Zange aus Shlomos Werkstatt vor dem Zaun rechts von Sobibórs Haupttor. «Schneide den Draht durch!» hörte er die Juden um sich herum rufen. «Schneide den Draht durch!»

Doch bevor es ihm gelang, brach der Zaun unter dem Gewicht der dagegendrückenden Körper zusammen.

Nachdem er das Minenfeld durchquert hatte, traf Abraham am Waldrand auf eine grosse Gruppe Juden. Unter ihnen waren Yehuda Lerner, der Johann Niemann getötet hatte; Hella aus der Wäscherei; Aizik, ein 18-jähriger Bauarbeiter aus dem acht Kilometer entfernten Wlodawa; und ein russischer Jude mit einer Pistole. Die Gruppe beschloss, nach Wlodawa zu gehen, den Bug zu überqueren – die Stadt liegt am Westufer des Flusses – und sich danach russischen Partisanen anzuschliessen.

Sie zogen durch den Wald, verliefen sich und wanderten im Kreis. Bei Sonnenaufgang fanden sie sich in Sobibór wieder. Von ihrem Versteck im Unterholz aus hörten sie SS-Oberscharführer Frenzel mit einem Bauern sprechen.

«Wir kriegen sie alle», sagte der Nazi. «Es ist eine Belohnung von 100 Zloty pro Kopf ausgesetzt.»

Obwohl der Bauer wusste, dass sich ganz in der Nähe Juden versteckt hielten, verriet er sie nicht. Da sie sich nicht einigen konnten, wohin sie sich wenden sollten, spalteten sie sich in kleinere Gruppen auf. Lerner, der Russe mit der Pistole (beide waren mit Sascha in dem Lager in Minsk gewesen) und zwei weitere Juden begaben sich auf die Suche nach Partisanen; Hella, Abraham, Aizik und drei andere liefen in die entgegengesetzte Richtung.

Lerners Gruppe wanderte wochenlang im Kreis, bis sie schliesslich zufällig

auf neun weitere Sobibór-Flüchtlinge traf, darunter der Maler Mordechai sowie vier Russen. Man beschloss, gemeinsam nach Partisanen zu suchen – ganz gleich ob Juden, Russen oder polnische Kommunisten; Hauptsache sie kämpften gegen die Deutschen. Nur der Heimatarmee oder den Nationalen Streitkräften durften sie nicht angehören. Bald trafen sie auf eine Gruppe von Polen, die behaupteten, Partisanen zu sein und einer grösseren Einheit anzugehören, die Juden aufnehme. Doch während der Nacht, als Mordchai, Lerner und zwei der Russen auf Proviantbeschaffung unterwegs waren, überfielen die Polen den Rest der Gruppe, raubten die Juden aus und töteten anschliessend alle, einschliesslich einer Frau. Ein paar Tage später zeigte ein freundlicher Bauer Lerner, Mordechai und den beiden Russen den Weg zu Chil.

Unterdessen wanderten Hella, Abraham, Aizik und die übrigen drei Juden auf der Suche nach Nahrung, einem Platz zum Schlafen und einer Wegbeschreibung von einem Gehöft zum nächsten. Eines Nachts wurden sie von uniformierten Polen überfallen, die drei der Gruppe töteten – zwei Männer und eine Frau. Abraham, Hella und Aizik überlebten und fanden einen polnischen Bauern, der anbot, Hella aufzunehmen – mit ihren blonden Haaren und blauen Augen konnte man sie leicht für eine Polin halten. Da der Bauer es ablehnte, auch Abraham und Aizik Unterschlupf zu gewähren, beschloss man, sich zu trennen.

Abraham und Aizik fanden schliesslich die Chil-Gruppe, Aizik allerdings erst auf Umwegen. Er und ein Jude, den er im Wald aufgelesen hatte, wurden von einem Polen an einen in der Gegend ansässigen deutschen Bauern ausgeliefert. Dieser kettete sie in seiner Scheune an und zwang sie unter Androhung, sie andernfalls an die SS zu übergeben, sich wie Hunde zu verhalten. Sie mussten auf allen Vieren laufen, sogar bellen. Als Frass bekamen sie kleine Knochen und alte Kartoffeln in einem Napf vorgesetzt. Aizik und sein Freund fanden eine abgebrochene Messerklinge und bearbeiteten die Kette, bis sie sie durchgeschnitten hatten. Sie warteten mit dem Ausbruch bis Samstagnacht – Sonntags schlief die SS gewöhnlich lange. Die Ketten noch um den Hals, trafen sie schliesslich bei Chil ein.

Die letzten drei Sobibór-Überlebenden, die die Chil-Gruppe erreichten, waren fast tot vor Hunger, Kälte und Erschöpfung: Eda, Ulla (Selmas Freundin) und eine Holländerin namens Katty. Sie waren über einen Monat durch den Wald geirrt. Eda hatte den Bauern unterwegs im Tausch gegen Nahrung ihre Dienste als Krankenschwester angeboten. Überall hatten sie nach dem Weg zu den Partisanen gefragt, aber niemand wollte ihnen weiterhelfen. Nachdem bereits der erste Schnee gefallen war, waren sie endlich von einem Polen zu Chil geführt worden.

Greenshpan schickte die drei Frauen nach Tabor. Besonders Eda befand sich in schlechtem Gesundheitszustand. Doch im Lager erwartete sie eine freu-

dige Überraschung. Der Schuster Itzhak, den sie liebte, hatte Chil ebenfalls gefunden und gehörte inzwischen zu den Guerillakämpfern der Einheit.

Kurz nach dem Eintreffen der letzten Sobibór-Flüchtlinge in Tabor schloss sich Mietek mit seinen Männern der Chil-Gruppe an. Inzwischen waren beide jüdischen Einheiten zu starken, erfahrenen, disziplinierten Kampftruppen gereift. Sie hatten sich beim kommunistischen polnischen Untergrund und unter sowjetischen Partisanen jenseits des Bug den Ruf tapferer, verlässlicher Kämpfer erworben. Das jüngste Mitglied der Mietek-Chil-Partisanen war gerade einmal zwölf Jahre alt, und unter den insgesamt 150 Guerillas der beiden Einheiten befanden sich auch 20 bewaffnete Frauen, die Seite an Seite mit den Männern kämpften – unter ihnen auch Ulla und Katty.

Die Mietek-Chil-Einheiten wurden als zwei Kompanien in das Holod-Bataillon der Volksfront integriert und machten ein Drittel der Stärke des Bataillons aus. Chils und Mieteks jüdische Partisanen, einschliesslich der Sobibór-Überlebenden, kappten sämtliche Telefonleitungen zwischen Lublin und Wlodawa, griffen Polizeistationen und Verwaltungssitze in den Städten Kaplonosy und Parzew an, sprengten mindestens vier Truppentransportzüge in die Luft und entführten deutsche Versorgungslaster in den Wald, wo sie das Material auf Pferdewagen umladen und ihre deutschen Gefangenen töteten.

Als das Holod-Bataillon aus dem Parzew-Wald floh, um nicht zwischen die Fronten der zurückweichenden Deutschen und der Roten Armee zu geraten, wurden Chil und Mietek aufgefordert zu folgen. Beide weigerten sich. Chil wollte seine Flüchtlingsgemeinde im Wald nicht im Stich lassen. Mietek war nicht willens, den Wieprz zu überqueren, nur um danach von den polnischen Antisemiten, die in jener Gegend in Massen ihr Unwesen trieben, verurteilt zu werden.

Ende Juli 1944 waren die Partisaneneinheiten Chil und Mietek die einzigen, die noch im Parzew-Wald stationiert waren. Westlich von ihnen stand die deutsche Reserve, östlich von ihnen verlief die deutsche Frontlinie. Bald waren sie völlig von Deutschen eingekreist.

In der Nacht des 22. Juli kampferten die jüdischen Partisanen und die von ihnen bewachten Flüchtlinge in einem Weizenfeld, in der Hoffnung, dass die Deutschen im Wald in Deckung bleiben würden. Am nächsten Morgen waren die Juden frei. Die Achte Rote Armee war während der Nacht an ihnen vorbeigezogen. Sie befanden sich hinter der Front im befreiten Polen. Gemeinsam mit russischen und kommunistischen polnischen Partisanen liefen die 150 jüdischen Kämpfer in einer grossen Befreiungsparade durch die Strassen von Lublin, bejubelt von den jüdischen Flüchtlingen, die sie beschützt hatten. Sie waren das letzte Häuflein Überlebender.

Von den 4.000 Juden, die zwischen 1940 und 1944 in den Parzew-Wald geflohen waren, lebten nur noch 200. Bei den rund 15 Sobibór-Überleben-

den, die mit Chil und Mietek gekämpft hatten, war die Verlustrate ungewöhnlich niedrig: Nur Katty Gokkes wurde getötet. Ein Chil-Partisan beschrieb, wie die jüdischen Kämpfer nach der Befreiung in Lublin empfangen wurden:

«Als wir durch die erste Strasse liefen, wurden wir mit Blumen begrüsst, in der nächsten wurden wir von Mitgliedern der polnischen Nationalen Streitkräfte beschossen.»

Anhang

Anmerkungen

Einleitung

- 1) Es konnte niemals exakt ermittelt werden, wie viele Juden in Sobibór umkamen, da keine Aufzeichnungen über die Anzahl der Transporte und die Zahl der Juden pro Transport vorhanden sind. Die Zahl 250.000 basiert auf einem Bericht der polnischen Hauptkommission zur Untersuchung der Nazikriegsverbrechen. Die Kommission gelangte aufgrund von Hochrechnungen auf diese Ziffer (die sie selbst als zu niedrig einschätzte). In dem Bericht heisst es: «Angenommen, die Vernichtungsaktion dauerte auf ihrem Höhepunkt ungefähr vier Monate (Juni bis Oktober 1942) und die Anzahl der Transporte lag in diesem Zeitraum bei durchschnittlich 20 pro Monat, kommen wir auf achtzig Transporte. Aus Vorsicht gehen wir von sechzig Transporten aus; das ist die Zahl, die der Zeuge Parkila (der polnische Bahnhofsvorsteher von Sobibór) nannte, dessen Aussage äusserst objektiv und detailliert ist. Die Anzahl der Passagiere pro Transport wurde von Zeugen als zwischen 2.000 und 4.000 Personen variierend geschätzt. Nimmt man 3.000 als Durchschnittswert, so wurden bei sechzig Transporten 180.000 Menschen nach Sobibór gebracht. Da zweifelsfrei feststeht, dass die Vernichtungsaktion bis zum Aufstand fortgesetzt wurde, können wir ohne Gefahr der Übertreibung annehmen, dass zwischen Oktober 1942 und Oktober 1943 im Durchschnitt noch mindestens zwei Transporte pro Monat eintrafen. Das ergibt vierundzwanzig Transporte während dieser Zeitspanne – also etwa 72.000 Opfer. Dies ergibt eine Summe von 250.000 Opfern, nicht eingerechnet all diejenigen Menschen, die zu Fuss, in Lastwagen oder Karren im Lager Sobibór eintrafen. Deren Zahl war keineswegs unbedeutend: Ein Zeuge namens Fajenbaum wurde zum Beispiel in einer Gruppe von etwa 4.000 Personen ins Lager gefahren.»
- 2) Die meisten Berichte gehen davon aus, dass etwa 30 Juden aus Sobibór den Krieg überlebten. Die tatsächliche Zahl liegt jedoch höher. Die folgende Liste (46 Namen) wurde mit Hilfe von heute noch lebenden Zeugen zusammengestellt: Philip Bialowitz, sein Bruder Simha und seine Frau Lea Reischer-Bialowitz; Moshe Bahir; Jacob Biskubicz; Thomas Blatt; Leon Cymiel; Josef Dunietz; Chaim Engel und seine Frau Selma Wijnberg-Engel; Ber Freiberg; Mordechai Goldfarb; Salomea Hannel; Moshe Hochman; Zyndel Hoenigman; Avram Kohn; Chaim Korenfeld; Haim Lejst; Samuel Lerer; Yehuda Lerner; Itzhak Lichtman und seine Frau Eda;

Yefim Litvinovskiy; Abraham Margulies; Yehezkiel Menehe; Zelda Metz; Alexander Petscherski; Naum Platnitskiy; Shlomo Podchlebnik; Haim Powroznik; Esther Terner-Raab; Aizik Rottenberg; Semyon Rozenfeld; Ilana Stern-Safran; Stanislaw Szmajzner; Boris Tabarinskiy; Kurt Thomas; Haim Tfeigor; Arkady Yaispapi; Hella Felenda-Weiss; Aleksei Wycen; Riva Feldman-Zelinska; Meir Ziss; Hershel Zukerman und sein Sohn Joseph; sowie ein polnischer Überlebender, der anonym bleiben wollte.

Ausserdem gibt es einen Überlebenden in Kanada, dessen Name jedoch nicht verifiziert werden konnte.

Sowohl Leon Feldhendler als auch Josef Kopf erlebten noch die Befreiung Polens durch die Rote Armee, wurden jedoch vor Kriegsende von Polen getötet.

- 3) Thomas Blatt befragte nach dem Krieg den Bahnhofsvorsteher von Sobibór. Dieser erinnerte sich daran, dass Karl Frenzel kurz nach dem Aufstand eine Nachricht nach Lublin telegraphierte, in der die Flucht geschildert und um Hilfe ersucht wurde. Der Bahnhofsvorsteher konnte keine exakte Uhrzeit nennen, erinnerte sich jedoch noch, dass der Grund für die Aufgabe des Telegramms durchgeschnittene Telefonleitungen waren. Das Telegramm selbst wurde niemals gefunden.
- 4) Der Bericht vom 14. Oktober 1943 mit der Überschrift «Bericht der Ordnungspolizei im Distrikt Lublin» ist abgedruckt bei Novitch und bei Raul Hilberg (Hrsg.): Documents of Destruction (Chicago, 1971).
- 5) Einige Quellen geben die Zahl der aus Sobibór entkommenen Juden mit 400 an. Die Deutschen registrierten 300 Entflozene und 159 «nach Vorschrift Behandelte». Geht man davon aus, dass sich zum Zeitpunkt des Aufstands 600 Juden im Lager befanden, und nimmt man die deutsche Ziffer als die präziseste, ergibt sich, dass bei dem Ausbruch rund 140 Juden durch Maschinengewehre oder Landminen getötet wurden.
- 6) Die polnische Hauptkommission zur Untersuchung der Nazikriegsverbrechen berichtete, dass nach dem Aufstand die gesamte Ausrüstung aus Sobibór abtransportiert, die Gebäude gesprengt und Kiefern angepflanzt worden seien. Das Datum für das Ende der «Aktion Reinhard» habe ich Novitch entnommen. Dort heisst es:
 «Die Aktion Reinhard wurde am 19. Oktober 1943 offiziell beendet, wie einem Brief von Globocnik an Himmler zu entnehmen ist. Entsprechend Globocniks Vorschlag wurden auf dem Gelände der drei Todeslager kleine Höfe errichtet und Bauern dafür bezahlt, diese zu bewirtschaften.» Über die Auflösung des Lagers Sobibór schreibt Novitch:
 «Die Aufräumarbeiten wurden von 30 aus einem anderen Lager abgestellten jüdischen Häftlingen durchgeführt. Im November wurden diese Juden in Fünfergruppen am Waldrand erschossen und ihre Leichen verbrannt. Unter den Opfern befanden sich auch Frauen. Die bei den Exekutionen anwesenden SS-Männer Jührs und Zierke bezeugten dies in den Hagener Prozessen.»

Kapitel 1-5

Der überwiegende Teil dieser Kapitel basiert auf Stanislaw (Shlomo) Szmajzners Buch und meinen ausführlichen Gesprächen mit ihm in Goiania, Brasilien, im April 1981.

- 1) Meine Beschreibung der Baracken und Wachtürme von Sobibór richtet sich nach

den noch existierenden Gebäuden in Majdanek, das ich im Sommer 1981 zusammen mit Thomas Blatt besuchte. Thomas Blatt bestätigte, dass Baracken und Wachtürme von Majdanek identisch mit denen seien, die einst in Sobibór standen.

Nach Aussage des ehemaligen Angehörigen der SS-Lagermannschaft Franz Suchomel trugen sowohl SS-Führer wie SS-Unterführer Pistolen der Marken Walther oder Nagan und benutzten in Notfällen tschechische Mauser-Gewehre, Modell 24, und finnische Maschinenpistolen (Siehe: Sereny, S.123). Daraus schloss ich, dass die ukrainischen Hilfwilligen ebenfalls mit Mauser-Gewehren bewaffnet waren.

- 2) Die Beschreibung von Franz Stangl basiert auf Szmajzner und Sereny. Stangl löste Richard Thomalla, der während der Aufbauphase das Lager leitete, als Kommandant von Sobibór ab. Über das weitere Schicksal von Thomalla sind keine Fakten bekannt.
- 3) Ein Problem bei meinen Recherchen für dieses Buch bestand darin, ein ausgewogenes Bild davon zu erhalten, wie die Juden auf die menschliche Erniedrigung und den Terror, dem sie unterworfen wurden, reagierten. Die meisten Überlebenden, mit denen ich sprach, wollten auf bestimmte Handlungsweisen von Juden nicht eingehen, die, aus dem Zusammenhang gerissen, als unmoralisch interpretiert werden könnten. Sie dachten dabei an Vorfälle wie: Juden, die sich gegenseitig umbrachten, um zu überleben, oder Juden, die andere Juden erpressten, oder andere, die mit den Nazis kollaborierten. Szmajzner bildete eine Ausnahme. Er entschied sich, die Wahrheit zu sagen, selbst wenn er dadurch jemanden verletzen sollte. Deshalb ist seine kurze Schilderung der Aktivitäten der jüdischen Ghetto-Polizei und des Judenrats von solch grosser Bedeutung für dieses Buch. Für eine ausgezeichnete und objektive Analyse der Judenräte siehe: ISAIAH TRUNK: *Judenrat. The Jewish Councils in Eastern Europe Under Nazi Occupation*, New York, 1977.
- 4) In Arbeitslagern und Konzentrationslagern mit Gaskammern wie Majdanek oder Auschwitz bedeutete «selektiert»: zum Tod verurteilt. Sobibór-Überlebende definieren den Begriff als «zum Leben ausgewählt». Ich benutze «selektiert» in dem Sinn wie die Überlebenden.
- 5) Es ist mir nicht gelungen, den Vornamen des Ukrainers Klat oder Klatte herauszufinden. Beim Nachnamen habe ich mich für «Klat» entschieden, ohne sicher zu sein, dass dies die korrekte Schreibweise ist.
- 6) Szmajzner nennt Avi «Abrao» in seinem Buch. In Jiddisch lautete sein Name Avraham (offiziell), bzw. Avi (Kurzform). Ich zitiere Avis Brief an Shlomo mit freundlicher Genehmigung aus Szmajzners Buch (in Übersetzung). Szmajzner besitzt den Originalbrief nicht mehr. Die in seinem Buch abgedruckte Version rekonstruierte er aus dem Gedächtnis.

Kapitel 6

Das Material über Itzhak basiert auf meinem Interview mit Itzhak Lichtman in Holon, Israel, im November 1981 und auf seiner Aussage in Novitchs Buch.

- 1) Die hier sowie in anderen Kapiteln aufgelisteten Orte habe ich Rükerei entnommen. Dort findet sich eine Übersichtskarte, die anhand von Prozessaussagen zu

rekonstruieren versucht, welche Transporte mit wie vielen Personen zu welcher Zeit in Sobibór eintrafen. Die Karte ist zwar unvollständig, aber korrekt.

- 2) Das Material über Himmlers ersten Besuch in Sobibór basiert auf Augenzeugenberichten von Stanislaw Szmajzner, Itzhak Lichtman und Moshe Bahir. Lichtmans und Bahirs vollständige Aussagen sind bei Novitch nachzulesen.

Kapitel 7

- 1) Meine Schilderung der Entwicklung der SS basiert auf: HEINZ HÖHNE: *The Order of the Death's Head. The Story of Hitler's SS*, New York, 1970; [Original in Deutsch: HEINZ HÖHNE: *Der Orden unter dem Totenkopf Die Geschichte der SS*, München, 1967] sowie auf: EUGEN KOGON: *Theoiy and Practice of Hell*, New York, 1980; [Original in Deutsch: EUGEN KOGON: *De/' SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*, Berlin, 1947].
- 2) Die Initiative zur Errichtung des Vernichtungslagers Kulmhof ging offensichtlich von SS-Gruppenführer Arthur Greiser, Reichsstatthalter des Reichsgaues Wartheland, aus. Er bat Himmler und Heydrich bereits im Herbst 1941, ihm das bewährte Personal zu überstellen, damit auch das Wartheland möglichst schnell «judenrein» gemacht werden könne. Himmler und Heydrich schickten Hauptsturmführer Lange. Adolf Eichmann, der Experte für «Judenfragen», beschrieb seinen Besuch in Kulmhof, bei dem er Gaswagen und Massengräber sah, später folgendermassen:

«Ich fuhr dem Wagen nach, und da sah ich das Entsetzlichste, was ich in meinem Leben bis dahin gesehen hatte. Der Wagen fuhr an eine längliche Grube, die Türen wurden aufgemacht und heraus wurden die Leichen geworfen; als ob sie noch lebten, so geschmeidig waren die Glieder. Wurden reingeworfen [in die Gräben]. Ich sehe da noch, wie ein Zivilist mit einer Zange Zähne rauszieht, und dann bin ich abgehauen. Bin in den Wagen und bin weg und habe nichts mehr gesprochen. Da war ich bedient. Da war ich fertig. Weiss nur noch, dass ein Arzt dort in einem weissen Kittel mir sagte, ich soll durch ein Guckloch schauen, wie sie im Wagen drin waren. Das habe ich abgelehnt. Ich konnte nicht, ich konnte nichts mehr sagen, ich musste weg. Fürchterlich, sag ich, das Inferno. Kann nicht. Ich kann das nicht...» (zitiert nach Höhne, S.373; deutsche Ausgabe: S.343)
- 3) Die beste Quelle für Informationen über Stangl und Wirth sowie das «Euthanasie»-Programm ist Gitta Sereny. Sie erhielt einen Grossteil der Fakten aus erster Hand bei ihrem Interview mit Franz Stangl im Gefängnis Düsseldorf.
- 4) Die Beschreibung der Gaskammern von Sobibór und der Probevergasungen habe ich Rückeri entnommen, der sich auf gerichtlich bewiesene Zeugenaussagen stützt.
- 5) Zitiert nach Höhne S.378; deutsche Ausgabe: S.347.
- 6) Nach Aussage des polnischen Bahnhofsvorstehers von Belzec, Alois Berezow, wurde das Lager Mitte März 1942 in Betrieb genommen und war (mit Ausnahme einiger Wochen Anfang Mai und Mitte Juni) bis Oktober 1942 durchgehend in Funktion. Danach sank die Zahl der Transporte. Im Dezember 1942 wurden die Vergasungen eingestellt. Von März bis Oktober 1942 trafen täglich ein bis drei Züge mit durchschnittlich 40 Wagons und je 100 Personen pro Wagon in Belzec

- ein. Von Oktober bis Dezember wurden die Transporte auf zwei pro Woche reduziert. Die polnische Hauptkommission zur Untersuchung der Nazikriegsverbrechen schätzte, dass in Belżec mindestens 600.000 Menschen vergast wurden, einschliesslich 1.000-1.500 nichtjüdischer Polen (siehe: EUGENE SZROJT: *The Belżec Extermination Camp*, in: *German Crimes in Poland*, Bd. 2, Warschau, 1946-1947.
- 7) Die Schilderung von Gersteins Treffen mit Globocnik, seinen Besuchen in Belżec und Treblinka und seinen Geprächen mit Christian Wirth basiert auf Gersteins eigenen Aufzeichnungen. Siehe: SAUL FRIEDLÄNDER: *Kurt Gerstein. The Ambiguity of Good*, New York, 1969.
 - 8) Von Otter bestätigte das Treffen mit Gerstein im Zug von Warschau nach Berlin sowie die Vorlage eines Berichts in Schweden. Die schwedische Regierung schickte eine Zusammenfassung des Von-Otter-Berichts an das britische Ausussenministerium, allerdings erst im August 1945 – drei Jahre nach der Begegnung zwischen von Otter und Gerstein. Zu jener Zeit war Ostpolen natürlich bereits von den Russen besetzt, und alle Lager waren längst verschwunden. (Der vollständige Text des schwedischen Berichts findet sich bei Friedländer.) Kurt Gerstein wurde nach dem Krieg von den Franzosen verhaftet und beging Selbstmord, bevor sein Fall geklärt werden konnte.

Kapitel 8

- 1) Der Lageplan basiert auf der Erinnerung von Thomas Blatt und der Prozessausgabe von SS-Oberscharführer Erich Bauer. Sobibór wurde ständig erweitert. Selbst am Tag des Aufstands waren noch Gebäude im Bau. Deshalb ist es unmöglich, eine für jeden in diesem Buch behandelten Zeitabschnitt gültige Beschreibung des Lagers zu geben. Meine Schilderung stützt sich auf Rückeri sowie auf die Aussage von SS-Oberscharführer Erich Bauer.
- 2) Die Geschichte über Kapo Franz stammt von Szmajzner.
- 3) Es ist nicht belegbar, ob die Juden in Lager III tatsächlich einen Ausbruchversuch unternahmen, oder ob sie von den Nazis ermordet wurden, weil sie wegen der vorübergehenden Unterbrechung der Transporte nicht mehr benötigt wurden, bzw. wegen Erschöpfung ersetzt werden mussten. Itzhak Lichtman erinnert sich an einen Ukrainer, der mit dem Massaker prahlte, ist sich jedoch nicht sicher, ob es sich dabei um Klat handelte.

Kapitel 9

Meine Beschreibung des Lagersystems basiert auf Rückeri und Novitch sowie Szmajzner, Blatt und anderen Überlebenden.

- 1) Statistiken über die Flucht von Juden in den Parczew-Wald und andere Wälder befinden sich in: SHMUEL KRAKOWSKI: *The War of the Doomed. Jewish Armed Resistance in Poland 1942-1944* (Manuskriptübersetzung aus dem Hebräischen von Orah Blaustein).
- 2) Die Geschichte über Michael Knopfmacher habe ich Novitch entnommen. Knopfmacher kämpfte mit den russischen Partisanen und überlebte den Krieg.

- 3) Die Aussagen über den Widerstand polnischer Juden basieren auf meinen Interviews mit Abraham Margulies und anderen Mitgliedern des Bahnhofskommandos sowie auf Novitch und Rutkowski.
- 4) Der Hund Barry gehörte Kurt Franz, Ausbilder der ukrainischen Hilfswilligen, später Stangls Adjutant in Treblinka und in der Endphase des Lagers dessen Nachfolger als Kommandant. Aus Zeugenaussagen im Treblinka-Prozess (1965 vor dem LG Düsseldorf) geht hervor, dass der Hund Barry später auch dort auftauchte.
- 5) Abraham Margulies und andere Überlebende vom Bahnhofskommando erzählten mir von dem Juden, der in einem mit Kleidung beladenen Güterwagen entkam. Thomas Blatt, der sich zu jener Zeit nicht in Sobibór befand, hält eine solche Flucht für unmöglich, da Frenzel beim Appell das Fehlen eines Mannes bemerkte und die gesamte Zugbrigade dafür bestraft hätte, vermutlich sogar mit dem Tod. Blatt argumentiert, dass das Bahnhofskommando dem Mann unter diesen Umständen niemals geholfen hätte. Das Gegenargument der Verfechter der Geschichte lautet, dass es im Frühherbst 1942 keinen Appell gegeben habe, da die Zahl der Arbeitsjuden zu jenem Zeitpunkt noch klein war.

Kapitel 10

Das Material über Josel und Mordechai Goldfarb basiert ausschliesslich auf meinen Interviews mit den beiden.

Kapitel 11

Das Material über Karski in diesem Kapitel basiert hauptsächlich auf meinen Interviews mit dem ehemaligen Kurier und jetzigen Professor für Politikwissenschaft an der Georgetown University, Washington D.C., sowie seinem Buch *Story of a Secret State*, Boston, 1944. Ausserdem beziehe ich mich auf WALTER LAQUEUR: *The Terrible Secret*, Boston, 1980.

- 1) Die Identität des Zionisten konnte niemals zweifelsfrei geklärt werden. Laqueur glaubt, dass es sich dabei entweder um Menahem Kirschenbaum oder Adolf Berman gehandelt habe, wobei er zu letzterem tendiert. Meine Entscheidung, ihn hier als Adolf Berman zu identifizieren, basiert ausschliesslich auf Laqueurs Annahme.
- 2) Es gab noch weitere Forderungen: Sowohl jüdische Repräsentanten als auch nichtjüdische Politiker sollten Gelder zur Bestechung der Gestapo, für den Kauf falscher Ausweise und für die Ernährung der Hungernden schicken. Jüdische Vertreter in London – der Bundist Szmuel Zygielbojm und der Zionist Dr. Ignace Szwarcbard – sollten sich nachdrücklich dafür einsetzen, dass die polnische Exilregierung alle Forderungen an den alliierten Kriegsrat weitergebe. Und Jan Karski sollte sich dazu verpflichten, alles in seiner Macht Stehende zu unternehmen, um das öffentliche Interesse auf die hilflose Lage der Juden zu lenken.

Kapitel 12

Dieses Kapitel basiert hauptsächlich auf meinen Interviews mit Karski, seinem Buch, Walter Laqueur, Gitta Sereny sowie MARTIN GILBERT: *Auschwitz and the Allies*, New York, 1981.

- 1) Karski besitzt selbst keine Kopie des Berichts der polnischen Exilregierung an die Alliierten. Ich übernehme die Zusammenfassung aus Gilbert, S.93-95. Gilbert zitiert aus Dokumenten des britischen Aussenministeriums.
Die polnische Exilregierung erweiterte Karskis Bericht um die Erwähnung der Massenvernichtung in Treblinka, Belzec und Sobibór.
- 2) Der Bund-Bericht mit dem Titel *Bericht des Bund über die Verfüllung der Juden* ist abgedruckt in *Midstream*, April 1968. Er erwähnt zwar keine Vergasungen in Treblinka, Belzec und Sobibór, nennt jedoch Einzelheiten zu den Vergasungen in Chelumno.
Das polnische Regierungsbulletin, das die Vergasungen in den Vernichtungslagern Ostpolens anspricht, erschien in der *Fortnightly Review* in der ersten Juliwoche 1942 (zitiert nach Gilbert, S.47).
- 3) Das Riegner-Telegramm wird in Zusammenhang mit der Frage, wieviel der Westen zu welchem Zeitpunkt wusste, ausführlich bei Laqueur und Gilbert diskutiert.
- 4) Das Material über den Bericht von Richard Lichtheim habe ich Laqueur entnommen.
- 5) Meine Zusammenfassung des Treffens mit Leland Harrison in Bern basiert auf Gilbert.
- 6) Meine Quelle für das Telegramm des britischen Aussenministeriums ist Gilbert, S.101.
Die Wells-Wise-Diskussion findet sich in ARTHUR D. MORSE: *While Six Million Died*, New York, 1967, S.23 [dt. Ausgabe: ARTHUR D. MORSE: *Die Wasser teilten sich nicht*, Bern, München, 1968].
Das Zitat über die «klagenden Juden» stammt aus Laqueur, S.83.
- 7) Zum Thema vergeltender Bombardierung und deren Ablehnung siehe Gilbert, S.106.
- 8) Die Diskussion über die Aufnahme jüdischer Flüchtlinge in Palästina und England ist zusammengefasst aus Gilbert, insbesondere S.77, S.119, S.132.
- 9) Zitiert nach: STEFAN KORBONSKI: *The Polish Underground State*, New York, 1978, S.126. Korbonski war Mitglied des polnischen Untergrunds und Leiter des zivilen Widerstands.
- 10) Zur Lösegeldfrage siehe: Gilbert.
Karski erzählte mir von seinem Gespräch mit Lord Selborne. Äusser Anthony Eden und Lord Selborne traf Karski in London (u.a.) Arthur Greenwood von der Labour Party; Lord Craneborne von der Conservative Party; den Präsidenten der Handelskammer Hugh Dalton; die Labour-Abgeordnete Ellen Wilkinson; den Vorsitzenden der Labour Party William Henderson; den britischen Botschafter bei der polnischen Exilregierung Owen O'Malley; den US-Botschafter bei der Exilregierung Anthony D. Biddle; den Vorsitzenden der Kommission für Kriegsverbrechen der Vereinten Nationen Sir Cecil Hurst; sowie die Schriftsteller und Verleger H.G. Wells, Arthur Köstler, Victor Gollancz, Allen Lane, Kingsley Martin, Ronald Hyde und Gérard Berry.
(Siehe: *Congressional Record*, 15. Dezember 1981.)

- 11) Die Note des polnischen Botschafters an den Vatikan findet sich bei Sereny, S. 331.
Der Brief des polnischen Präsidenten an den Papst ist vollständig abgedruckt in: CARLO FALCONI: *The Silence of Pius XU*, Boston, 1970, S.218 [dt. Ausgabe: CARLO FALCONI: *Das Schweigen des Papstes*, München, 1966].
- 12) Die einzelnen Beispiele dafür, was der Vatikan zu welchem Zeitpunkt wusste, stammen aus verschiedenen Quellen: Sereny, Falconi, Morse, Laqueur und Gilbert.
Das Zitat aus dem Vatikan-Bericht an das US-Aussenministerium habe ich Morse, S. 22, entnommen.

Kapitel 13

Dieses Kapitel stützt sich auf die Bücher von Smajzner und Novitch sowie auf meine Interviews mit Smajzner, Esther Raab und Eda und Itzhak Lichtman.

- 1) Es ist mir nicht gelungen, den Deutschen mit diesem Spitznamen namentlich zu identifizieren.

Kapitel 14

- 1) Meine Schilderung der Nazi-Spiele und des Vergiftungsplans stützt sich auf die bei Novitch und Rutkowski wiedergegebenen Augenzeugenberichte.
- 2) Smajzner erinnerte sich an etwa zehn Selbstmorde im Winter 1942-1943.
- 3) Ich beziehe mich hier auf den Korherr-Bericht, der u.a. bei Laqueur vollständig abgedruckt ist. Himmler beauftragte den SS-Statistiker am 18. Januar 1943 mit der Erstellung eines Zwischenberichts zur Endlösung, den jener am 23. März 1943 lieferte.
- 4) Zur zögernden Haltung der USA bei der Zustimmung zu der gemeinsamen Erklärung der Alliierten und der Weigerung von Papst Pius XII, diese zu unterzeichnen, siehe Laqueur, S.225-227; Morse, S.29; und Gilbert, S. 103-105.
- 5) Der Bericht über Himmlers zweiten Besuch in Sobibór basiert auf Smajzner, Ruckeri sowie Moshe Bahirs Aussage bei Novitch.
- 6) Das Material über die Krankenstation stammt von meinen Interviews mit Josel.

Kapitel 15

Der überwiegende Teil dieses Kapitels basiert auf meinen Interviews mit Selma und Chaim Engel.

- 1) Für statistisches Material über die Deportationen von niederländischen Juden nach Sobibór siehe Louis de Jong. Die Deutschen müssen über die 19 Züge von Westerbork nach Sobibór Buch geführt haben, da bei de Jong die Daten aller Transporte sowie die genaue Anzahl der Insassen verzeichnet sind.
- 2) Die Details über die Weiterverwendung des gestohlenen jüdischen Eigentums

sind entnommen aus: LÉON POLIAKOV: *Harvest of Hate*, New York, 1979, S.77-82. Siehe auch Sereny sowie LUCY DAWIDOWICZ: *The War Against the Jews, 1933-1945*, New York, 1975.

- 3) Einige polnische Juden reagieren heute empfindlich, wenn sie auf das damalige Misstrauen gegenüber den holländischen Juden angesprochen werden. Thomas Blatt zum Beispiel scheint der Meinung zu sein, dass ich diesen Aspekt überbetone. Andere, wie Szmajzner, Selma und Chaim Engel oder Esther Raab, bestätigten hingegen, dass genau aus den von mir genannten Gründen starkes Misstrauen herrschte.

Kapitel 16

Das Material über Toivi in diesem Kapitel basiert ausschliesslich auf meinen Interviews mit Thomas Blatt.

- 1) Das SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt erliess am 16. August 1942 folgende Verfügung:
 «Der Leiter des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamts, SS-Obergruppenführer Pohl, hat angeordnet, dass Sorge zu tragen ist, dass das in den Konzentrationslagern gesammelte Menschenhaar nutzbar gemacht wird. Dieses Menschenhaar wird auf Spulen gezogen und in Industriefilz umgewandelt. Nach dem Kämmen und Schneiden kann Frauenhaar zu Pantoffeln für die U-Bootbesatzungen und zu Filzsocken für die Reichsbahn verarbeitet werden.»
 Siehe LÉON POLIAKOV, JOSEF WULF: *The Third Reich and the Jews*, Paris, 1959, S.67; [dt. Ausgabe: LÉON POLIAKOV, JOSEF WULF: *Das Dritte Reich und die Juden*, Berlin, 1955].
- 2) Die Schilderung des Ausbruchversuchs und des Minenlegens basiert auf meinen Interviews mit Szmajzner, Blatt und Josel sowie auf Szmajzners Buch und Rutkowskis Artikel.

Kapitel 17

- 1) Die Fakten über den Warschauer Ghettoaufstand habe ich Poliakov, S.229- 242, entnommen.
- 2) Zitiert nach: Gilbert, S.131.
- 3) Neben den in diesem Kapitel genannten Persönlichkeiten traf Karski die folgenden amerikanischen Schriftsteller und Verleger (u.a.): Ogden Reid, Herausgeberin der *New York Herald Tribune*; Walter L. Lippmann; George Sokolsky; Leon Dened, Herausgeber des *American Mercury*; Eugene Lyons; Dorothy Thompson; William Prescott von der *New York Times* und Frederick Kühl von der *Chicago Sun* (siehe: *Congressional Record*, 15. Dezember 1981).
- 4) Der Bericht über Karskis Treffen mit General Donovan basiert ausschliesslich auf meinem Interview mit Karski.
 Die Zusammenfassung der Unterredung mit Richter Frankfurter basiert auf meinem Interview mit Karski, seinem Buch sowie auf Laqueur.
 Bei der Wiedergabe der Audienz bei Roosevelt stütze ich mich auf mein Interview mit Karski, sein Buch und auf das veröffentlichte Tagebuch von Botschafter JAN

CIECHANOWSKI: *Defeat in Victory*, New York, 1947.

- 5) Details über den schwedischen Plan finden sich bei: Sereny, S.215-217.
- 6) Zur Bermuda-Konferenz siehe: Laqueur, S.133-134; Gilbert, S.131-137; HENRY L. REINGOLD: *The Politics of Rescue*, New York, 1970, S. 167-208.
- 7) Die Schilderung von Karskis Besuch bei Szmuel Zygielbojm basiert auf meinem Interview mit Karski, seinem Buch und auf Laqueur.
Für Hintergrundmaterial über Zygielbojm siehe: AVIVA RAVEL: *The Story of Arthur Zygielbojm*, Montreal, o.J. («Arthur» war Zygielbojms Deckname während des Krieges.) Zygielbojms Abschiedsbrief ist zitiert nach: Ravel, S. 178-180.

Kapitel 18

Das Material über Toivi in diesem Kapitel basiert ausschliesslich auf meinen Interviews mit Thomas Blatt.

- 1) Der vollständige Text des auf den 15. Juli 1943 datierten Briefes von Pohl an Himmler ist abgedruckt bei Novitch, S.30. Ein eventuelles Antwortschreiben Himmlers ist nicht bekannt.
- 2) Die Majdanek-Episode ist Szmajzners Buch entnommen.

Kapitel 19

Leon Feldhendlers Charakter und Denkweise habe ich nach meinen Interviews mit den Überlebenden rekonstruiert.

- 1) Szmajzner und Blatt bezweifeln, dass Feldhendler etwas von dem Treblinka-Aufstand wusste, da sie selbst nicht darüber informiert waren. Auch Rutkowski behauptet, dass niemand in Sobibór etwas über Treblinka wusste. Petscherski hingegen besteht darauf, dass sowohl er selbst als auch Feldhendler von der Revolte gehört hatten. In einem Brief an Ainsztein schrieb Petscherski: «Wir wussten davon, kannten aber keine Einzelheiten.»
Es wird immer unterschiedliche Auffassungen darüber geben, ob nun der Aufstand von Treblinka oder der von Sobibór grösser und erfolgreicher war. Ich möchte hier nicht in diese Debatte einsteigen, sondern gebe nur Fakten wider: In Treblinka gelangten die Juden mit Hilfe eines nach einem Wachsabdruck angefertigten Nachschlüssels in das Waffenmagazin und schmuggelten Handgranaten heraus. Am Tag des Ausbruchs unterbrachen sie die Stromversorgung (die dortigen Zäune waren elektrisch geladen), schnitten die Telefonleitungen durch und brannten den grössten Teil des Lagers nieder. Ungefähr 200 Häftlingen gelang die Flucht, etwa 60 von ihnen überlebten den Krieg. Nur wenige Deutsche und ausländische Wachen wurden bei dem Aufstand getötet.
Jahrelang war die einzige verfügbare Quelle über den Treblinka-Aufstand JEAN-FRANCOIS STEINER: *Treblinka*, New York, 1967. Historiker bewerten das Buch inzwischen eher als Roman denn als Sachbuch. Die beste Quelle zu diesem Thema ist die von Alexander Donat herausgegebene Sammlung von Augenzeugenaussagen: *The Death Camp Treblinka*, Holocaust Library, 1979.
- 2) Die meisten der von mir befragten Überlebenden erinnern sich noch lebhaft an die Ermordung der Juden aus Belżec und an die Zettel in deren Taschen. Der

nach dem Gedächtnis von Überlebenden rekonstruierte Wortlaut dieser Notizen ist bei Novitch nachzulesen.

- 3) Die Details der drei Fluchtpläne basieren auf Blatt, Szmajzner, Novitch und Rutkowski.
- 4) Die Geschichte über den Versuch der Chil-Partisanengruppe, die Bahnverbindung nach Sobibór zu sprengen, stammt aus: A. SHENKO: *In a Jewish Division*, in: *Yitzkor Memorial*, S.21- 22. (Shenko war Augenzeuge.)
Blatt und andere erinnern sich an einen weiteren Zwischenfall, der sich noch in der kalten Jahreszeit ereignete. Die Deutschen weckten die Juden mitten in der Nacht und liessen sie auf dem Hof antreten. Blatt sagte aus, er habe später erfahren, dass eine russische Partisanengruppe zufällig dicht am Lager vorbeigekommen sei und eine Landmine zur Explosion gebracht habe. Blatt erinnert sich, die Detonation gehört zu haben.
- 5) Fünf Juden des Waldkommandos entkamen und überlebten bis zur Befreiung durch die Russen im Juli 1944: Shlomo Podchlebnik, Josef Kopf, Zyndel Hoenigman, Simha Bialowitz und Chaim Korenfeld. Kopf wurde von Polen ermordet, als er mit dem Fahrrad zu seinem Heimatort fuhr, um das Eigentum seiner Familie zurückzufordern.
Szmajzners Schilderung der Flucht beinhaltet mehrere Fehler. So waren zum Beispiel die übrigen Juden nicht in den Fluchtplan eingeweiht. Meine Hauptquellen für die Episode sind Chaim Korenfeld, den Blatt für mich in Sao Paulo, Brasilien, interviewte, und Blatt selbst, der seine Informationen damals direkt aus erster Hand von Podchlebnik und Kopf erhielt.
- 6) Die Details über die Exekution der polnischen Juden stammen aus meinen Interviews mit Überlebenden, die Zeugen des Zwischenfalls waren, sowie aus Szmajzners Buch und Moshe Bahirs Bericht in Novitch. Gewisse Unstimmigkeiten existieren in der Frage der Genickschüsse: Sowohl Karl Frenzel als auch Johann Niemann werden als Täter genannt.
- 7) Thomas Blatt erzählte mir von dem hier geschilderten Zwischenfall, bei dem Leon Blatt (nicht verwandt mit Thomas) zu Tode gepeitscht wurde.
- 8) Die Beschreibung des Kapo-Fluchtplans und dessen Konsequenzen basiert auf meinen Interviews mit Blatt und Josel sowie auf Szmajzners Buch.

Kapitel 20-23

Diese Kapitel basieren hauptsächlich auf meinen Interviews mit Alexander Petscherski sowie auf seinem Tagebuch aus Sobibór, das 1946 in jiddischer Übersetzung veröffentlicht wurde. Ich habe die meisten der dort genannten Namen und Daten sorgfältig überprüft und, wo nötig, korrigiert.

- 1) Für weitergehende Informationen zum Ghetto Minsk als Zentrum jüdischen Widerstands siehe: LUCIEN STEINBERG: *Not As a Lamb. Jews Against Hitler*, New York, 1974, Kap. 29.
- 2) Es ist nicht bewiesen, dass es Drescher war, der Petscherski beim Niederschreiben von Tagebuchnotizen beobachtete. Ich nehme an, dass es sich dabei um den Buben handelte, da dieser Feldhenders Kurier war.
- 3) Blatt und andere Überlebende betrachten Petscherskis Geschichten über das Ausschütten der Suppe nach dem Vorfall mit Zukerman sowie über seinen Wider-

stand gegen Frenzei mit einer gewissen Skepsis. Es ist mir zwar nicht gelungen, Petscherskis Aussagen durch andere Augenzeugen zu untermauern, dennoch hege ich keinerlei Zweifel am Wahrheitsgehalt seines Berichts.

- 4) Das Material über Shlomo an dieser Stelle basiert auf meinem Interview mit Szmajzner sowie auf seinem Buch.
- 5) Niemand kann exakt rekonstruieren, wie oft und an welchen Orten die Organisation zusammenkam, oder wer bei den Treffen anwesend war. Ich habe die Details der Treffen zusammengefügt, so gut mir dies möglich war, vermute allerdings, dass mehr Kurzbesprechungen stattfanden als hier und im folgenden beschrieben.

Kapitel 24

- 1) Die Schilderung des Berliner-Vorfalles basiert auf meinen Interviews mit Blatt, Josel und Szmajzner sowie auf Szmajzners Buch. Nach Abschluss dieses Manuskripts erfuhr ich, dass Philip (Fishel) Bialowitz noch lebt und in New York wohnt. Ich habe daraufhin zwar kurz mit ihm telefoniert, ihn jedoch nicht zu dem Mord an Berliner befragt.

Kapitel 25-30

Der überwiegende Teil dieser Kapitel basiert auf meinen Interviews mit Alexander Petscherski sowie auf seinen Aufzeichnungen über die Zeit in Sobibór. Wo erforderlich, habe ich Namen und Daten geändert.

Das Material über Josel, Shlomo, Selma und Chaim in den folgenden Kapiteln stammt von meinen Interviews mit diesen Überlebenden.

- 2) Esther Raab und Itzhak Lichtman erinnern sich, dass Feldhändler am Jom Kippur den Gottesdienst leitete. Mehrere Überlebende erzählten mir, dass die Organisation die Gebetsstunde als Tarnung für eine Besprechung nutzte. Anderen, wie Esther, ist davon nichts aufgefallen. Da ich nicht zu meiner Zufriedenheit klären konnte, dass zur betreffenden Zeit in derselben Baracke tatsächlich ein solches Treffen stattfand, habe ich diesen Punkt nicht in den Text aufgenommen.
- 3) Das Material über Selma und die kranken Häftlinge stammt aus meinen Interviews mit Selma und Chaim Engel sowie von denen mit Josel.
- 4) Es existiert eine zweite Version von Götzingers Tod, laut der es sich um einen Unfall handelte: Götzinger soll im Nordlager von einer von ihm aufgehobenen russischen Handgranate, die in seiner Hand explodierte, getötet worden sein. Meine Version stammt von Esther Raab, die über ein gutes Gedächtnis verfügt. Ausserdem hätte Zelda Metz, die im Nordlager arbeitete, ihrer Freundin Esther von einem Unfall mit einer Granate erzählt, wenn es einen solchen gegeben hätte; dies war jedoch nicht der Fall.
- 5) Die folgende Schilderung, wie die einzelnen Häftlinge von der Flucht erfuhren, basiert auf meinen Interviews mit Esther Raab, Chaim Engel, Szmajzner sowie auf Szmajzners Buch.
- 6) Laut seinen eigenen Aufzeichnungen schickte Petscherski nicht Kalimali, sondern Boris ins Lager II. Thomas Blatt hingegen, der in derselben Baracke wie Kalimali

- schließ, besteht darauf, dass er den Kaukasen ins Lager II kommen sah. Ich traue Blatts Erinnerung in diesem Punkt mehr als der von Petscherski.
- 7) Das Material über Toivi und die Ermordung von Josef Wolf basiert auf meinen Interviews mit Thomas Blatt und auf dessen Artikeln. Augenzeugen für die Tat selbst konnte ich nicht finden.
 - 8) Der Bericht über das Durchschneiden der Telefonleitungen basiert auf meinen Interviews mit Josel.
 - 9) Die Schilderung der Ermordung von Niemann stützt sich auf mein Telefongespräch mit dem Augenzeugen Yehuda Lerner sowie auf Szmajzners Buch. Die Einzelheiten über den Mord an Fallaster stammen aus meinem Interview mit dem Augenzeugen Itzhak Lichtman sowie von Petscherskis und Szmajzners Aufzeichnungen. Ich besitze keine eindeutigen Beweise dafür, dass Fallaster von Boris und Grisha getötet wurde; niemand scheint sich hundertprozentig sicher zu sein, wer die Täter waren.
 - 10) Die Liquidierungen von Greischütz und Klat habe ich nach verschiedenen Quellen rekonstruiert. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich bei den beiden russischen Tätern um Väispapir und Rozenfeld. Es ist mir während meines Aufenthaltes in der Sowjetunion leider nicht gelungen, Kontakt zu Vaispapir aufzunehmen.
 - 11) Zwischen Petscherskis und Szmajzners Geschichte über die Munition existiert ein scheinbarer Widerspruch. Petscherski fand bei seiner Durchsuchung der Baracke keine Patronen, während Szmajzners Suche erfolgreich war. Ich halte beide Versionen für glaubwürdig.
 - 12) Die Geschichte über die Ermordung von Beckmann basiert auf meinem Interview mit Chaim Engel. Ich vermute, dass noch weitere Deutsche im Lager II getötet wurden, kann diesen Verdacht jedoch nicht durch Zeugenaussagen untermauern.
 - 13) Laut eines deutschen Berichts vom 11. März 1944 kamen bei dem Aufstand von Sobibór elf Deutsche um. Sechs von ihnen konnte ich identifizieren: Beckmann und Josef Wolf im Lager II, Niemann, Fallaster, Greischütz und Friedrich Gaulstich (exakte Schreibweise des Nachnamens ungeklärt) im Lager I. Über die Namen der übrigen fünf existieren keine zuverlässigen Angaben. Vermutlich wurde ein Teil von ihnen während des eigentlichen Ausbruchs getötet. Ich habe darauf verzichtet, die Namen von möglicherweise getöteten Deutschen zu nennen, um den zahlreichen Spekulationen zu diesem Thema keine zusätzliche Nahrung zu geben.
Ich bin mir nicht sicher, wer den Strom unterbrach. Blatt und einige andere glauben, dass es Josef Dunietz war.
Einige Autoren haben behauptet, der Zaun von Sobibór sei – zumindest in Teilbereichen – elektrisch geladen gewesen. Da ich diesen Punkt nicht zu meiner Zufriedenheit klären konnte, habe ich ihn im Text nicht erwähnt.

Kapitel 31

Dieses Kapitel basiert auf den Aussagen der Augenzeugen Szmajzner, Petscherski, Blatt, Raab, Josel, Engel und Lichtman sowie auf den schriftlichen Berichten von Szmajzner, Petscherski, Blatt und Novitch.

- 1) Mehrere Überlebende, einschliesslich Petscherski selbst, erinnern sich, dass Petscherski eine kurze Abschiedsrede hielt. Der hier wiedergegebene Wortlaut stammt von Thomas Blatt.
- 2) Die Schilderung dieses Zwischenfalls basiert auf meinem Interview mit Jacob Biskubicz.
- 3) Laut einer anderen Version kehrte das Waldkommando zu spät von der Arbeit ausserhalb des Lagers zurück und befand sich noch im Lager II, als der Aufstand begann. Das Waldkommando soll daraufhin das Waffenmagazin angegriffen haben. Diese Version stimmt jedoch nicht mit den übrigen Fakten überein. Der Angriff auf das Waffenmagazin gibt Anlass zu Spekulationen. In ihrem Bericht vom 15. Oktober 1943 behaupteten die Deutschen, die Juden hätten «die Wachen überwältigt, sich des Waffenmagazins bemächtigt» und seien «nach einem Schusswechsel mit der Lagergarnison in unbekannte Richtung geflohen». Gelang den Juden tatsächlich die Eroberung des Waffenmagazins? Falls ja, warum benutzten sie dann nicht die darin lagernden Maschinenpistolen zu ihrer Verteidigung? Ich vermute, dass zwar ein Angriff erfolgte, dass Frenzel jedoch das Feuer eröffnete, bevor die Juden in das Gebäude eindringen konnten, und sie sich daraufhin zerstreuten. Vielleicht übertrieben die Deutschen in ihrem Bericht bewusst, um ihr Gesicht zu wahren. Fest steht, dass kein Zeuge – auch Petscherski nicht – bestätigen kann, dass tatsächlich ein Jude ins Innere des Waffenmagazins gelangte.

Kapitel 32-36

Diese Kapitel basieren ausschliesslich auf meinen Interviews mit den jeweils betroffenen Überlebenden sowie im Fall von Petscherski, Blatt und Szmajzner zusätzlich auf deren Aufzeichnungen.

Kapitel 37

Das Material über die Mietek- und Chil-Partisanen basiert auf meinen Interviews mit Samuel Gruber, der zum Zeitpunkt meiner Recherchen in New York ein Hotel leitete; ausserdem auf dem nach seinen Schilderungen geschriebenen Buch über sein Leben: GERTRUDE HIRSCHLER: *1 Chose Life*, New York, 1978. Als ergänzende Quellen benutzte ich das *Yizkor Book in Memory of Wlodawa and the Region of Sobibór*, sowie SHMUEL KRAKOWSKI: *The War of the Doomed* (Manuskript aus dem Hebräischen von Orah Blaustein).

- 1) Die Heimatarmee war keine statische, homogene Organisation, sondern ein wachsender Zusammenschluss aus Untergrundgruppen und Militäreinheiten, die mit Vorkriegsparteien unterschiedlichster politischer Couleur verbunden waren. Zwischen 1939 und 1944 wurden alle diese Gruppierungen sukzessive in die Union für den Bewaffneten Kampf eingegliedert, die später in Heimatarmee umbenannt wurde. Auch einige Einheiten der als extrem antisemitisch bekannten Nationalen Streitkräfte (NSZ) schlossen sich dem Bündnis an. Andere, besonders gewalttätige antisemitische Einheiten der NSZ blieben selbstständig. Bei den von jüdischen Augenzeugen geschilderten Übergriffen polnischer Partisanen lässt

sich deshalb nur schwer bestimmen, ob diese Angehörigen der Heimatarmee oder unabhängigen NSZ-Einheiten zuzurechnen sind.

Verschiedene Organisationen weigerten sich, der Heimatarmee beizutreten, so zum Beispiel die Polnische Volksarmee und die Kommunistische Volksfront.

- 2) AK-Kommandant Bor-Komorowski veröffentlichte am 15. September 1943 folgende Note: «Schwer bewaffnete Banden ziehen plündernd durch Städte und Dörfer, überfallen Landgüter, Banken, Gewerbebetriebe, Fabriken, Privathäuser und Bauernhöfe. Die Überfälle werden häufig von Morden begleitet. Bei den Tätern handelt es sich um sowjetische Partisanen, die sich in den Wäldern versteckt halten, oder um gewöhnliche Räuberbanden. Männer und Frauen, insbesondere jüdische Frauen, beteiligen sich an den Anschlägen. ... Ich habe Anweisung an die Kommandanten der Region gegeben, notfalls mit Waffengewalt gegen diese Plünderer und revolutionären Räuber vorzugehen.» Zitiert nach Krakowski, der die Meinung vertritt, dass AK-Einheiten jenen Erlass als Vorwand zur Ermordung jüdischer Partisanen nahmen.
- 3) Ich habe nach Interviews und schriftlichen Zeugnissen (Novitch, Gruber, Krakowski) zu rekonstruieren versucht, wer mit wem aus Sobibór floh und wer mit wem die Chil-Gruppe fand. Die folgende Aufzählung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Die meisten Sobibór-Überlebenden, die ich interviewte, wollten nicht über ihre konkreten Aktivitäten bei den Partisanen sprechen. Deshalb ist mein Material zu diesem Punkt verhältnismässig dünn.

Thomas Blatt (Toivi): Nach der Befreiung Polens durch die Rote Armee war Blatt zunächst als Beamter einer Ermittlungsbehörde für die Verfolgung und Verhaftung von NS-Verbrechern zuständig. Nach dem Krieg änderte er seinen Namen, um seine jüdische Herkunft zu verbergen, und arbeitete im polnischen Ministerium für Kultur. Als die kommunistische Regierung ihre Ausreisebeschränkungen für Juden lockerte, wanderte Blatt, ohne einen Groschen in der Tasche, 1957 nach Israel aus. Ein Freund besorgte ihm Arbeit in einem Kibbuz. Dort lernte er die amerikanische Jüdin Dena kennen. Thomas und Dena heirateten in Israel, siedelten jedoch kurz darauf in die Vereinigten Staaten über und liessen sich in Los Angeles nieder. Für Blatt, der weder Englisch sprach noch eine Berufsausbildung besass, war es ein schwieriger Neubeginn. Er und Dena nahmen oft gleichzeitig mehrere Jobs an, um für ein Haus zu sparen. Nachdem Blatt einige Jahre in der expandierenden Audiogerätebranche gearbeitet hatte, gelang es ihm schliesslich, zwei eigene Läden für Hifi-Anlagen zu eröffnen.

Thomas Blatt ist Vater dreier erwachsener Kinder und lebt heute als erfolgreicher Geschäftsmann mit seiner Frau Dena in Santa Barbara, Kalifornien. Jedes Jahr kehrt er zur Erinnerung an seine ermordete Familie nach Sobibór zurück.

Selma und Chaim Engel: Nach der Überfahrt auf dem holländischen Frachtschiff von Odessa nach Marseille reisten die Engels mit dem Zug in die Niederlande weiter, wo sie von Selmas Bruder, der den Krieg im Untergrund überlebt hatte, in dem Hotel der Familie in Zwolle aufgenommen wurden. In den folgenden Jahren lebten sie bei Bruder und Schwägerin, während sie auf eine der von der Regierung streng limitier-

ten Genehmigungen zur Eröffnung eines Bekleidungsgeschäfts warteten. Selma gebar kurz hintereinander einen Sohn und eine Töchter. Doch Selma und Chaim fühlten sich in Holland als Fremde. Niemand schien an ihrem Schicksal interessiert; zudem gab es zu jener Zeit keine jüdische Gemeinschaft in den Niederlanden. Desillusioniert entschlossen sie sich nach fünf Jahren zur Auswanderung. Selma, seit ihrem sechzehnten Lebensjahr Zionistin, wollte nach Israel; Chaim zog es der Möglichkeiten der freien Marktwirtschaft wegen in die Vereinigten Staaten. Da die Einwanderungsquote in die USA für Polen – Chaim war immer noch polnischer Staatsbürger – jedoch erfüllt war und jahrelange Wartelisten existierten, blieb nur Israel. Während Selma das Gemeinschaftsleben gefiel, ertrug Chaim den Kibbuz nach neun Monaten nicht mehr. Er fand Arbeit als Kellner, mietete ein Haus und begann zu sparen. Mit seinen Ersparnissen kaufte er einen kleinen Gemüseladen und besass innerhalb kurzer Zeit vier Gemüseläden. Doch es zog ihn immer noch nach Amerika. Nach siebenjährigem Aufenthalt in Israel wanderten Chaim und Selma mit den beiden Kindern 1957 in die USA aus und begannen zum dritten Mal ein neues Leben. Nach verschiedenen Hilfsarbeiten in Fabriken, Restaurants und Läden wurde Chaim schliesslich Teilhaber eines Juweliergeschäfts. Selma und Chaim Engel leben heute in Branford, Connecticut. Beide haben in Deutschland in mehreren Prozessen gegen NS-Verbrecher als Zeugen ausgesagt, u.a. gegen Hubert Gomerski.

Eda und Itzhak Lichtman: Nachdem sie sich bei den Chil-Partisanen wiedergefunden hatten, heirateten Eda und Itzhak nach dem Krieg und wanderten Anfang der Fünfzigerjahre nach Israel aus. Beide fassten in ihren alten Berufen Fuss: Itzhak eröffnete eine Schusterwerkstatt, Eda arbeitete als Kindergärtnerin. Die Lichtmans liessen sich in Holon bei Tel Aviv in unmittelbarer Nachbarschaft von anderen Sobibór-Überlebenden nieder, die wie sie nach der Flucht bei den Chil-Partisanen gekämpft hatten – darunter Abraham Margulies, Aizik Rottenberg, Jacob Biskubicz und Selmas Freundin Hella Felenbaum-Weiss, die in Tel Aviv ein Café besitzt. Itzhak Lichtman starb 1993.

Alexander Petscherski: Sascha kehrte aus dem Krieg als hochdekoriertes Offizier zu seiner Frau Olga nach Rostow am Don zurück. 1963 sagte er in Kiew als Zeuge in einem Kriegsverbrecherprozess gegen Mitglieder der ukrainischen Wachmannschaft von Sobibór aus, von denen elf zum Tode verurteilt wurden. Alexander Petscherski starb 1988 im Alter von 78 Jahren.

Luka blieb trotz aller Nachforschungen, auch seitens Petscherskis, in Polen verschollen. Das Glücksbringerhemd, das sie Sascha schenkte, ist heute in einem Museum in Rostow am Don ausgestellt.

Esther Raab-Terner: Esther wanderte mit ihrem Bruder Idel nach dem Krieg in die Vereinigten Staaten aus. (Auch ihre beiden Fluchtbegleiter überlebten den Krieg: Samuel Lerer ging nach New York, Avram Kohn nach Australien.) Esther Raab-Terner lebt in Vineland, New Jersey, ist verheiratet und betreibt gemeinsam mit ihrem Mann eine Firma für koschere Geflügelprodukte. Sie sagte in Deutschland in allen Prozessen gegen Angehörige der Lagermannschaft

von Sobibór als Zeugin aus: 1948 im Prozess gegen Hubert Gomerski sowie in dessen Wiederaufnahmeverfahren 1978 (Gomerski erhielt 1948 lebenslänglich, das Urteil wurde später wegen eines Formfehlers aufgehoben); 1950 gemeinsam mit Samuel Lerer im Prozess gegen Erich Bauer (der «Bademeister», der bereits «entnazifiziert» war, bevor er von Lerer in Berlin zufällig auf der Strasse erkannt wurde, wurde vom Schwurgericht Berlin-Moabit zu lebenslänglicher Haft verurteilt und verstarb im Gefängnis); 1965 und 1966 in den Hagener Prozessen gegen zwölf weitere SS-Männer aus Sobibór, darunter Karl Frenzel (zu lebenslänglicher Haft verurteilt, das Strafmass wurde später reduziert) und Kurt Bolender (erhängte sich vor der Urteilsverkündung in seiner Zelle).

Stanislaw Szmajzner (Shlomo): Shlomo wollte 1947 nach Israel auswandern – so weit weg von Polen wie möglich. Zuvor besuchte er Verwandte in Rio de Janeiro – und blieb für den Rest seines Lebens in Brasilien. Er eröffnete in Rio einen Juwelierladen, den er in den folgenden zehn Jahren zu einem erfolgreichen Unternehmen ausbaute, heiratete eine brasilianische Jüdin und wurde Vater zweier Söhne. 1958 kaufte er auf Empfehlung politischer Freunde im Urwald in der Nähe des Amazonasbeckens eine Insel, auf der er eine Ranch mit 1.800 Rindern errichtete. 1967 verkaufte er die Ranch und wurde Direktor einer Fabrik für Papierrecycling im zentralbrasilianischen Goiania.

1978 identifizierte Szmajzner Gustav Wagner nach dessen Verhaftung in Atibaia, Brasilien.

Stanislaw Szmajzner starb 1991.

Danksagung

Ich danke Miriam Gilbert, Mary Ann Larkin, Maya Latynski und Krystyna Smith für Übersetzungsdienste; Feiga Zylberminc von der hebräischen Abteilung der Kongressbibliothek für ihre Hilfe bei der Suche nach Forschungsmaterial; Sandra Vadney für die Abschrift des ersten Entwurfs dieses Manuskripts; Aviva Kempner und Esther Raab für die kritische Durchsicht des Manuskripts; Miriam Novitch für ihre Hilfe bei der Kontaktaufnahme zu Überlebenden in Israel, für ihre Unterstützung bei den Interviews sowie für ihre Gastfreundschaft.

Schliesslich danke ich meiner Herausgeberin, Frances Tenenbaum, für ihre Geduld mit einem lange überfälligen Manuskript und meiner Frau Paula Kaufmann für ihre Unterstützung und ihr Verständnis.

Gustav Wagner: SS-Oberscharführer Wagner wurde nach Abschluss der «Aktion Reinhard» zusammen mit 120 weiteren Angehörigen des Todeslagerpersonals – darunter Franz Stangl, Odilo Globocnik, Franz Reichleitner, Christian Wirth und Hermann Michel – zur Bekämpfung von Partisanen nach Triest versetzt. (Sowohl Kommandant Reichleitner als auch Lagerinspekteur Wirth wurden von Partisanen getötet. Stangl, Wagner, Michel und Globocnik überlebten Triest. Globocnik beging Selbstmord, als er von den Alliierten gefasst wurde; Michel floh nach dem Krieg nach Ägypten, wo sich seine Spur verlor.)

Gustav Wagner fand in Österreich zunächst eine Anstellung als Bauarbeiter, setzte sich 1948 jedoch gemeinsam mit Stangl nach Rom ab und von dort mit Hilfe des Vatikan mit einem Pass des Roten Kreuzes nach Brasilien. Dort lebte und arbeitete er bis zu seiner Verhaftung im Jahre 1978 unter seinem richtigen Namen auf einem Bauernhof in Atibaia. Obwohl von Szmajzner eindeutig identifiziert, lehnte der oberste brasilianische Gerichtshof die Auslieferungsgesuche Polens, Israels und Deutschlands ab. Wagner wurde aus der Auslieferungshaft entlassen. Ein Jahr später wurde er auf dem Hof in Atibaia erstochen aufgefunden. Die offizielle Todesursache lautete: Selbstmord.

Franz Stangl: Lagerkommandant Franz Stangl wurde nach dem Krieg in Österreich verhaftet, konnte 1948 jedoch aus dem offenen Vollzug fliehen. Mit Hilfe eines Vatikanvisums entkam er nach Syrien und arbeitete drei Jahre in einer Textilfabrik in Damaskus. 1951 emigrierte er mit seiner Familie nach Brasilien. Dort lebte und arbeitete er – u.a. in einem VW-Werk – unter seinem richtigen Namen, war unter diesem sogar beim österreichischen Konsulat in Sao Paulo registriert. 1967 dank Simon Wiesenthal überführt, wurde Franz Stangl 1968 nach Deutschland ausgeliefert und im Dezember 1970 vom Landgericht Düsseldorf zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Stangl starb im Juni 1971 im Gefängnis.

Quellenverzeichnis

Bei der Vorbereitung dieses Buches interviewte ich die folgenden Sobibór-Überlebenden: Thomas Blatt, Chaim Engel und seine Frau Selma Wijnberg-Engel, Jacob Biskubicz, Mordechai Goldfarb, Chaim Korenfeld (durch Thomas Blatt), Haim Lejst, Yehuda Lerner (telefonisch), Itzhak Lichtman und seine Frau Eda Lichtman, Abraham Margulies, Esther Raab, Aizik Rottenberg, Alexander Petscherski, Stanislaw Szmajzner, Hella Felenbaum-Weiss sowie zwei Überlebende, die ungenannt bleiben wollten.

Neben allgemeinen Büchern und Artikeln zum Thema Holocaust benutzte ich folgende, speziell auf Sobibór bezogene Quellen:

AINSZTEIN, REUBEN: *The Sobibór Uprising*, in: Jewish Resistance in Nazi-Occupied Eastern Europe, London, 1974

BLATT, THOMAS: *No Time for Tears*, in: Santa Barbara News & Review, Dezember 1977

BLATT, THOMAS: *Blood and Ashes*, in: Jewish Currents, Dezember 1978

BOWER, TOM: *Gustav Wagner: Angel of Death*, in: Listener, 21. Juni 1979

DE JONG, LOUIS: Sobibór, in: Encounter, Dezember 1978

LUKASZKIEWICZ, ZDISLAW: *Sobibór Extermination Camp*, in: German Crimes in Poland (Hrsg.: Polnische Hauptkommission zur Untersuchung der Nazikriegsverbrechen), Bd.2, Warschau, 1946-1947

NOVITCH, MIRIAM (Hrsg.): *Sobibór. Martyrdom and Revolt*, New York, 1980

PETSCHERSKI, ALEXANDER: *The Sobibór Revolt*, Moskau, 1946

RÜCKERL, ADALBERT (Hrsg.): *NS-Vernichtungslager im Spiegel deutscher Strafprozesse. Bežec, Sobibór, Treblinka, Chelmno*, München, 1977

RUTKOWSKI, ADAM: *Resistance at the Death Camp of Sobibór*, in: Bulletin of the Jewish Historical Commission, Nr. 65-66, 1968

SERENY, GITTA: *Into That Darkness. From Mercy Killing to Mass Murder*, London, 1976 [dt. Ausgabe: *Am Abgrund. Gespräche mit dem Henker*, München, 1995; überarb. Neuausgabe]

SZMAJZNER, STANISLAW: *Inferno em Sobibór. A tragédia de um adolescente judeu*, Rio de Janeiro, 1968

Yizkor Book in Memoiry of Wladawa and the Region of Sobibór, Veröffentlichung des Verbandes der Immigranten aus Wlodawa und Umgebung in Israel, Hrsg.: SHOMAN KANC, Tel Aviv, 1974

Nachwort

An einem Sonntagabend im April 1987 sahen fast 32 Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten Alan Arkin als Leon Feldhendler, Rutger Hauer als Sascha und Joanna Pakula als Luka in *Flucht aus Sobibór*. Weitere Millionen haben den CBS-Fernsehfilm seitdem in Wiederholungen oder auf Video gesehen. Der Film wurde in so vielen Ländern und Sprachen gezeigt, dass es unmöglich ist, sie alle aufzuzählen. CBS hat den Film in sein Television Reading Program aufgenommen, wodurch Tausende von Schulkindern im gesamten Land Buch, Film und Drehbuch (Autor Reginald Rose) kennenlernten. Toivi, Esther und Selma und Chaim erhielten unzählige Briefe und wurden eingeladen, in Klassenzimmern und Hörsälen zu sprechen. Sie erlebten, welch tiefes Mitgefühl Kinder für ihr Leiden und das ihrer Familien empfinden. Es war, als habe eine ganze neue Generation durch jene persönlichen Geschichten von Hoffnung und Überlebenswillen Zugang zum Holocaust gefunden.

Selbst im polnischen Fernsehen wurde *Flucht aus Sobibór* ausgestrahlt, was unmittelbare, konkrete Reaktionen zur Folge hatte. Die Regierung ersetzte das alte, fehlerhafte Schild am Lagereingang von Sobibór durch eines, auf dem in mehreren Sprachen, einschliesslich Hebräisch, zu lesen ist, dass die Nazis in dem Todeslager 250.000 Juden ermordeten. Die polnische Regierung liess ausserdem den zugewachsenen Weg zum ehemaligen Lager asphaltieren und das Gedenkmoment – die Skulptur einer zum Himmel blickenden, halb verkohlten Frau, die ihr verbranntes Kind in den Armen hält – restaurieren. Um die Stelle, an der einst die Gaskammern standen, wurde ein Zaun gezogen und in einem der ehemaligen SS-Wohnquartiere ein kleines Museum eingerichtet. Am Fuss der Frauenstatue wurde ein ewiges Licht entzündet. Wenn heute polnische Kinder Sobibór besuchen, legen sie an dem Denkmal Blumen nieder für die Juden, deren Gebeine in dem nahegelegenen Aschehügel begraben liegen.

Am 14. Oktober 1993, dem fünfzigsten Jahrestag der Flucht aus Sobibór, veranstaltete die polnische Regierung eine vom Fernsehen übertragene Gedenkfeier auf dem Gelände des ehemaligen Lagers. Vor jüdischen Repräsentanten aus vielen Ländern und 1.500 Polen trugen Esther und Toivi ein Spruchband mit der Aufschrift «Zur Erinnerung an die 250.000, die hier zugrunde gingen» zu der Stelle, an der einst die Gaskammern standen. Ein Rabbiner hielt einen Gedenkgottesdienst. Am Abend entzündeten Esther und Toivi 250 Kerzen in Glasbehältern – eine für je tausend Juden, die in Sobibór starben – und stellten die Lichter im Kreis um den Aschehügel auf.

Editorische Notiz

Vorliegendes Buch erschien erstmals 1982 unter dem Titel *Escape from Sobibór*. 1995 folgte eine Neuauflage der amerikanischen Ausgabe. Eine deutsche Übersetzung von Anna Kaiser wurde 1998 vom Bleicher-Verlag aus Gerlingen herausgegeben. 2013 veröffentlichte Delphinium Books eine überarbeitete und aktualisierte amerikanische Edition. Für diese Ausgabe wurde Anna Kaisers Übersetzung herangezogen und durch die Korrekturen der Neuauflage ergänzt.

Das Werk *Flucht aus Sobibór* entzieht sich einer eindeutigen Kategorisierung der Textgattung. Es wäre wohl ebenso unzutreffend, das Buch als Roman wie auch als Sachbuch zu bezeichnen. Vielleicht mag diese Tatsache ein Mitgrund dafür gewesen sein, warum die deutsche Erstausgabe kaum rezipiert wurde, weder von einer breiteren Öffentlichkeit noch von der Geschichtswissenschaft.

Wir veröffentlichen *Flucht aus Sobibór* als vielschichtiges Zeugnis: eine mit einem dramaturgischen Rahmen versehene und in enger Zusammenarbeit entstandene Erzählung von 18 Sobibór-Überlebenden, ein von einem Schriftsteller verfasster Erinnerungsband von Überlebenden, mit der zentralen Intention, über ihr Schicksal und die Geschichte von Sobibór zu berichten.

In dieser Neuauflage sind ab Seite 289 erstmals alle 18 Zeichnungen von Joseph Richter als Bildstrecke abgedruckt. Diese Zeichnungen wurden nach Kriegsende in Chelm gefunden wurden. Sie stammen aus den Jahren 1942 und 1943 und wurden aus Papiermangel auf polnischen Zeitungen und NS-Plakaten angefertigt. Joseph Richter hat auf der Rückseite von einigen Zeichnungen Texte hinzugefügt. Über sein persönliches Schicksal ist nichts weiter bekannt.

Miriam Novitch überlebte als Widerstandskämpferin in Frankreich den Krieg. Sie emigrierte 1946 nach Israel, war Mitbegründerin des Lochamej haGeta'ot Kibbutz und des 1949 dort eröffneten Museums Haus der Ghettokämpfer, wo sie erste Kuratorin wurde. Zeit ihres Lebens reiste Miriam Novitch unermüdlich durch ganz Europa, nicht nur um wissenschaftlich über den Holocaust zu forschen, sondern auch um jüdische Kunstwerke zu finden und nach Israel zu bringen. So stiess sie auch auf Joseph Richters Zeichnungen, die heute im Haus der Ghettokämpfer archiviert sind.

Flucht aus Sobibór wurde 1987 mit Rutger Hauer in der Hauptrolle verfilmt, der für seine schauspielerische Leistung mit dem Golden Globe ausgezeichnet wurde.

Zur Flucht aus Treblinka:

Jankiel Wiernik
Ein Jahr in Treblinka
bahoe books | Wien 2014